

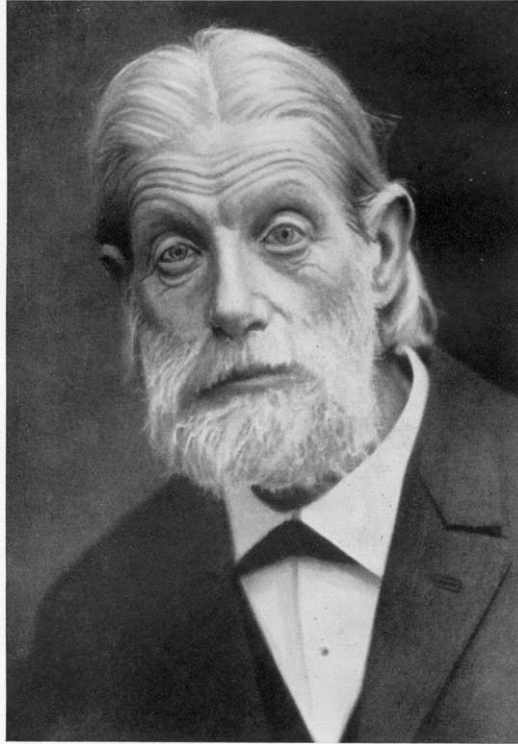
**Norbert Schmitz**

**Alfred Stern**

(1846-1936)

**Ein europäischer Historiker  
gegen den Strom  
der nationalen Geschichtsschreibung**





*Alfred Stern*

Die vorliegende Studie wurde im August 2008 von der Humanistischen Fakultät der Universität Tromsø (Norwegen) als Dissertation angenommen. Für die Veröffentlichung wurde sie leicht überarbeitet. Ich bedanke mich bei Hans-Joachim Neubauer (Potsdam), Mark-Georg Dehrmann (Hannover) und Michael Schmidt (Tromsø) für wertvolle Hinweise und Anregungen.

## Inhaltsverzeichnis

I.	<b>Der Bastard der Geisteswissenschaften</b> .....	7
	Einleitende Bemerkungen zur Biographik	
II.	<b>Einstein inklusive Bärchen und Geige</b> .....	45
	Die Freundschaft mit Albert Einstein und die Liebe zur Musik	
III.	<b>Brotstudium</b> .....	52
	Frühe Jahre	
IV.	<b>Ein schmächtig verkannter Außenseiter und wissenschaftliche Väter</b> .....	59
	Erste Vorbilder	
V.	<b>Gegen Kommando von oben</b> .....	72
	Politische Verortung	
VI.	<b>Von Dr. Stern ganz absehen</b> .....	83
	Der Ruf nach Bern und die Berufungspraxis	
VII.	<b>Zierden der Weltliteratur und unverschämte Schmierer</b> .....	97
	Künstlerische Bildung und „doppelte Distanzierung“	
VIII.	<b>Rindfleischesser und Gintrinker</b> .....	104
	Habilitation	
IX.	<b>Lieber in dem aufblühenden Zürich alt werden</b> .....	117
	Die Berner Demission	
X.	<b>Wider Treitschke</b> .....	139
	Die Treitschke-Baumgarten-Kontroverse 1882/83	
XI.	<b>Den Ocean in eine Trinkschale fassen</b> .....	167
	Das Opus magnum in 10 Bänden: <i>Die Geschichte Europas</i>	
XII.	<b>Ein begeisterter Freiheitsfreund und ein fröhlicher katholischer Tiroler</b> .....	197
	Eine Gegenüberstellung der Historiographie Sterns und Treitschkes	
XIII.	<b>Nationalismus und europäisches Gemeinschaftsgefühl</b> .....	231
	Erster Weltkrieg	
XIV.	<b>Gedanken eines alten Historikers</b> .....	255
	Weimarer Republik und „Drittes Reich“	
XV.	<b>Wie haben wir bei Ihnen getrunken!</b> .....	270
	Jude, Historiker, Mensch	
XVI.	<b>Was hätte der Vater zu dieser Entwicklung gesagt!</b> .....	291
	Das Schicksal der Nachfahren Sterns	
	Zeittafel .....	309
	Quellenverzeichnis .....	310



## I. Der Bastard der Geisteswissenschaften

### Einleitende Bemerkungen zur Biographik

Der Historiker Alfred Stern (1846-1936) veröffentlichte im Jahre 1932 seine *Wissenschaftliche Selbstbiographie*<sup>1</sup>. Dieser kurze, nur 32-seitige Text sollte ursprünglich in der von Felix Meiner in Leipzig herausgegebenen Reihe *Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen* erscheinen, deren Leitgedanke es war, „Aufschluß über die geistige Entwicklung der führenden Historiker und die wissenschaftlichen und menschlichen Einflüsse auf sie zu geben“<sup>2</sup>. Da Meiner diese Reihe aber einstellte und Stern von Orell Füssli eine Absage erhalten hatte, bat er im Oktober 1932 Ernst Gagliardi (1882-1940), der als Mitherausgeber der *Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft* über die entsprechenden Beziehungen verfügte, sich für ihn bei dem Verlag Gebr. Leemann & Co. zu verwenden. Es ging ihm darum, ein „möglichst rasches Erscheinen“ der Schrift zu gewährleisten.<sup>3</sup> Tatsächlich wurde der Text noch im selben Jahr gedruckt. Man wird Stern glauben dürfen, dass er, wie er an Gagliardi schrieb, „schon oft aufgefordert worden [ist], [...] über [s]einen wissenschaftlichen Bildungsgang und [s]eine Thätigkeit als Historiker Rechenschaft abzulegen“<sup>4</sup>. Es gehörte schließlich „zum bürgerlichen Selbstverständnis, sich in einem gewissen Alter um die Niederschrift seiner Memoiren „bitten“ zu lassen.“<sup>5</sup> Genauso wird man ihm abnehmen können, dass er im Alter von fast 86 Jahren seine „kleine Schrift noch bei Lebzeiten als Andenken Freunden und Bekannten in die Hand legen“<sup>6</sup> wollte. Es liegt aber ebenfalls auf der Hand, dass er mit diesem autobiographischen Text seine eigene wissenschaftliche Entwicklungsgeschichte und sein Wirken als Historiker sowohl dokumentieren als auch verfügbar machen wollte. Da die Erinnerung an Leben und Werk dieses deutsch-jüdischen Historikers heute jedoch weitgehend verblasst ist, scheint ihm der beabsichtigte Sprung in den Ruhmestempel der Historiker nicht gelungen zu sein. Nun ist die Fama natürlich nicht nur eine unstete Freundin, sie hat in

---

<sup>1</sup> Vgl. Alfred Stern: *Wissenschaftliche Selbstbiographie*, Zürich und Leipzig 1932. Alle Angaben zur Biographie Alfred Sterns stammen, wenn nicht anders angegeben, aus dieser Schrift. Die zugehörige Seitenzahl erscheint in Klammern unmittelbar im Anschluss an das Zitat bzw. an die referierte Stelle.

<sup>2</sup> Sigfrid Steinberg: *Vorwort des Herausgebers*, in: *Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Leipzig 1925, S. V-III, hier S. V.

<sup>3</sup> Alfred Stern an Ernst Gagliardi, 25.10.1932, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., Nachlass E. Gagliardi, 17.43.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Miriam Gebhardt: *Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890 bis 1932*, Stuttgart 1999, S. 58 (= *Studien zur Geschichte des Alltags*, Band 16).

<sup>6</sup> Alfred Stern an Ernst Gagliardi, 25.10. 1932, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., Nachlass E. Gagliardi, 17.43.

der hektischen Welt von heute auch einen kurzen Atem. Jedoch tauchen die Namen anderer Historiker dieser Reihe in den einschlägigen Lexika und Nachschlagewerken neueren Datums auf. Auf den Namen Sterns wird man, soweit hier festgestellt werden konnte, bestenfalls in einigen geschichtswissenschaftlichen Aufsätzen stoßen, oder man wird ihn – gänzlich unerwartet – in Einstein-Biographien am Rande erwähnt finden.<sup>7</sup> In jüdischen Enzyklopädien dagegen wird er in der Regel nicht übergangen.<sup>8</sup> In einem Ende 1934 erschienenen, 1959 neu aufgelegten Sammelwerk, in dem der jüdische Anteil „am deutschen Kulturschaffen“ bereits rückblickend und von den neuen nationalsozialistischen Regeln der „Rassenzugehörigkeit“ ausgehend unterbreitet wird, wird Stern an „der Spitze der Geschichtsforscher jüdischen Blutes“ genannt, „die ihre Arbeit der Erforschung der Neuzeit gewidmet haben“.<sup>9</sup> Eine wissenschaftliche Monographie über ihn existiert indessen genauso wenig wie eine Auseinandersetzung mit seinem historiographischen Lebenswerk. Auf den Abriss des aktuellen Forschungsstands, einleitendes Kapitel vieler Dissertationen, muss daher hier verzichtet werden. An dieser Stelle erhebt sich die Frage, warum Stern trotz seines umfangreichen, von Fachhistorikern im In- und Ausland respektierten Werkes in Vergessenheit geraten ist. Im nächsten Schritt wird man fragen dürfen, was überhaupt von der Beschäftigung mit diesem heute fast ganz vergessenen Wissenschaftler zu erwarten ist.

Die hier vorliegende Studie hat es sich zum Ziel gesetzt, die Erinnerung an den Historiker und sein Werk in Form einer biographischen Darstellung in das kollektive Gedächtnis zurückzuführen. Die älteste, bis auf Plutarch zurückgehende Gattung der Geschichtsschreibung hat laut Goethe als ihre Hauptaufgabe, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen“<sup>10</sup>. Der „Einbeziehung des Historischen“<sup>11</sup> in die Biographie legt Goethe bereits großen Wert bei. In der Biographie, die „nach wie vor zu

---

<sup>7</sup> Vgl. etwa Andreas Biefang: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422 oder Jürgen Neffe: *Einstein. Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 336.

<sup>8</sup> Vgl. etwa Cecil Roth (Hrsg.): *Encyclopaedia Judaica*, Jerusalem 1971-72, S. 382. In: Julius H. Schoeps (Hrsg.): *Neues Lexikon des Judentums*, Gütersloh 2000, findet sich allerdings kein Eintrag zu Alfred Stern.

<sup>9</sup> Siegmund Katznelson (Hrsg.): *Juden im deutschen Kulturbereich. Ein Sammelwerk*, Berlin 1959, S. XIII; 368.

<sup>10</sup> Johann Wolfgang Goethe: *Dichtung und Wahrheit*, Frankfurt am Main 1975, S. 11.

<sup>11</sup> Olaf Hähner: *Historische Biographik. Die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1999, S. 24 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 829).



den beliebtesten Genres der Fachhistorie zählt<sup>12</sup> und auch in der lesenden Öffentlichkeit großen Anklang findet<sup>13</sup>, soll der Einzelne im größeren Zusammenhang mit der ihn umgebenden Gesellschaft gesehen, seine Beziehungen zum gesellschaftlichen Umfeld sollen abgedeckt und analysiert werden. Die individualistische Biographik des Historismus und seiner Epigonen ist also als ein zurückgelegtes Stadium zu betrachten. Dennoch steht immer noch als wichtiges Moment die Person im Zentrum, die mit ihren Lebensdaten Anfang, Ende und in gewissem Grad auch die Abfolge der zu berichtenden Begebenheiten vorgibt. Dabei tritt der Einzelne nicht als „vereinzelter ‚homo clausus‘“<sup>14</sup> auf, sondern „als Faktor innerhalb einer geschichtlichen Entwicklung oder als Ausdruck epochentypischer Zustände“<sup>15</sup>. Das Individuum dient mithin als „Schnittfläche“, so dass seine „Tätigkeit unter diversen Aspekten beleuchtet werden kann“<sup>16</sup>. Dadurch werden unterschiedliche Perspektiven und verschiedene Fragestellungen ermöglicht.

Bereits hier wird deutlich, dass sich die Biographie von verschiedenen Disziplinen her angehen lässt: Sie kann sowohl von geschichts-, literatur- und sozialwissenschaftlicher Seite zum Objekt der Betrachtung gemacht werden.<sup>17</sup> Dabei ist die Frage, ob es sich bei der Biographie um eine primäre oder sekundäre Textsorte handelt, nicht immer eindeutig zu beantworten.<sup>18</sup> Hauptsächlich jedoch scheint das als „Bastard der Geisteswissenschaften“<sup>19</sup> verschränkte Genre das Interesse der Literaturwissenschaftler und Historiker zu erwecken, da es sich bei einer Biographie einerseits um eine komplexe, zusammengesetzte Erzählung, andererseits um die

---

<sup>12</sup> Holger Dainat: *Helden und Außenseiter im Wissenschaftsspiel. Zu einer Sammlung von Germanistenbiographien*, [http://www.iaslonline.lmu.de/index.php?vorgang\\_id=2035](http://www.iaslonline.lmu.de/index.php?vorgang_id=2035), S. 3, 7.4.2008, vgl. dazu auch die Zahlenangaben in: Paula R. Backscheider: *Reflections on Biography*, Oxford 1999, S. XVIII.

<sup>13</sup> Vgl. Sigrid Löffler: *Biographie. Ein Spiel. Warum die Engländer Weltmeister in einem so populären wie verrufenen Genre sind*, in: *Literaturen*, 7/8 II 2001, S. 14-17, hier S. 15. Laut Rainer Traub werfen die Verlage jährlich weltweit schätzungsweise 10000 Biographien auf den Markt (vgl. Rainer Traub: *Das Dilemma der Biografen*, in: *Neue Bücher 2007. Biografien & Co., Spiegel Special*, Nr. 5. 2007, S. 6-9, hier S. 7).

<sup>14</sup> Andreas Gestrich: *Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung*, in: Ders., Peter Knoch, Helga Merkel (Hrsg.): *Biographie – sozialgeschichtlich*, Göttingen 1988, S. 5-28, hier S. 7.

<sup>15</sup> Olaf Hähner: *Historische Biographik. Die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1999, S. 29 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 829).

<sup>16</sup> Holger Dainat: *Helden und Außenseiter im Wissenschaftsspiel. Zu einer Sammlung von Germanistenbiographien*, [http://www.iaslonline.lmu.de/index.php?vorgang\\_id=2035](http://www.iaslonline.lmu.de/index.php?vorgang_id=2035), S. 3, 7.4.2008.

<sup>17</sup> Vgl. Christian Klein: *Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme*, in: Ders. (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 1-22, hier S. 1.

<sup>18</sup> Vgl. ebd.

<sup>19</sup> Ebd.

Geschichte eines individuellen Lebens handelt.<sup>20</sup> Es lassen sich daher verschiedene wissenschaftliche Annäherungsmöglichkeiten an das Phänomen der (Auto)Biographie aufweisen, die vornehmlich entweder literarische oder historische Schwerpunkte setzen: Zum ersten kann man sich biographischen Texten als literarischem Produkt mit einem literaturwissenschaftlichen Instrumentarium nähern und ihre narrative Struktur prüfen; zweitens ist es möglich, der Biographie historische Erkenntnisse abzugewinnen, indem anhand der biographisierten Person bestimmte historische Entwicklungen oder Ereignisse konkretisiert werden können; drittens kann man auf der Metaebene die beiden ersten Möglichkeiten zum Gegenstand einer Untersuchung machen, die versucht, die Frage nach der Funktion des Genres zu beantworten.<sup>21</sup>

Eine gewisse historische Qualität indes werden die meisten Biographien enthalten. Inwieweit dieses Moment in der Biographie hervortritt und sie beherrscht, gestattet unterschiedliche Einordnungen. Die Einteilung in die Kategorie „historische Biographie“ einerseits, die sich kraft ihrer historischen Qualität aus der Gesamtgattung der Biographie abgrenzen lässt, und in die Kategorie „biographische Historie“ andererseits, die als eine Form der Geschichtsschreibung verstanden werden kann,<sup>22</sup> beruht letztlich darauf, ob das Interesse am individuellen Lebenslauf oder das an der historischen Erkenntnis im Vordergrund der biographischen Darstellung steht. Der Biograph, der versuchen will, beiden Aspekten gerecht zu werden, wird in einen fachübergreifenden Spagat gezwungen.<sup>23</sup>

Bei der Beschäftigung mit dem Historiker Stern, die gewissermaßen auch auf eine Revision seiner Stellung in einem geschichtswissenschaftlichen Kanon herausläuft, sind in erster Linie wissenschafts- und kulturgeschichtliche Erkenntnisse zu erhoffen. Ausgangspunkt ist ein kritischer Durchgang seiner Selbstbiographie, die im Rahmen der hier anvisierten Biographie kommentiert und mit der Ausweitung der ursprünglichen Personengalerie und unter Einbeziehung anderer Texte, zum Beispiel wissenschaftlicher

---

<sup>20</sup> Vgl. Knut Olav Åmås: *Mitt liv var draum. Ein biografi om Olav H. Hauge*, Oslo 2004, S. 563 („[Biografien] er ei svært samansett forteljing og ein litterær prosess på den eine sida – og historia om eit individuelt liv, eit historisk produkt på den andre.“).

<sup>21</sup> Vgl. Christian Klein: *Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme*, in: Ders. (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 1-22, hier S. 4.

<sup>22</sup> Vgl. Olaf Hähner: *Historische Biographik. Die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1999, S. 23ff. (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 829).

<sup>23</sup> Diese Übung scheinen die meisten Biographen beherrschen zu müssen. Es lässt sich schwerlich vorstellen, eine Biographie über z.B. Max Planck ohne Kenntnis der modernen Physik schreiben zu wollen.

Werke, Artikel und persönlicher Briefe, erweitert werden soll. Bei dem Übergang von einer homo- bzw. autodiegetischen Schrift zu einer heterodiegetischen Erzählung wird der Horizont der Autobiographie ausgedehnt.<sup>24</sup> Die Anzahl der Stimmen, die zu Worte kommen, wird erhöht, indem Personen zur Sprache gebracht und Sachverhalte aufgegriffen und vertieft werden können, die der Autobiograph selbst – aus welchen Gründen auch immer – in seinem Text übergeht und nicht anspricht. Nicht zuletzt können dabei auch die Motive für diese Auslassungen untersucht werden.

Dass Stern sich selbst für würdig hielt, überhaupt eine wissenschaftliche Selbstbiographie zu verfassen, sagt indirekt etwas über die wissenschaftliche Bedeutung aus, die er sich selbst und seinem akademischen Wirken beimaß. In der Autobiographie wird die Vergangenheit in der Gegenwart erinnert, so dass sie für die Erfahrung des Jetzt und der näheren Zukunft bedeutungsvoll wird.<sup>25</sup> Sterns Selbstbiographie ist mithin als Selbstinterpretation und Selbstvergewisserung der eigenen Bedeutung als Historiker zu lesen und stellt gewissermaßen einen Anspruch auf Anerkennung dieser Selbsteinschätzung dar. Dass dieser Anspruch keineswegs eine reine Anmaßung war, belegt die Bitte um eine Selbstdarstellung, mit der der Herausgeber der Meiner'schen Reihe an ihn herangetreten war. Zumindest bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten muss Stern den wichtigeren Historikern zugerechnet worden sein. Aus seiner Selbstauffassung und dem Zugeständnis einer Zugehörigkeit zu den führenden Historikern, wie sie sich in der Anfrage des Leipziger Verlages ausdrückt, und ferner aus der Erwähnung in dem historischen Überblick über den Anteil der Juden

---

<sup>24</sup> Vgl. Matias Martinez, Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*, München 2003, S. 83f. Laut Martinez und Scheffel stellt die Autobiographie, in der Autor, Erzähler und Hauptfigur identisch sind, den Idealfall einer homo- bzw. autodiegetischen Erzählung dar, während die (historische) Biographie die heterodiegetische Erzählung verkörpert, in der Autor und Erzähler miteinander, aber nicht mit der Hauptfigur identisch sind. Diese narratologisch begründete Unterscheidung zwischen Autobiographie und Biographie stellt nur eine von vielen möglichen dar. Zu den verschiedenen Abgrenzungsmöglichkeiten dieser benachbarten Gattungen vgl. Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 19ff.

Biographiedefinitionen zum „Kilopreis“ findet man in Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 179-183. Walton fasst den Inhalt der Biographie als „endlose stumpfsinnige Wiederholung der ewigen Wahrheit“ zusammen: „Er bezahlte“ (ebd., S. 187 „Der framstår biografien som ei endeløs repetitiv terping på den same evige sanninga, og ho kann oppsummerast i dei to orda: Han betalte.“). Die Biographie biete, so fährt er fort, den „unvergleichlich intensiven Genuss der Schadenfreude“ und befestige „gleichzeitig die sozialen Verhältnisse, die im Ausgangspunkt die Schadenfreude als kollektive Psychotherapie nötig“ machen (ebd., S. 209 „Den byd på skadefrydens usamanlikneleg intense gleder samtidig som den stadfestar dei sosiale forholda som i utgangspunktet gjer skadefryden nødvendig som kollektiv psykoterapi.“).

<sup>25</sup> Vgl. Miriam Gebhardt: *Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890 bis 1932*, Stuttgart 1999, S. 50 (= Studien zur Geschichte des Alltags, Band 16).

an der deutschen Kultur und Wissenschaft ergibt sich eine „Biographiewürdigkeit“, mit der auch diese Studie begründet werden kann. Allerdings wird die Bindung der Biographik an die Frage „nach der überindividuellen Bedeutung der darzustellenden Person“<sup>26</sup> von verschiedenen Historikern bzw. Biographen ungleich beantwortet. Es gibt durchaus historisch oder literarisch geschulte Biographen, die sich mit den Lebensläufen von kleinen Leuten beschäftigen, „deren Namen gewöhnlich niemand kennt“, und deren Leben auf die „makrohistorische Geschichtsschreibung“ kaum Einfluss hatten<sup>27</sup>. Es lassen sich darüber hinaus sogar Biographien über Menschen finden, deren „Namen nach dem Prinzip des Zufalls aus den Akten des Archivs gezogen“ wurden.<sup>28</sup> Als weitere Begründung für die Biographik überhaupt und somit auch für diese biographische Studie kann angeführt werden, dass eine „reflektierte und kritische Erzählung vom Leben eines Einzelnen einen eigenen, humanistischen Erkenntniswert hat“ und die Biographik damit vielleicht zu dem Erkenntniszuwachs der Geisteswissenschaften als „kontextuelle Hilfsgattung“ beitragen kann<sup>29</sup>. Überhaupt kann das oft als antiquiert aufgefasste Schema der Biographie durchaus Momente zur „Korrektur oder Ergänzung strukturalistischer Sozialgeschichte“<sup>30</sup> beisteuern, als auch mit dem Blick auf den Einzelnen die „prinzipielle Frage nach dem Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft“<sup>31</sup> aufwerfen.

---

<sup>26</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 16.

<sup>27</sup> Eric Hobsbawm: *Ungewöhnliche Menschen. Über Widerstand, Rebellion und Jazz*, München, Wien 2001, S. 7.

<sup>28</sup> Hans Erich Bödeker: *Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand*, in: Ders. (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 9-63, hier S. 25 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).

Die Biographik scheint ihren Themenkreis ständig zu erweitern und greift Gegenstände auf, die man ihrem Bereich nicht ohne Weiteres zuordnet: Es existieren mittlerweile Biographien über Rockgruppen (vgl. Stephen Davis: *Hammer of the Gods: The Led Zeppelin Saga*, New York 1986), über Gott (vgl. Jack Miles: *God. A Biography*, New York 1995) und über den Kabeljau (vgl. Mark Kurlansky: *Cod. A Biography of the Fish That Changed the World*, New York 1997).

<sup>29</sup> Knut Olav Åmås: *Mitt liv var draum. Ein biografi om Olav H. Hauge*, Oslo 2004, S. 547 („I tillegg til den ibuande, humanistiske kunnskapsverdien det har å presentere ei reflektert og kritisk forteljing om eit enkeltstående menneskeliv, prøver boka å visa fram på kvar måte biografisjangeren eventuelt kan ha noko å tilføra delar av menneskevitskapane, til dømes fag som idéhistorie og litteraturvitskap – som ein kontekstualiserande, supplerande sjanger.”).

<sup>30</sup> Olaf Hähner: *Historische Biographik. Die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1999, S. 8 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 829).

<sup>31</sup> Andreas Gestrich: *Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung*, in: Ders., Peter Knoch, Helga Merkel (Hrsg.): *Biographie – sozialgeschichtlich*, Göttingen 1988, S. 5-28, hier S. 9.

Gleichgültig, ob sich eine Autobiographie als psychologische, praktische oder abenteuerliche Lebensgeschichte oder als religiöse Bekehrungsgeschichte<sup>32</sup> präsentiert, handelt es sich bei autobiographischen – wie übrigens auch bei biographischen – Texten stets um Konstruktionen, die als Selbstentwürfe immer den mehr oder weniger ausgesprochenen Motiven und Absichten des Autors zu gehorchen haben. Dabei kann es natürlich geschehen, dass sich die Zielrichtung einer Autobiographie mit neuen Gegebenheiten verändert. Die Autobiographie des Wirtschaftshistorikers Jürgen Kuczynski (1904-1997) beispielsweise erschien in mehreren Bänden. Im ersten Band, *Memoiren. Die Erziehung des J. K. zum Kommunisten und Wissenschaftler* (Berlin (Ost), Weimar 1973), der die Zeit bis 1945 behandelt, sah sich Kuczynski veranlasst, seinem proletarischen Publikum zu erklären, wie er trotz seiner bürgerlichen Abstammung aus einer wohlhabenden jüdischen Familie ein strammer Parteigenosse hatte werden können. Es galt auch, seinen sozialistischen Lesern einen mehrjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten begreiflich zu machen. Als ihm nämlich nach der Promotion klar geworden war, dass seine jüdische Herkunft eine akademische Karriere in Deutschland zumindest erschwerte, war er nicht etwa in das sowjetische Arbeiterparadies, sondern in die kapitalistische Hochburg des Klassenfeindes gezogen: Er hatte sich von 1926 bis 1929 in den USA als Forscher aufgehalten. Als er fast zwanzig Jahre später den zweiten Band seiner Autobiographie mit dem widersprüchlichen Titel „*Ein linientreuer Dissident*“: *Memoiren 1945-1989* (Berlin 1992) vorlegte, hatte sich mit dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung Deutschlands die politische Situation grundlegend verändert. In diesem Band spielen seine Herkunft und der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten verständlicherweise keine Rolle mehr. Kuczynski legt dagegen Wert darauf, sich nun als Verteidiger der wahren kommunistischen Ideale darzustellen, der die Widersprüchlichkeiten zwischen Wirklichkeit und Ideal erkannt und den orthodoxen Auswüchsen der Ostberliner Bürokratie die Stirn geboten hatte. Auf den Bau der Mauer und das alles umfassende Überwachungssystem der Stasi kommt der linientreue Dissident, der an der Partei insgesamt nie gezweifelt hatte, allerdings nicht zu sprechen. Während er in seinem ersten Band auch seine frühen Lebensjahre vom Standpunkt seiner späteren kommunistischen Einstellung her bewertet, weigert er sich im zweiten, sein Verhalten

---

<sup>32</sup> Dies sind die vier Idealtypen der Autobiographie, vgl. Günter Niggel: *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*, Stuttgart 1977, S. 94ff.

und seine Ansichten zu DDR-Zeiten nach neuen Maßstäben zu beurteilen und zu kritisieren. Man kann es Kuczynski sicherlich zugute halten, dass er seine Überzeugungen nicht – wie so mancher Wendehals – einfach über Bord warf. An seinen autobiographischen Schriften lässt sich dennoch zeigen, wie autobiographisches Schreiben instrumentalisiert und den aktuellen Umständen angepasst werden kann.<sup>33</sup>

Das Genre des autobiographischen Schreibens zählt in seiner Gesamtheit zur Memorialliteratur und bietet, wie oben schon angedeutet, Raum zur Introspektive und Selbstreflexion<sup>34</sup>, ist aber auch anfällig für Selbstinszenierung und Selbstrechtfertigung oder, weniger negativ ausgedrückt, für Selbstdarstellung und Selbstvergewisserung. Es wird eine subjektive Auswahl der zu berichtenden Ereignisse getroffen, bei der der Autor entscheidet, was ihm erinnerungswürdig ist und was nicht. Die Wahl wird von der retrospektiven Schreibsituation des Autors, gewöhnlich gegen Ende des Lebens, bestimmt. In diesem Rückblick aus der Neige der eigenen Lebenszeit gerät die Selbstbiographie nicht selten zur Erfolgsgeschichte. Gerade durch ihren erfolgsbezogenen Blickwinkel unterscheidet sich die Autobiographie von der Biographie. Obwohl „alle Biographen zum Anwalt ihres Subjekts werden und sich der Erklärung und Begründung von Lebensläufen unterziehen“, können sie auch als der „bitterste Feind“ des Biographisierten auftreten, indem sie seine „Seele berühren, seine innersten und beschämendsten Geheimnisse untersuchen und die empfindlichsten Wunden freilegen [...]“.<sup>35</sup> Ähnlich argumentierte Sigmund Freud (1856-1939) in seiner Goethe-Preis-Rede von 1930: Der Biograph wolle seinen Helden zwar nicht herabsetzen, aber er verringere die trennende Distanz zu ihm und trage damit zu seiner Erniedrigung bei; die verehrende Identifikation, die sich nicht nur gegenüber Vater- und Lehrerfiguren, sondern auch oft im Verhältnis des Biographen zum Biographisierten aufzeigen lässt, verdecke „regelmäßig eine Komponente feindseliger Auflehnung.“<sup>36</sup> Während die Biographie dadurch zum feindseligen Akt geraten kann, lässt die Autobiographie die eigene Lebensgeschichte oftmals zu einem „Triumph“ werden,

---

<sup>33</sup> Vgl. Jeremy D. Popkin: *History, Historians & Autobiography*. Chicago, London 2005, S. 211ff.

<sup>34</sup> Vgl. Christian Klein: *Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme*, in: Ders. (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 1-22, hier S. 7.

<sup>35</sup> Paula R. Backscheider: *Reflections on Biography*, Oxford 1999, S. XV („The biographer becomes the subject’s closest ally and bitterest enemy. All biographers must be their subject’s advocates, taking up the burden of explaining lives and why they were led as they were. [...] But only an enemy touches the very soul, probes until the deepest, most shameful secrets and the most raw aches lie exposed [...].“)

<sup>36</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 253.

indem sie Trostlosigkeit und Unglück des Lebens narrativ und damit siegreich bewältigt. Stephen J. Walton spricht von der heilenden Kraft der autobiographischen Erzählung – „Erzählen ist Überwinden“ – und stellt fest: „Jede Selbstbiographie ist ein Triumph“.<sup>37</sup> Beim Lesen autobiographischer Texte ist daher immer im Auge zu behalten, dass die Darstellung des eigenen Lebens „eine gegenüber den Lebensfakten willkürliche, gegenüber der Erzählgegenwart jedoch nicht beliebige, sondern funktionalisierte Lebenserzählung dar[stellt].“<sup>38</sup>

Sterns Text ist in dieser Beziehung keine Ausnahme. Die Schrift ist als Gelehrtenautobiographie anzusehen und gehört damit zu einem Genre, das vor allem im 18. Jahrhundert ausgebildet wurde und damals eine „Blütezeit“<sup>39</sup> erlebte. In ihr behandelt der Autor seinen wissenschaftlichen Werdegang und sein Schaffen als Forscher. Der Blick wird in diesem Entwurf einer wissenschaftlichen Existenz nur auf die Dinge gerichtet, die für die Darstellung des eigenen professionellen Lebensbildes für nötig erachtet werden. Da der kommunikative Kontext den Inhalt der Autobiographie bestimmt, werden oft nicht nur Niederlagen und Enttäuschungen verschwiegen oder umgestaltet, nicht selten müssen auch private oder familiäre Lebensumstände im Hintergrund verschwinden, denn der Autor einer wissenschaftlichen Autobiographie erreicht „die Professionalisierung des eigenen Lebensbildes um den Preis einer Reduktion [...] des Privatlebens“<sup>40</sup>. Familiäre Beziehungen können indessen durchaus zur Sprache gebracht werden, vorausgesetzt, sie sind für die Erstellung des beabsichtigten Bildes von Nutzen. Wenn der österreichische Mediävist Alfons Dopsch (1868-1953) in seiner Autobiographie den „private[n] Interessen höchst persönlicher Art“<sup>41</sup>, nämlich der Begegnung und Verlobung mit seiner späteren Frau, relativ viel Platz einräumt, liegt es wohl nicht zuletzt daran, dass er sich mit dieser Erwähnung in die Nähe eines der wichtigen katholischen Historiker der großdeutschen Sichtweise

---

<sup>37</sup> Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 283 („Same kor miserabel og botnlaust trøysteslaus ein vanlagnad av eit liv er, er det å skrive om det alltid ein siger. Å fortelje er å overvinne [...]. Kvar sjølbioografi er ein triumf.“).

<sup>38</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 11.

<sup>39</sup> Günter Niggel: *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*, Stuttgart 1977, S. 9, vgl. auch ebd. S. 75-80.

<sup>40</sup> Christian von Zimmermann: *Vorwort*, in: Ders. (Hrsg.): *(Auto)Biographik in der Wissenschafts- und Technikgeschichte*, Heidelberg 2004, S. 7-14, hier S. 8. (= Cardanus, Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte, Band 4).

<sup>41</sup> Alfons Dopsch: *Alfons Dopsch*, in: *Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Leipzig 1925, S. 50-90, hier S. 64.

rückt: Dopsch, der nach eigenem Bekunden selber „ausgesprochen großdeutsch“<sup>42</sup> dachte, heiratete eine Tochter Julius Fickers (1826-1902).

Der unvoreingenommene Blick auf Akzentuierungen und Benennungen, Ausblendungen und Verhüllungen ist bei der Suche nach der Wahrheit in autobiographischen Darstellungen unvermeidlich. Auch Stern übergeht seine Niederlagen, beispielsweise die in der Treitschke-Baumgarten-Kontroverse, und verweigert die Thematisierung seiner Enttäuschungen, wie etwa das Ausbleiben einer Berufung auf den Lehrstuhl einer deutschen Universität. Sie passen nicht in das triumphale Konzept der Autobiographie und bleiben daher ausgeklammert. Neben der Marginalisierung lässt sich ebenfalls die Hervorhebung familiärer Beziehungen in seinem Text aufzeigen. Zwar erwähnt er den frühen Tod seiner im Wochenbett verstorbenen Mutter und nennt auch ihren Namen (S. 3). Ansonsten jedoch berührt er seine Privatsphäre kaum. Seine Heirat mit der Tochter eines Vetters aus Frankfurt am Main nimmt gerade zwei Zeilen in Anspruch, ohne dass er dabei den Namen seiner Frau, Clara Stern (1862-1933), für erwähnenswert erachtet hätte (S. 21). Auch über die Geburt seiner drei Töchter verliert er kein Wort. Hier scheidet er das Professionelle vom Familiären, das für ihn in diesem Zusammenhang Wichtige vom Unwichtigen, und geht auf die Rolle seiner Familie nicht weiter ein. Er richtet den Blick auf das, was ihm für den beruflichen Teil seines Lebens bedeutend erscheint.

Umso mehr sticht die Einleitung seiner autobiographischen Schrift ins Auge. Stern eröffnet seinen Rückblick mit dem Hinweis auf die wichtige Bedeutung des Vaters. Dabei handelt es sich kaum um eine zufällige Abschweifung ins Private, sondern eher um einen gezielt angebrachten Verweis auf eine in diesem Falle wissenschaftlich-akademische Tradition:

*Ich bin geboren in Göttingen am 22. November 1846, als Sohn Moriz Abrahams [sic] Stern, Professors der Mathematik an der dortigen Universität, eines Schülers von Gauss<sup>1</sup>. [...] Der Erziehung und dem Vorbild meines Vaters danke ich das Beste für's Leben. (S. 3)*

Die Erwähnung des Vaters als wichtige Bezugsperson in der Rolle des frühen Förderers oder ersten Vorbildes ist in autobiographischen Schriften nicht selten festzustellen.

---

<sup>42</sup> Ebd., S. 52.



Auch der Berufsstand des Erzeugers und der Respekt, der ihm von der Umgebung entgegengebracht wird, stehen oft am Anfang einer Autobiographie. Diese Angaben dienen offensichtlich der Verortung in einem sozialen Umfeld. Starb der Vater so früh, dass der Autobiograph ihn nicht mehr kennen konnte, müssen oft die Onkel eine oder mehrere dieser Rollen füllen.<sup>43</sup> Entstammte der Autobiograph kleinen oder ärmlichen Verhältnissen, so dass er mit Eltern und Elternhaus keinen Staat machen konnte, hatte er die Wahl, sie zu idealisieren oder zu übergehen. Der Kirchenhistoriker Heinrich Finke (1855-1938) tut beides, indem er erst seine in „einsamer Gegend“ verlebte, „harte und doch glückliche Jugend“ erwähnt, die Eltern aber anonym bleiben lässt und den Vater erst gar nicht vorstellt.<sup>44</sup> Die Mütter oder die Ehefrauen der Autobiographen spielen in diesen Zusammenhängen gewöhnlich eine unwesentliche und untergeordnete Rolle. In dieser Übergehung spiegelt sich die damalige gesellschaftliche Stellung der Frau.

In Sterns Bezugnahme auf den Vater wird dieser als Professor, mithin als Akademiker, vorgestellt, der durch die gleichzeitige Erwähnung Carl Friedrich Gauß' (1777-1855), „des Fürsten der Mathematiker“<sup>45</sup>, aus der Menge seiner Kollegen hervorgehoben wird. Tatsächlich stellt Stern an anderer Stelle, in einem familiengeschichtlichen Text, Parallelen zwischen seinem Vater und Gauß her, indem er erwähnt, dass der Vater „achtzigjährig, mit größtem Eifer Russisch zu lernen anfieng“, ihm den Satz „Mich schreckt keine Sprache“<sup>46</sup> zuschreibt und berichtet, dass „Puschkins Gedichte im Urtext [...], als er starb, auf seinem Schreibtisch [lagen]“<sup>47</sup>. Damit korrespondiert, dass Gauß „mit 62 Jahren [...] intensiv und ohne jede fremde Hilfe Russisch zu lernen“ begann und „die Beherrschung fremder Sprachen [...] sein[] Steckenpferd[]“ war.<sup>48</sup> Gauß' Wissbegierde nach neuen Wissenschaften, zum Beispiel der Botanik,<sup>49</sup> findet in der Darstellung Sterns ihre Entsprechung im Interesse des Vaters an der Darwin'schen Entwicklungslehre und der Pflanzenphysiologie<sup>50</sup>. Somit gelingt es dem Sohn, sich in einer wissenschaftlichen Tradition zu verorten, die bis an

---

<sup>43</sup> Vgl. beispielsweise Alfons Dopsch: *Alfons Dopsch*, in: ebd., S. 50-90, hier S. 51.

<sup>44</sup> Heinrich Finke: *Heinrich Finke*, in: ebd., S. 90-128, hier S. 91f.

<sup>45</sup> Dieser Titel findet sich in den meisten einschlägigen Lebensbeschreibungen Gauß', vgl. z.B. Eric T. Bell: *Die großen Mathematiker*, Düsseldorf, Wien 1967, S. 219.

<sup>46</sup> Alfred Stern: *Zur Familiengeschichte. Klärchen Zum 22. März 1906 gewidmet. (Als Manuskript gedruckt)*, Zürich 1906, S. 15f.

<sup>47</sup> Ebd., S. 76.

<sup>48</sup> Eric T. Bell: *Die großen Mathematiker*, Düsseldorf, Wien 1967, S. 252.

<sup>49</sup> Vgl. ebd.

<sup>50</sup> Vgl. Alfred Stern: *Zur Familiengeschichte. Klärchen Zum 22. März 1906 gewidmet. (Als Manuskript gedruckt)*, Zürich 1906, S. 65f.

den akademischen Olymp rührt. Ebenso stellt die Bemerkung, dass der alte Stern „mit nachempfindender Genauigkeit eines Eckermann“ Notizen und Aufzeichnungen von seinen mit dem großen Mathematiker geführten Gesprächen gemacht hatte<sup>51</sup>, ein vielsagendes Gegenstück zu einem anderen bekannten Verhältnis zwischen einem Olympier und seinem getreuen Lehrling her. Der Hinweis auf den Vater drückt in Sterns Autobiographie indessen mehr aus als nur eine Verbindung zur Wissenschaft und zu akademischen Koryphäen. Die Bedeutsamkeit des Vaters für den Sohn lässt sich nämlich auch daran ablesen, dass er in seiner knapp bemessenen wissenschaftlichen Selbstbiographie Platz dafür findet, den Umzug des Vaters zu ihm nach Bern und seinen Tod in Zürich zu berücksichtigen (S. 21).

Genauso wie die Erwähnung des Vaters dient die von Lehrern, Kollegen, Freunden und Schülern der Inszenierung und Darstellung. Wie in vielen Autobiographien zu beobachten ist, wird in diesen Hinweisen der Rahmen eines professionellen, sozialen, oft auch politischen Netzwerkes abgesteckt. Die Namensnennungen vermitteln somit die Koordinaten eines wissenschaftlichen, sozialen bzw. politischen Standpunktes innerhalb des aktuellen Feldes und lassen zudem den Autor an dem Prestige teilhaben, das von den eventuell angeführten großen Berühmtheiten abfällt. Walter Goetz (1867-1958) beispielsweise beruft sich auf die ganz großen Namen und benennt Schiller, sein „erste[s] Lebensideal“, und „die tiefe Verehrung für Goethe“ als die frühen und bedeutungsvollen Grundlagen „für den künftigen Historiker“.<sup>52</sup> Dagegen bedauert Heinrich Finke ausdrücklich, dass er als Autodidakt „nicht wie die meistern andern Kollegen [...] mit dem [s]ein wissenschaftliches Dasein bestimmenden Lehrer aufwarten kann“<sup>53</sup>. Obwohl er eingestehen muss, dass auf seine „Denkausbildung“ keine „früher führende Persönlichkeit der deutschen Universitäten einen nennenswerten Einfluß ausgeübt hat“, kann er dennoch mit dem Verweis auf seine Herkunft aus dem Münsterland die Verbindung zu anerkannten und prominenten Geschichtswissenschaftlern herstellen: Julius Ficker und Paul Scheffer-Boichorst (1843-1902) stammten aus derselben Gegend.<sup>54</sup>

---

<sup>51</sup> Ebd., S. 27. Diese Aufzeichnungen vermachte Alfred Stern später dem Zürcher Mathematiker Ferdinand Rudio (vgl. ebd.).

<sup>52</sup> Walter Goetz: *Walter Goetz*, in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1925, S. 128-170, hier S. 129f.

<sup>53</sup> Heinrich Finke: *Heinrich Finke*, in: ebd., S. 90-128, hier S. 91.

<sup>54</sup> Ebd.

Auch Stern führt Namen an. Er beginnt seine Liste mit einer kurzen Aufzählung der Göttinger Freunde des Vaters, fährt mit einer Auflistung von Lehrern – unter ihnen so bedeutende wie Leopold von Ranke (1795-1886) und Georg Waitz (1813-1886) – fort und beschreibt schließlich mit der Angabe von Kollegen und Fachgenossen den fachlichen und politischen Hintergrund, vor dem er gesehen und aus dem heraus er verstanden werden möchte. Stern nennt natürlich nicht alle Namen von Kollegen und Wissenschaftlern, die ihm im Laufe seiner langen Karriere begegnet sind, sondern wählt nur die aus, die ihm für sein Vorhaben relevant und wichtig erschienen. Die meisten, wenn nicht alle der in seiner Autobiographie angeführten Personen erfüllen damit Funktionen zur Bestimmung eines Standortes. Dabei kann selbst die Nichtnennung eines Namens, wie noch zu zeigen sein wird, in höchstem Grad zur Standortbestimmung beitragen.

Eine Autobiographie bietet die Möglichkeit, das Urteil der Nachwelt zu kontrollieren und zu beeinflussen. Nicht wenige Autobiographen nutzen ihre Schrift, oder wenigstens Teile davon, zur Richtigstellung oder zur Verteidigung. Max Lehmann (1845-1929) beispielsweise greift eine über ein Jahrzehnt zurückliegende, in seinen Worten „sinnlose Behauptung“ eines Kollegen auf und beeilt sich, sie zu widerlegen.<sup>55</sup> Das Zerwürfnis mit Heinrich von Sybel (1817-1895)<sup>56</sup> übergeht er jedoch in aller Stille, weil der Streit mit dem mächtigen und angesehenen Historiker, seinem „Chef“<sup>57</sup>, wahrscheinlich nicht in das Bild passte, das er von sich selbst zeichnen wollte. Apologetische Züge trägt ebenfalls die Autobiographie des als Kulturhistoriker „abgestempelt[en]“<sup>58</sup> Georg Steinhausen (1866-1933), der allerdings, da er an diesem Etikett wenig auszusetzen hatte, nicht so sehr seine Person als vielmehr sein umstrittenes Fach, die Kulturhistorie, verteidigt.<sup>59</sup> Eine andere Form von Kontrolle versuchte Sterns Vater, von dem meines Wissens kein Nachlass existiert, auszuüben, indem er den Sohn in seiner letzten Verfügung bat, seine Privatkorrespondenz zu

---

<sup>55</sup> Max Lehmann: *Max Lehmann*, in: ebd., S. 206-232, hier S. 223.

<sup>56</sup> Vgl. Roger Chickering: *Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856-1915)*, New Jersey 1993, S. 157 bzw. Hellmut Seier: *Heinrich von Sybel*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 132-146, hier S. 140.

<sup>57</sup> Max Lehmann: *Max Lehmann*, in: *Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Leipzig 1925, S. 206-232, hier S. 219.

<sup>58</sup> Georg Steinhausen: *Georg Steinhausen*, in: ebd., S. 232-274, hier S. 233.

<sup>59</sup> Vgl. ebd., vor allem S. 243ff.

vernichten.<sup>60</sup> Auch die leicht zu verstehende und durchaus legitime Vernichtung von privatem Material stellt den Versuch dar, die von den Nachfahren erreichbare Auffassung seiner selbst zu beherrschen oder doch zumindest zu beeinflussen. Theodor Mommsen (1817-1903) bat seine Nachkommen in einer Testamentklausel, „das Erscheinen eingehender Lebensbeschreibungen nach Möglichkeit zu verhindern, insonderheit keine Papiere zu diesem Zweck auszuliefern.“<sup>61</sup> Seine Bücher mochten die Leute lesen, was er gewesen war, schrieb er, gehe die Leute nichts an.<sup>62</sup> Doris Lessings Bekenntnis, dass sie ihre Autobiographie zum „Selbstschutz“ schrieb, da sie angesichts des Erscheinens der ersten Biographien die Kontrolle über ihr Leben behalten wollte<sup>63</sup>, trägt ebenfalls der Möglichkeit einer feindseligen Biographie Rechnung. So prägt auch der Wunsch nach Kontrolle den Nachlass Alfred Sterns. Dort liegen, abgesehen von der Selbstbiographie und der Familiengeschichte, keine persönlichen oder familiären Dokumente bzw. Briefe. Sie scheinen, wie die des Vaters, der Vernichtung anheim gefallen zu sein. In seinem Nachlass befinden sich seine wissenschaftlichen Arbeiten: Manuskripte, Presseartikel, Rezensionen und die Belegexemplare seiner Werke. Der Schluss liegt nahe, dass Stern als Historiker kraft seines wissenschaftlichen Werkes verstanden werden wollte. Es kam ihm, wie er 1886 in Verbindung mit der Aarauer Gedenkrede auf Leopold von Ranke und Georg Waitz an seinen Kollegen Georg von Wyss (1816-1893) schrieb, „auf die Sache an[...], nicht darauf, selbst hervorzutreten.“<sup>64</sup> Es ist daher kein Zufall, dass seine Selbstbiographie, wie die meisten Gelehrten(auto)biographien, mit einem „Verzeichnis [s]einer erheblicheren Arbeiten“ (S. 29ff.) schließt.

Es gibt durchaus Beispiele dafür, dass Wissenschaftler mit einem Hang zur „Selbstdokumentation“<sup>65</sup> ihren Schriftverkehr „bis hin zur Aufbewahrung von

---

<sup>60</sup> Vgl. Alfred Stern: *Zur Familiengeschichte. Klärchen Zum 22. März 1906 gewidmet. (Als Manuskript gedruckt)*, Zürich 1906, S. 29.

<sup>61</sup> Albert Wucher: *Theodor Mommsen. Geschichtsschreibung und Politik*, Göttingen 1956, S. 218 (= Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, Band 26).

<sup>62</sup> Vgl. ebd., S. 219.

<sup>63</sup> Anita Runge: *Geschlechterdifferenz in der literaturwissenschaftlichen Biographik. Ein Forschungsprogramm*, in: Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 113-128, hier S. 113.

<sup>64</sup> Alfred Stern an Georg von Wyss, 30.5.1886, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA von Wyss, IX 339 40.

<sup>65</sup> Kurt Novak: *Schleiermacher. Das „Ich“ und seine Umwelt*, in: Hans Erich Bödeker (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 173-210, hier S. 176 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).

ärztlichen Attesten und Reisebillets“<sup>66</sup> horteten. Das Sammeln und Aufbewahren dieser Dokumente in Erwartung einer späteren Lebensbeschreibung kann als Ausdruck eines „bildungsbürgerlichen Selbstbewußtseins“<sup>67</sup> aufgefasst werden, das sich in der Annahme der eigenen Biographiewürdigkeit manifestiert. Dieses Bewusstsein lässt sich auch im Falle Sterns nachweisen. Obwohl er den Großteil seiner privaten Papiere vernichtet zu haben scheint<sup>68</sup>, existiert dennoch ein wichtiges biographisches Dokument, das er der Nachwelt nicht vorenthalten wollte und zu dessen Zugänglichkeit und Verbreitung er maßgeblich beitrug. Er zeichnet nämlich auch für einen familiengeschichtlichen Text verantwortlich.

Diese oben bereits erwähnte 78-seitige Schrift mit dem Titel *Zur Familiengeschichte* stammt aus dem Jahre 1906.<sup>69</sup> Dabei handelt es sich um eine seiner Frau gewidmete Familienchronik, die wohl ursprünglich für den Familien- und näheren Freundeskreis gedacht war. Sie fußt im Wesentlichen auf Berichten und Erzählungen des Vaters und kann als Lebensbild des alten Stern gelesen, aber auch als Aufstiegs- und Erfolgsgeschichte der Familie Stern verstanden werden. Ein Exemplar dieser für die bürgerliche jüdische Erinnerung zeittypischen Familienchronik<sup>70</sup> liegt in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek zu Göttingen mit dem handschriftlichen Vermerk: „Der Göttinger Universitäts Bibliothek vom Verfasser Alfred Stern, Zürich, III. IV. 1924“. Die Tatsache, dass Stern die familiengeschichtlichen Aufzeichnungen 18 Jahre nach ihrer Entstehung der Göttinger Universitätsbibliothek vermachte, zeigt deutlich, dass ihm die Zugänglichkeit der Schrift und damit auch ihre Verbreitung am Herzen lagen. Er bestätigt damit natürlich auch, dass er seinen familiären Ursprung für so bedeutungsvoll, wichtig und interessant,

---

<sup>66</sup> Gregor Pelger: *Deutsch-jüdische Gelehrte zwischen Tradition und Emanzipation: Das Beispiel des Indologen Gustav Salomon Oppert*, [www.lzz.uni-halle.de/publikationen/essays/n111\\_pelger.pdf](http://www.lzz.uni-halle.de/publikationen/essays/n111_pelger.pdf), 25.4.2008, S. 15-23, hier S. 22f.

<sup>67</sup> Ebd., S. 23.

<sup>68</sup> Es kann natürlich nicht ausgeschlossen werden, dass seine Töchter nach seinem Tod den Nachlass ordneten.

<sup>69</sup> Vgl. Alfred Stern: *Zur Familiengeschichte. Klärchen Zum 22. März 1906 gewidmet. (Als Manuskript gedruckt)*, Zürich 1906.

Laut Hanns Reissner hat Stern 1928 für seine drei Töchter seine Jugenderinnerungen in einem mithin dritten autobiographischen Text niedergeschrieben (Hanns Reissner: *Alfred Stern*, in: *Der Morgen*, Jg. 12, Nr. 5, 1936, S. 228-230, hier S. 230). Auf einem in Sterns Zürcher Nachlass befindlichen Konvolut mit der Aufschrift „Selbsterlebtes 1870/71“ findet sich ein Bleistiftzusatz in seiner Handschrift: „Zum Teil verwendet in meiner „Jugendgeschichte“, der ebenfalls auf diese Schrift hinweist. Mir ist es bisher nicht gelungen, diesen Text ausfindig zu machen.

<sup>70</sup> Vgl. Miriam Gebhardt: *Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890 bis 1932*, Stuttgart 1999, S. 65 (= Studien zur Geschichte des Alltags, Band 16): „Die Familiengeschichte ist die wichtigste Organisationsform der bürgerlichen jüdischen Erinnerung um die Jahrhundertwende.“

eben für so biographiewürdig hielt, dass er diese Chronik in einer Universitätsbibliothek der Allgemeinheit zugänglich machte. Man darf durchaus vermuten, dass er als Historiker und Biograph wusste, welche wichtige Rolle solche Texte spielen, wenn die Nachwelt versucht, sich ein Bild von längst verstorbenen Personen und längst vergangenen Ereignissen zu erstellen. Einem Freund gegenüber hatte er einmal geäußert, dass jeder, „der etwas erlebt, Aufzeichnungen machen [sollte]“<sup>71</sup>. Indem er dieses Bild in der Familiengeschichte selber zeichnet, versucht er gewissermaßen den Informationszugang und die Vorstellungen derer zu kontrollieren, die später Nachforschungen anstellen werden. Dieser Gedanke wird zusammen mit der Auffassung der eigenen Biographiewürdigkeit sicherlich auch nicht unwichtig gewesen sein, als er sich nach Abwicklung der Meiner'schen Autobiographiereihe entschloss, für seine Selbstbiographie einen neuen Verleger zu finden.

Bei einer Autobiographie handelt es sich immer um eine durch ihre Aufgabenstellung und Funktion bedingte und vom Autor beabsichtigte Konstruktion. Diese Selbstdarstellung oder Selbststilisierung wird dem Leser unter dem Eindruck der besonderen Qualifikation des Autors für sein Thema mit ausdrücklichem Wahrheitsanspruch geboten. Wer könnte schließlich sein eigenes Leben besser zu erzählen wissen, als der, der es tatsächlich gelebt und erlebt hat? Der Autobiograph macht somit vielleicht eine Spielart des unzuverlässigen Erzählers<sup>72</sup> aus, da er beansprucht, eine wahre, faktuale Erzählung zu liefern, die aber dennoch einen fiktionalen und nicht zuletzt einen ausgeprägt funktionalen Charakter hat. Dieses paradox anmutende Verhältnis zwischen Fiktion und Wahrheitsanspruch klingt in der vielleicht berühmtesten deutschsprachigen Autobiographie bereits im ursprünglichen Untertitel an, der später zum Titel wurde, nämlich in Goethes *Dichtung und Wahrheit*.

Der scheinbar gattungsimmanenten Zuverlässigkeit der Autobiographie wurde bereits früh ein berechtigtes Misstrauen entgegengebracht. Gabriel Wilhelm Götten (1708-1781), Herausgeber des dreibändigen biographischen Sammelwerkes *Das Jetztlebende Gelehrte Europa* (Braunschweig/Zelle 1735-1740), erbat von den zu portraittierenden Gelehrten neben ihren Schriften „nur eine schlichte Erzählung ihrer Lebensumstände [...], damit er sie dann als Biograph bearbeiten, d.h. stilistisch

---

<sup>71</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 9.3.1892, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-107. Diese Bemerkung fiel in Verbindung mit dem Tod von Baumgartens Schwager Julius Jolly (1823-1891). Der badische Politiker hatte weder Tagebücher noch wesentliche Korrespondenz hinterlassen.

<sup>72</sup> Vgl. zu diesem Terminus Matias Martinez, Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*, München 2003, S. 95ff.

vereinfachen und mit seinem Urteil ergänzen könne<sup>73</sup>. Der Selbstinszenierung und der mehr oder weniger bewussten Entstellung der Wahrheit durch Auslassung oder Beschönigung unliebsamer oder unangenehmer Ereignisse oder Verhältnisse setzt Götten damit sein eigenes Urteil, das des Biographen entgegen.

Mit dem auch in dieser Arbeit vorgenommenen Schritt vom Ich zum Er, von der Autostilisierung zur Heterostilisierung ist das Problem allerdings nicht gelöst, sondern stellt sich erneut auf einer anderen Ebene. Auch im Bereich der Biographik muss die von Aristoteles gezogene Grenze „zwischen dem Geschichtsschreiber, der berichtet, wie es tatsächlich war, und dem Literaten, der erzählt, wie es hätte sein können“ zugunsten der These von der „Fiktion des Faktischen“ (Hayden White) als aufgehoben betrachtet werden.<sup>74</sup> Wie die Autobiographie ist die Biographie eine vom tatsächlichen Lebenslauf getrennte Konstruktion, die vorgibt, „vom Leben zu erzählen, obgleich jedes seiner Ereignisse unter dem Gesetz des Imaginären steht.“<sup>75</sup> Wie die Autobiographie versucht sie ebenfalls, die Unordnung und Unübersichtlichkeit des Lebens in der Erzählung zu ordnen. Sie tut dies traditionell in der linearen Form, der oft die Vorstellung sich kausal bedingender Lebensereignisse und ein teleologisches Verständnis zugrunde liegen, und bleibt damit, als „eine Art historiographisches Fossil“<sup>76</sup>, in den „narrativen Konventionen des realistischen Romans des 19. Jahrhunderts“<sup>77</sup> stecken. Ebenso lässt sich in der zeitlich strukturierten Biographie und ihrem „als Abfolge, Kontinuität und Aufwärtsbewegung“ gezeichneten Lebensverlauf ein Schema aufweisen, das „genau dem Genremuster des Bildungsromans [entspricht]“<sup>78</sup>. Walton nennt diesen vom chronologischen Handlungsverlauf gekennzeichneten Typ biographischer Darstellung

---

<sup>73</sup> Günter Niggel: *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*, Stuttgart 1977, S. 4.

<sup>74</sup> Christian Klein: *Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme*, in: Ders. (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 1-22, hier S. 11.

<sup>75</sup> Peter-André Alt: *Mode ohne Methode? Überlegungen zu einer Theorie der literaturwissenschaftlichen Biographik*, in: ebd., S. 23-39, hier S. 24.

<sup>76</sup> Christoph Gradmann: *Nur Helden in weißen Kitteln? Anmerkungen zur medizinhistorischen Biographik in Deutschland*, in: Hans Erich Bödeker (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 243-284, hier S. 261 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).

<sup>77</sup> Sigrid Löffler: *Biographie. Ein Spiel. Warum die Engländer Weltmeister in einem so populären wie verrufenen Genre sind*, in: *Literaturen*, 7/8 II 2001, S. 14-17, hier S. 15.

<sup>78</sup> Sigrid Weigel: *Korrespondenzen und Konstellationen. Zum postalischen Prinzip biographischer Darstellungen*, in: Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik, Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 41-54, hier S. 44.

die „realistische“ oder „moderne“ Biographie<sup>79</sup>, deren chronologisch-narrative Struktur er für grundsätzlich falsch hält,

*da sie eine Kontextualisierung vorgibt, die das erlebte Leben nicht bietet, aus losgerissenen Fakten und Ereignissen Beziehungen herstellt, die keineswegs unumgängliche Zusammenhänge ausmachen, und eine zweifelhafte Kausalität konstruiert, bei der dem, was zuerst geschieht, unumgänglich die Schuld für das, was später kommt, zugeschrieben wird: Post hoc ergo propter hoc.*<sup>80</sup>

Da der Biograph – wie der Autobiograph – immer schon das Ende seiner Erzählung vor Augen hat, „erhalten alle Ereignisse retrospektiv eine Bedeutung, die sie ursprünglich noch nicht haben konnten.“<sup>81</sup> Auf diesen Umstand der Kohärenzbildung und das „unreflektierte Nacherzählen einer Lebensgeschichte und ihres vermeintlichen Zusammenhanges“<sup>82</sup> beziehen sich Pierre Bourdieu (1930-2002) viel zitierte Überlegungen zur Abwegigkeit der „biographischen Illusion“:

*Der Versuch, ein Leben als eine einmalige und sich selbst genügende Abfolge von Ereignissen zu verstehen, deren einziger Zusammenhang in der Verbindung mit einem „Subjekt“ besteht, dessen Konstanz nur die eines Eigennamens sein dürfte, ist ungefähr so absurd wie der Versuch, eine Fahrt mit der U-Bahn zu erklären, ohne die Struktur des Netzes zu berücksichtigen, das heißt, die Matrix der objektiven Relationen zwischen den verschiedenen Stationen.*<sup>83</sup>

Das biographische Kontinuum betrachtet Bourdieu mithin als erledigt. Trotzdem appellieren noch immer viele Biographen, ohne es ausdrücklich zu verbalisieren, an „eine naive Erwartung des Lesers, dass die Chronologie wirklich unsere tiefste

---

<sup>79</sup> Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 79.

<sup>80</sup> Ebd., S. 61 („Den kronologisk narrative strukturer er falsk, fordi han legg opp til ei kontekstualisering som det opplevde livet ikkje byr på, skaper samanhenger av lausrivne fakta og hendingar som slett ikkje nødvendigvis utgjer samanhengar, og legg opp til ein tvilsam kausalitet der det som kjem føre, ufråvikeleg får skulda for det som kjem etter: *Post hoc ergo propter hoc.*“).

<sup>81</sup> Miriam Gebhardt: *Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890 bis 1932*, Stuttgart 1999, S. 23 (= Studien zur Geschichte des Alltags, Band 16).

<sup>82</sup> Andreas Gestrich: *Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung*, in: Ders., Peter Knoch, Helga Merkel (Hrsg.): *Biographie – sozialgeschichtlich*, Göttingen 1988, S. 5-28, hier S. 6.

<sup>83</sup> Pierre Bourdieu: *Die biographische Illusion*, in: Hella Beister und ders.: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt am Main 1998, S. 75-83, hier S. 82.



gemeinsame Struktur des Erlebens ausmache“, obwohl „niemand – wenn er darüber reflektiert – sein eigenes Leben chronologisch erinnert.“<sup>84</sup> Die Chronologie kann eine Lebensbeschreibung in einen Rahmen zwingen und ihre Struktur bestimmen. Die Biographie, die dabei herauskommt, „ist wie alle Texte konstruiert, doch sie verschleiert ihre Konstruktion dadurch, dass sie vorgibt, aus einer Reihe natürlicher, logischer und axiomatischer Schlüsse zu bestehen.“<sup>85</sup> Selbst wenn die Behauptung, dass die zeitliche Abfolge von Ereignissen keine kausale sei, nur in ihrer abgeschwächten Form, dass also die Chronologie nicht unbedingt eine Kausalität beinhalten müsse, gelten gelassen wird, ist eine kritische Zurückhaltung diesem biographischen Strukturmuster gegenüber durchaus angebracht.

Auch hier soll versucht werden, dem Rückfall in eine chronologisch geordnete, kausal verstandene und teleologisch ausgerichtete Beschreibung eines Lebenslaufs von der Wiege bis zur Bahre auszuweichen, um sowohl der Inkohärenz als auch der Vielseitigkeit und Vieldeutigkeit des Lebens gerecht zu werden. Sich dem Hang des Genres zur chronologisch-linearen Erzählung und seiner Renitenz gegen einen eher leitmotivisch oder thematisch geprägten Aufbau zu entziehen, erwies sich jedoch als nicht immer leicht. So wie jedes Argument eine Kausalität voraussetzt, scheint sich jedes Ereignis und jede Aussage in eine immer schon vorgegebene Zeitlinie einordnen zu wollen. Weniger schwer fiel es, die typischen Ausformungen der Gelehrtenbiographie zu umgehen. Stern wird weder als Vorbild oder Held in „heroische[r] Einzigartigkeit“, noch wird sein Leben in Form einer „kommentierten Bibliographie“ oder als „tiefgründiges Portrait[]“ in romanartiger Form ohne Blick auf die „Gegenstände seiner gelehrten Studien“ dargestellt.<sup>86</sup>

Neben dem „eigensinnigen narrativen Zwang zur Kohärenzbildung“, dem sich jede Biographie ausgesetzt sieht, macht sich in diesem Genre auch der „fragmentarische Charakter“ der überlieferten Lebenszeugnisse geltend.<sup>87</sup> Da es sich bei diesen Zeugnissen normalerweise um schriftliche Quellen handelt, zeichnet sich eine

---

<sup>84</sup> Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 61 („Framfor alt legg den dominerande biografitypen skjul på at han gjer dette, ved å appellere til ei naiv forventning hos leserane om at kronologien verkeleg utgjer vår djupaste felles opplevingsstruktur, trass i at ingen – når dei reflekterer over det – hugsar sitt eige liv kronologisk.”). Dieser Behauptung widerspricht allerdings, dass Waltons eigene Autobiographie eine chronologische Erzählstruktur aufweist (vgl. ebd., S. 98-112).

<sup>85</sup> Ebd., S. 62 („Teksten som oppstår, er konstruert, som alle andre tekstar, men han legg skjul på konstruksjonen sin ved å gi inntrykk av å bestå av ei naturleg, logisk og aksiomatisk slutningsrekke.”).

<sup>86</sup> Anthony Grafton: *Der Gelehrte als Held*, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nummer 227, 29.9.2001.

<sup>87</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 12.

Biographie durch einen hohen Grad an Intertextualität aus, indem eine Vielzahl von Texten miteinander in Bezug gesetzt wird. Obwohl mit dem Übergang von einer autobiographischen Schrift zur Biographie, wie oben schon angedeutet wurde, die Perspektive erweitert und die Polyphonie erhöht werden kann und die Biographie dadurch „verifizierbarer als die Autobiographie [ist]“<sup>88</sup>, hat biographisches Schreiben „am Erhaltenen eine Stoffgrenze“<sup>89</sup>. Trotz – oder gerade wegen – der „materialen Begrenztheit der Hinterlassenschaften“<sup>90</sup> hielt es die Hermeneutik des ausgehenden 19. Jahrhunderts mit Wilhelm Dilthey (1833-1911) an der Spitze für möglich, aus den fixierten Bruchstücken der Lebensäußerungen sogar „ein Verständnis der erkundeten Persönlichkeit zu erlangen, das über die Möglichkeiten der Selbstreflexion dieser Person hinausgeht“<sup>91</sup>.

Diesem Standpunkt kann man auch heute noch begegnen. Keld Zeruneith beispielsweise schreibt in seiner Biographie über den dänischen Arzt und Lyriker Emil Aarestrup (1800-1856) (*Den frigitte. Emil Aarestrup i digtning og samtid. En biografi*, Kopenhagen 1981), er habe in seinem Buch zeigen können, dass es biographisch möglich sei, selbst ein so offensichtlich planloses Schicksal zu sammeln und ihm einen sinnvollen Zusammenhang zu geben, wenngleich dieser der Person selbst verborgen blieb.<sup>92</sup> In einer Rezension der Kafka-Biographie von Reiner Stach (*Kafka. Die Jahre der Erkenntnis*, Frankfurt a. M. 2008) wird festgestellt, der Autor wolle keine Distanz, sondern versuche, Kafka so gut verstehen, wie man einen anderen Menschen überhaupt verstehen könne; man könne sogar sagen, „dass dieser Biograph Kafka besser versteht, als der sich selber verstehen konnte, denn Stach nutzt den historischen Abstand, studiert zahlreiche Quellen und Zeugnisse und hat alles gleichzeitig zur Hand, was sich für den Portraitierten auf die ganze Strecke seines Lebens verteilte [...]“<sup>93</sup>.

<sup>88</sup> Ruth Klüger: *Zum Wahrheitsbegriff in der Autobiographie*, in: Magdalena Heuser (Hrsg.): *Autobiographien von Frauen. Beiträge zur ihrer Geschichte*, Tübingen 1996, S. 405-410, hier S. 407.

<sup>89</sup> Wilhelm Dilthey: *Plan der Fortsetzung zum Aufbau der geschichtlichen Welt*, in: Ders.: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften (Gesammelte Schriften Band VII)*, Stuttgart, Göttingen 1927, S. 189-292, hier S. 249.

<sup>90</sup> Sigrid Weigel: *Korrespondenzen und Konstellationen. Zum postalischen Prinzip biographischer Darstellungen*, in: Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 41-54, hier S. 44.

<sup>91</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie, Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 13f.

<sup>92</sup> Vgl. Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 39 („[Jeg har] i min bog om [Emil Aarestrup] kunnet vise, at det biografisk er mulig at samle selv en så åbenbar planløs skæbne og give den en meningsfuld sammenhæng, omend denne er skult for personen selv.“).

<sup>93</sup> Ulrich Greiner: *Kafka ganz nah*, in: *Die Zeit*, 2008-07-03T12:00Z Nr. 28, <http://www.zeit.de/2008/28/L-Kafka?page=2>, 4.7.2008.

Die Hervorhebung des umfangreichen Quellenfundus im obigen Zitat ist wohl eigentlich Ausdruck eines einfältigen Positivismus, der meint, desto mehr über das eigentliche Leben aussagen zu können, je mehr Dokumente ausgegraben werden konnten. Man kann sich fragen, was mit einem vollständigen Quellenmaterial, das auch den letzten Fahrschein und die letzte Restaurantrechnung enthält, eigentlich gewonnen wäre. Jeder Quellenfundus enthält unwichtiges und unnötiges Material, das den Leser nur belasten und ermüden würde, und das daher in die Darstellung keinen Eingang finden darf. Schließlich beschränken sich selbst moderne, von vielen Kameras überwachte „reality shows“ auf die Wiedergabe der Highlights und verschonen den Zuschauer vor der Banalität des grauen Alltags. Auch der ansehnlichste Quellenfundus wird immer von seinen Lücken geprägt sein und kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass selbst der „unermüdlichste und quellenkritischste Biograph zum größten Teil des Lebens des Objektes seiner Biographie keinen Zugang haben können.“<sup>94</sup> Die zeitliche Distanz des Biographen von seinem Gegenstand gewährt natürlich eine gewisse Übersichtlichkeit, ob er deshalb seinen Protagonisten so gut begreifen und ihm so nahe kommen kann, wie an obiger Stelle behauptet wird, wird man allerdings bezweifeln können. Das Problematische an der Suche nach der Vollständigkeit eines nur in fragmentarischer und zufälliger Überlieferung gegebenen Lebenslaufes, was Dilthey noch als den Vorzug der Biographie auffasste, kann bei manchem modernen Literaturwissenschaftler dazu führen, dass entweder das „Fragment zum Ideal“, oder, was vielleicht noch häufiger geschieht, dass auf die Biographik insgesamt verzichtet wird<sup>95</sup>.

Sterns Selbstverständnis als Wissenschaftler ist ein Grund dafür, dass sich diese Arbeit hauptsächlich mit dem Historiker Stern und seinem Werk beschäftigen wird. Ein anderer Grund liegt in der Tatsache, dass sich die Arbeit, in Sterns Fall das Werk, als Teil des Lebens des Biographisierten in der Regel leichter greifen und objektivieren lässt<sup>96</sup> als der Mensch selbst. Vielleicht kann man sogar soweit gehen und sagen, der

---

<sup>94</sup> Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 35 („Det er opplagt at sjølv den iherdigaste og mest kildekritiske biografen ikkje vil kunne ha tilgjenge til størsteparten ved livet til ein biografifgenstand.“).

<sup>95</sup> Sigrid Weigel: *Korrespondenzen und Konstellationen. Zum postalischen Prinzip biographischer Darstellungen*, in: Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 41-54, hier S. 45.

<sup>96</sup> Vgl. Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 37 („Ein del av livet til ein biografifgenstand eignar seg likevel godt til objektivisering, og det er arbeidet.“).

Mann selbst sei das Werk<sup>97</sup>. Doch der eigentliche Mensch, seine Persönlichkeit, seine innersten Gedanken und Gefühle, entziehen sich der biographischen Darstellung, nicht zuletzt weil auch das umfangreichste Quellenmaterial sich in dieser Beziehung immer als hinfällig erweisen wird: Wie der Mensch „eigentlich“ war, und was er in seinem Innersten dachte und fühlte, kann zwar bisweilen als „Kräuseln an der Oberfläche“ wahrgenommen werden, doch das, was man wirklich sehen müsste, fehlt.<sup>98</sup> Das Grundproblem aller Biographik liegt in der grundsätzlichen Frage: Was kann man überhaupt von einem Leben und wie es tatsächlich gelebt wurde, wissen? Diese Fragestellung kann auch hier nicht beantwortet werden. Eine psychobiographische Annäherung an Stern liegt außerhalb der Ansprüche, die sich diese Studie stellt.

Hier soll also weder versucht werden, die Hauptperson dieser Biographie, den Historiker Stern, „besser zu verstehen, als er sich selbst verstanden hat“<sup>99</sup>, noch angesichts einer unvollständigen Quellenlage resigniert werden. Stern unterhielt mit vielen Vertretern seiner Zunft eine umfangreiche Korrespondenz, von der sich ein mehr oder weniger zufällig überlieferter Teil heute in verschiedenen Nachlässen in Bibliotheken und Archiven befindet. Diese bislang kaum edierten und beachteten Schreiben wurden größtenteils in Verbindung mit der vorliegenden Arbeit eingesehen. Dabei wurde nicht nur festgestellt, dass sich nicht alle Briefwechsel erhalten haben, sondern auch, dass sich mehrjährige Lücken nachweisen lassen. Die – wahrscheinlich wenigen – Briefe zwischen Stern und Heinrich von Treitschke (1834-1896) beispielsweise müssen als verschollen angesehen werden; in der Korrespondenz zwischen Stern und Hermann Baumgarten (1825-1893) fehlen nicht nur die Briefe aus dem Zeitraum November 1873 bis Dezember 1875, der Austausch der beiden Historiker lässt sich, da die Gegenbriefe Baumgartens nicht überliefert sind, nur aus den Schreiben Sterns rekonstruieren. Andere, mit großer Spannung erwartete Schriftstücke, zum Beispiel die Diltheys an Stern, enttäuschten, da sie sich als lapidare Empfehlungsschreiben entpuppten. Andere wiederum erwiesen sich als nur schwer zu entziffern, einige wenige Briefe und ungleich mehr eng beschriebene Postkarten waren

---

<sup>97</sup> Vgl. ebd. („[...] ein kan [...] seie at mannen, det *er* livsverket [...]”).

<sup>98</sup> Ebd., S. 39 („Når det dreier seg om ei vurdering av det indre, underforstått egentlege, mennesket, blir det ytre stofftilfanget gjerne for skralt. Den indre tankeverda har vi berre tilgjenge til gjennom overflatekrusingar, og her er det dei ein aller helst skulle ha sett, som manglar [...]).

<sup>99</sup> Wilhelm Dilthey: *Die Entstehung der Hermeneutik*, in: Ders.: *Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte. Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften* (Gesammelte Schriften Band V), Stuttgart, Göttingen 1968, S. 317-338, hier S. 331.

unleserlich – jedenfalls für diesen Biographen. Die Lückenhaftigkeit der zufällig überlieferten brieflichen Quellen wurde also eingeständenermaßen von den Voraussetzungen des Biographen noch vergrößert. Sein Horizont, seine Fähigkeiten und Kompetenzen, darauf wird noch einzugehen sein, spielen bei der Erstellung einer Biographie eine nicht zu unterschätzende Rolle. Das Fehlen des größten Teils der rein privaten Briefe Sterns, etwa an den Vater, seine Frau, seine Frankfurter Verwandten oder seine im Ausland lebenden Töchter, wurde hingegen nicht als schmerzlich empfunden, da die Beschäftigung mit dem Wissenschaftler Stern dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt wurde.

Bei den Schreiben aus den verschiedenen Nachlässen handelt es sich um private Äußerungen, die normalerweise nicht mit dem Gedanken an eine spätere Veröffentlichung niedergeschrieben worden sind. Daher finden sich dort gelegentlich Darstellungen und Charakteristiken, die gerade wegen ihrer unmissverständlichen Deutlichkeit und ihrer verletzenden Offenheit keinen Eingang in die wissenschaftlichen Werke gefunden haben. Nicht zuletzt bei einem so vorsichtigen und zurückhaltenden Stilisten wie Stern haben Beurteilungen wie beispielsweise „unverschämter Schmierer“ oder „ganz unverständige[r] und barsche[r] Erziehungsdirektor“ eine gewisse Signifikanz, da diese Formulierungen einen Einblick in einen emotionalen Bereich zulassen, der sonst hinter der nüchternen akademischen Argumentation verschwindet. Beim Umgang mit Briefen ist weiterhin darauf zu achten, dass sich in ihnen neben sachlich-informativen, appellativen und emotionalen Aspekten auch Selbstentwürfe geltend machen können. Briefe sind subjektive Äußerungen und nicht als Zeugnis dafür, „wie es war, als vielmehr wie es gesehen wurde“<sup>100</sup>, auszuwerten. Erinnerungen, Berichte oder Briefe entstanden – genau wie (Auto)Biographien – in einer anderen, späteren Situation, als in der, auf die sie verweisen, und sie müssen wie alle anderen Quellen kritisch überprüft werden. Auch gut dokumentierte Aussagen sind noch längst keine tatsächlichen Ereignisse.

Jürgen Kuczynski liefert ein amüsanter Beispiel dafür, dass selbst ehrliche, authentische Dokumente zur Unwahrheit führen können<sup>101</sup>: Als er 1937 mit Egon Erwin

---

<sup>100</sup> Beatrix Borchard: *Lücken schreiben. Oder: Montage als biographisches Verfahren*, in: Hans Erich Bödeker (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 211-241, hier S. 236 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).

<sup>101</sup> Diese Episode ist wiedergegeben in: Jürgen Kuczynski: *Lügen, Verfälschungen, Auslassungen, Ehrlichkeit und Wahrheit: Fünf verschiedene und für den Historiker gleich wertvolle Elemente in*

Kisch (1885-1948) in gemütlicher Runde zusammen saß, „erinnerte“ er sich daran, dass er 1930 in der *Weltbühne* eine, wie ihm nun schien, „zu kritische und recht überhebliche“ Besprechung von Kischs Reiseschilderung *Paradies Amerika* (Berlin 1930) geschrieben hatte. Er „beichtete“ seinen Fehltritt und versprach dem rasenden Reporter eine zweite und angemessenere Rezension zu seinem 70. Geburtstag. Kisch schenkte ihm daraufhin sein neustes Buch *Landung in Australien* (Amsterdam 1937) mit einer Widmung, die als das erste ehrliche und authentische Dokument dieses Beispiels zu gelten hat: „Meinem Freunde Jürgen sehr herzlich und mit der Bitte, hier noch mehr Einwände zu machen, als er zu meinem Amerika-Buch machte.“ Kisch erlebte seinen 70. Geburtstag nicht mehr, doch in einer Gedenkschrift erschien 1955 das zweite ehrliche und authentische Dokument: Eine neue Besprechung Kuczynskis unter dem Titel *Die zweite Rezension von „Paradies Amerika“*. Als dann Kuczynski 30 Jahre später die erste, überhebliche Rezension aus dem Jahre 1930 nochmals lesen wollte, musste er feststellen, dass er damals gar nicht das Buch Kischs, sondern Emil Ludwigs (1881-1948) ebenfalls 1930 erschienenenes Werk *Lincoln* (Berlin 1930) besprochen hatte. Für die nie geschriebene erste Rezension gibt es nun jedoch zwei Zeugnisse, mit denen man zwar nicht den Text belegen kann, auf den sie verweisen, sondern vielleicht eher die Tatsache, dass „Ehrlichkeit und Wahrheit in keiner Weise identisch [sind]“. Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit in Briefen oder autobiographischen Darstellungen sind mithin keine Beweise für die Wahrheit des Dargestellten.

Noch größere Vorsicht hat natürlich bei Nachrufen zu walten, denen nach dem Prinzip *De mortuis nil nisi bene* in hohem Grad eine Tendenz der Hervorhebung ausschließlich der positiven Seiten des Verstorbenen anhaftet, und die oft mehr über das Verhältnis des Schreibers zur verstorbenen Person aussagen als über diese Person selbst.

Neben den Briefen bilden die Werke und Artikel Sterns eine wichtige Grundlage dieser Studie. Gerade seine wissenschaftlichen Werke sind für die These vom „europäischen Historiker gegen den Strom der nationalen Geschichtsschreibung“, wie sie sich im Laufe der Arbeit herauskristallisiert hat, von größter Wichtigkeit. Doch auch hier ist auf eine gewisse Lückenhaftigkeit hinzuweisen, da nicht alle seiner Rezensionen aufzufinden waren und der große Umfang des Stern'schen Werkes ein genaues Lesen

---

*Autobiographien*, in: Peter Alheit, Erika M. Hoerning (Hrsg.): *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*, Frankfurt/Main, New York 1989, S. 24-37, hier 25f., Zitate ebd.

sämtlicher Texte nicht zuletzt aus Zeitgründen ausschloss. Auch hierbei musste eine Auswahl getroffen werden, die jedoch alle größeren Arbeiten umfasste. Dem Biographen stellt sich somit auch die Frage danach, welche Quellen in seine Darstellung Eingang finden sollen und welche nicht. Das Kriterium der Auswahl richtet sich nach dem von ihm vorgegebenen Ziel seiner Biographie, also danach, welche Konstruktion er zu liefern beabsichtigt. Die Forderung nach einer gewissen Ganzheit und nicht zuletzt nach der Faktizität der Biographie wurde bei der Beschäftigung mit dem liberalen Geschichtswissenschaftler deutsch-jüdischer Herkunft nicht vergessen. Dies bedeutet konkret, dass hier auch Texte und Äußerungen berücksichtigt wurden, die sich einem Einbau in die beabsichtigte Konstruktion widersetzten. Die 1897 gehaltene Kaiserrede Sterns beispielsweise (s. Kap. XIII.) bereitete diesem Biographen nicht wenig Kopfzerbrechen, da sie sich nicht ohne Weiteres in das Bild vom demokratisch, liberal und republikanisch denkenden Historiker einfügen ließ. Sie durfte aber nicht unterschlagen werden. Vor die Wahl gestellt, ob sich der Biograph hinter dieses problematische Selbstzeugnis des Biographisierten zurückziehen, d.h. es dem Leser kommentarlos vorlegen und ihm die Einordnung anheimstellen sollte, oder ob er vielmehr eine vertretbare Interpretation vorzuschlagen hatte, die sich einigermaßen in den Bau einfügen ließ, wurde Letzteres versucht – allerdings nicht ohne auf die Schwierigkeiten dieser zugegeben harmonisierenden Auslegung hinzuweisen. Dabei bewahrheitete sich die Behauptung Christian von Zimmermanns, der Biograph finde, was er suche.<sup>102</sup>

Das Fragmentarische der Quellengrundlage, von der wiederum nur ausgewählte Teile geboten werden, sollte der Leser dieser und anderer Biographien im Auge behalten. Auch eine Biographie, die sich mittels Fußnotenapparat und Quellenangaben wissenschaftlich fundiert gibt und es bewusst unterlässt, die Lücken eines Lebenslaufs mit Vermutungen oder Annahmen zu verdecken oder durch eine freie Darstellung zu überbrücken, hat letztendlich fiktionalen Charakter. Sie muss wie die Autobiographie als eine Konstruktion aus bereits interpretierten Fakten verstanden und mithin als „biographische Fiktion“<sup>103</sup> aufgefasst werden. Biographen wissen, dass sie „durch ihre

---

<sup>102</sup> Vgl. Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 47.

<sup>103</sup> Vgl. dazu ebd., S. 40ff.

Auswahl und ihre Anordnung von Materialien“ erfinden.<sup>104</sup> Auch wenn sich der Biograph mit einer genauen Quellenkenntnis legitimiert und, wie in diesem Falle, sein Werk autoreflexiv dekonstruiert, ist der Leser ihm und seiner Faktualisierungsstrategie, die beispielsweise aus „der Verwendung von Zitaten aus Selbstzeugnissen der Biographierten und aus Zeitgenossenaussagen“<sup>105</sup> bestehen kann, ausgeliefert. Der Biograph will das von ihm Dargestellte „als wahrscheinlich und realistisch erscheinen lassen“ und bedient sich dazu einer „Fremdreferenz“, die nicht nur aus Zitaten und Zeugnissen besteht, sondern auch aus den „unterschiedlichsten Anleihen aus dem alltagsweltlichen Weltwissen [...], die in den Text eingeführt werden.“<sup>106</sup> Doch der Einsatz dieser Textelemente, die für den Anspruch einer historischen Wahrheit eine argumentative und absichernde Funktion haben, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass jeder Biograph seinem Objekt gegenüber eine spezifische Haltung einnimmt und somit „den fremden Lebenslauf in der Orientierung an ausgewählten korporativen Bezügen rekonstruiert“<sup>107</sup>. Diese Orientierung führt von ungleichen Problemstellungen über verschiedene Interpretationen zu den unterschiedlichsten biographischen Konstruktionen und nicht zuletzt dazu, dass „Biographien, wie alle Geschichte, immer wieder neu geschrieben werden müssen“<sup>108</sup>. Mit der ungleichen Einstellung verschiedener Biographen zu ein und derselben Person kann ebenfalls erklärt werden, dass sich in „unterschiedlichen Biographien über dieselbe historische Persönlichkeit [...] stets einander widersprechende Urteile finden [werden]“<sup>109</sup>.

Der Einfluss des Biographen auf die Biographie macht sich also nicht nur in seiner Kompetenz beim Einsammeln und Dechiffrieren der verschiedenen Texte geltend, sondern auch in seiner spezifischen Rolle als sortierender und auswertender Verwalter eines überlieferten Quellenfundus. Der Biograph als Forscher ist, ähnlich wie in der Fallstudie, selbst „das wichtigste Instrument beim Sammeln und bei der Analyse

---

<sup>104</sup> Paula R. Backscheider: *Reflections on Biography*, Oxford 1999, S. 18 („[...] biographers know that they are inventing through their selection and arrangement of materials [...]”).

<sup>105</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 39.

<sup>106</sup> Ebd., S. 38.

<sup>107</sup> Ebd., S. 12.

<sup>108</sup> Hans Erich Bödeker: *Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand*, in: Ders. (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 9-63, hier S. 53 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).

<sup>109</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 17f.



der Informationen“.<sup>110</sup> Er übersetzt, er wertet aus, er interpretiert und er bezieht Stellung. Eine neutrale Instanz ist er demnach also nicht, auch wenn er immer danach streben sollte. Selbst wenn er mit empathischer Sensibilität und mit tolerantem Verständnis für die Vieldeutigkeit des Lebens an die Arbeit geht, vermittelt er seine Konstruktion um den Preis der „Mannigfaltigkeit“ des Individuums, d.h. er „geht von der jeweiligen Problemstellung aus, für welche gewisse Merkmale entscheidend, andere dagegen gleichgiltig [sic] sind“<sup>111</sup>. Jedes Leben ist reich an einzigartigen Ereignissen und Erlebnissen, das „Interpretationspotenzial“ eines einzigen Lebens hingegen ist unerschöpflich und grenzt an das Unendliche. Der Biograph strebt jedoch die Abgeschlossenheit seiner Erzählung an und hat ein „erzähltaktisches Interesse am Einengen, Verkürzen und Komprimieren“.<sup>112</sup> In diesem Spannungsfeld entsteht die Biographie, von dorthin erklärt sich ihre Unvollständigkeit. Die Beschäftigung mit Stern als Historiker wird also andere Merkmale als wesentlich erachtet, als wenn er hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt seiner jüdischen Herkunft oder als Musikliebhaber betrachtet werden sollte<sup>113</sup>. Mit einer gewissen Lückenhaftigkeit und Unvollständigkeit, die zum Wesen jeglicher Biographik gehören, müssen sich Leser und Biograph also abfinden.

Über seinen eigenen Standpunkt muss sich der Biograph im Klaren sein, umso mehr als er im Text immer gegenwärtig ist. Trotz der schon längst proklamierten These vom „Tod des Autors“, in der der Leser und das Lesen als das konstituierende Element der Literatur etabliert werden, spricht vieles dafür, dass sich der biographisierende Verfasser bester Gesundheit erfreut (und, nebenbei bemerkt, nicht selten dem totgesagten Autor mit der Dichterbiographie ein posthumes, biographisches Leben einhaucht). Kraft seiner Stimme hat er die Macht, „Menschen und ihren Platz in der

---

<sup>110</sup> Sharan B. Merriam: *Fallstudien som forskningsmetode*, Lund 1994, S. 47 (”Forskaren är själv det främsta instrumentet när det gäller innsamling och analys av information [...]”). Die Fallstudie scheint mehrere Züge mit der Biographie zu teilen. Beide sind auf ein qualitatives Forschen ausgerichtet (vgl. ebd., S. 9), können als deskriptive und induktive Forschungsmethode nicht alle Variablen kontrollieren (vgl. ebd., S. 22) und sind partikulär und heuristisch (vgl. ebd., S. 25).

<sup>111</sup> William Stern: *Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen*, Leipzig 1911, S. 321f.

<sup>112</sup> Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 114 („Poenget er heller at tolkningspotensialet i eit liv er uuttømmelig, mens biografien har eit forteljetaktisk interesse av å innsnevre, avkorte og trengje saman.”).

<sup>113</sup> William Stern nennt als Beispiel dafür, dass „von demselben Individuum ganz disparate Biographien entstehen“ können, die Beschäftigung mit „Moltke als Schriftsteller“ bzw. als „Strategen“ (William Stern: *Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen*, Leipzig 1911, S. 321f.). Alfred Stern hielt im Jahr darauf eine Rede mit dem Titel *Moltke als Historiker* (vgl. Alfred Stern: *Moltke als Historiker*, in: Ders.: *Reden, Vorträge und Abhandlungen*, Stuttgart, Berlin 1914, S. 189-210).

Geschichte zu definieren, eine Nation zu charakterisieren und ihre Werte zu übermitteln und akzeptierte Kulturwerte zu unterstützen oder zu unterminieren.“<sup>114</sup> Er übt nicht nur mit der Auswahl der Zeugnisse und Ereignisse, die er in seinen Text einbringt, und mit der Wahl der Problemstellung und des Blickwinkels, die seiner Darstellung die Färbung geben, eine „formende Rolle“ aus<sup>115</sup>, auch seine Haltung als Erzähler hat Einwirkung auf seine Schrift. Ob er sich zu einer dramatisch-expressiven Schreibweise entschließt oder, wie in diesem Falle, zu einer abstandhaltenden und objektiv-akademischen, die bisweilen durch eine interpretierend-analytische ergänzt wird, muss er sich immer seiner Verantwortung gegenüber seinem Gegenstand bewusst sein: Der Biograph übt Macht aus. Als „unsichtbarste Person der Biographie“ ist er zugleich „die mächtigste“<sup>116</sup>, denn „die Macht ist gerade da am stärksten, wo sie am unsichtbarsten ist“<sup>117</sup>. Der Biograph kann mit seiner Darstellung das Bild eines Menschen und seines Werkes auf Jahre hinaus prägen. Ob er sich seinem Objekt mit Sympathie oder Widerwillen nähert, es ist ihm im Normalfall hilflos ausgeliefert und kann zu seiner Verteidigung und seiner Rechtfertigung nichts mehr anführen. Das will nicht heißen, dass der Biograph kritiklos vorzugehen hat, sondern dass er ethisch reflektiert und mit einem gewissen Respekt an seine Aufgabe herangehen muss. Dazu gehört auch, zwischen der sozialen, persönlichen und intimen Sphäre eines Menschen zu unterscheiden.

Bei der Sichtung von Korrespondenzen stößt man bisweilen auf Details, die der Intimsphäre angehören. An solchen Stellen ist die ethische Kompetenz des Biographen gefragt. Es ist sicherlich richtig, wie Walton schreibt, dass „wir den anderen Menschen ausschließlich durch die Kenntnis dessen kennen lernen, was sich gewöhnlich hinter den Konventionen verbirgt, die das Private vom Öffentlichen trennen.“<sup>118</sup> Walton erwähnt ausdrücklich die Sexualität, „vor allem den tabuisierten Bereich der sexuellen

---

<sup>114</sup> Paula R. Backscheider: *Reflections on Biography*, Oxford 1999, S. 8 („The biographer carries in his voice the power to define people and their places in history, to characterize a nation and transmit its value, and to support or undermine accepted cultural values.”).

<sup>115</sup> Vgl. Knut Olav Åmås: *Mitt liv var draum. Ein biografî om Olav H. Hauge*, Oslo 2004, S. 573 („Den formande rolla som biografen har i eit biografiprojekt [...]”).

<sup>116</sup> Paula R. Backscheider: *Reflections on Biography*, Oxford 1999, S. 3 („The most invisible person in a biography is the most powerful – the author.”).

<sup>117</sup> Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografî*, Oslo 2008, S. 273 („Makta er [...] på sitt sterkaste når ho er mest usynleg.”).

<sup>118</sup> Ebd., S. 269 („[Vi] lærer utelukkande eit anna menneske å kjenne gjennom kjennskap til det som til vanleg ligg gøymt bak dei konvensjonane som skil det private frå det offentlege.”).

Person, den sie nicht zu zeigen wagt<sup>119</sup>, und argumentiert u.a. damit, dass die Biographie verpflichtet sei, „die Ganzheit des Lebens einer Person zu zeigen“ und daher „das Private nicht zurückhalten“ dürfe.<sup>120</sup> Bei einer Person beispielsweise, die öffentlich eine strenge Sexualmoral, die monogame Ehe und Familienwerte propagiert, privat aber eine promiskuitive Sexualität auslebt, hätte die Entlarvung<sup>121</sup> einer intimen, im wahrsten Sinne des Wortes „nackten“ Wahrheit durchaus Bedeutung und dürfte nicht unterschlagen werden. In diesem Falle hätte das Intim-Private durchaus öffentliches Interesse. Mit dem Nachweis einer irgendwie anders als heterosexuell gearteten Neigung im Falle Sterns beispielsweise hätte er als erotischer Außenseiter einer weiteren unterdrückten Minoritätsgruppe neben der jüdischen zugeordnet werden können, und die daraus entstehenden Probleme und Möglichkeiten wären zu untersuchen gewesen. Waltons Forderung trägt einer biographischen Tradition, der Moral des Verschweigens, Rechnung, die sich auf die frühen Wurzeln der Biographik in der Hagiographie und Heldenessayistik zurückführen lässt. Die Trennung des Privaten vom Öffentlichen, das Verschweigen des Menschlichen und die Verdrängung sowohl widersprüchlicher Charakterzüge als auch des Intimen und Skandalösen gehörten lange zum „biographische[n] Dogma“<sup>122</sup>. Diese Tradition der Zuordnung von „Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit“ in einen „privaten Bereich [...], der den Biographen nicht interessieren darf“<sup>123</sup>, ist inzwischen im Rahmen der modernen Biographik mit der „Vermenschlichung der Helden“ und dem Blick auf ihre „psychologischen, historischen oder nationalen Bedingungen“<sup>124</sup> fragwürdig geworden. Dennoch ist es wichtig, „zwischen einer sensationslüsternen und voyeuristischen Schnüffelei und einer legitimen, vernünftigen und vielleicht auch pietätvollen Untersuchung“<sup>125</sup> zu

---

<sup>119</sup> Ebd. („Den delen av det private som særleg påkaller seg merksemda vår som det absolutt uunnverlege for å kjenne biografigjenstanden, er seksualiteten, og aller helst dei tabuiserte delane av den seksuelle personaen som han ikkje tør vise fram.”).

<sup>120</sup> Ebd., S. 271 („Når ein biografi er forplikta til å vise fram heilskapen i livet til ein person, lèt det seg ikkje gjere å halde tilbake det private frå synsfeltet.”).

<sup>121</sup> Der Begriff der Entlarvung, des Herunterreißen einer Maske, fügt sich glatt in die Etymologie des Begriffs der Person. Wie auch Walton zeigt (vgl. ebd., S 209), stammt das lateinische *persona* wahrscheinlich aus dem Etruskischen und bezeichnet die „Maske des Schauspielers; Rolle, die durch diese Maske dargestellt wird; [...]“ (Duden, Das Herkunftswörterbuch. Eine Etymologie der deutschen Sprache, Mannheim, 1963, S. 502). Hinter der Maske erscheint der eigentliche Mensch.

<sup>122</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 190.

<sup>123</sup> Ebd., S. 202.

<sup>124</sup> Ebd., S. 350.

<sup>125</sup> Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 269 („Det er likevel viktig å halde oppe eit skilje mellom den sensasjonslystne grafinga [...] og legitim, fornuftsbasert og kanskje også pietetsfull biografisk utforskning [...].”).

unterscheiden. Längst nicht alles muss um seiner selbst ans Licht gezerrt werden. Als Ludwig Bambergers (1823-1899) geheime Tagebücher 1932 erneut herausgegeben wurden, beanstandete Stern, dass dabei auch rein private Eintragungen veröffentlicht wurden, die zu dem Verständnis des Politikers und seines Verhältnisses zu Bismarck überhaupt nicht beitrugen. Da sie keine Funktion hatten, gab es laut Stern auch keinen Grund für ihre Veröffentlichung:

*Hier werden auch intimste Vorgänge seines ehelichen Lebens berührt, von denen der Schleier nicht hätte hinweggezogen werden sollen. Es wäre vielmehr wünschenswert gewesen, daß der Herausgeber sich nicht auf die Fortlassung „einiger Sätze“ beschränkt hätte [...].<sup>126</sup>*

Der Biograph sollte also gute Gründe anführen können, wenn er Einblicke in die intime Sphäre seines Objekts gewährt. In seiner biographischen Studie zu Leonardo da Vinci hatte Freud beispielsweise „auf Leonardos für den überwiegenden Teil der damaligen Leserschaft unakzeptable Homosexualität“ nicht um ihrer selbst hingewiesen, sondern um den „Forschertrieb“ des Universalgenies „als sublimierte homosexuelle Libido“ zu charakterisieren.<sup>127</sup> In Freuds psychobiographischer Darstellung spielte dieser für viele sicherlich schockierende Hinweis für das Verständnis Leonardos eine so entscheidende und so wichtige Rolle, dass er dem Leser zugemutet werden musste. Der Leser dieser Studie kann indessen beruhigt (oder enttäuscht?) weiterlesen, denn bei der Beschäftigung mit dem Historiker Stern steht das Privatleben nicht im Mittelpunkt der Untersuchung. Das eingesehene Quellenmaterial erlaubte zudem keinen Einblick in seine privatesten Bereiche. Wenn in dieser Darstellung dennoch ein intimes Verhältnis andeutungsweise zur Sprache kommt, nämlich das kurze Techtelmechtel zwischen Sterns jüngster Tochter Antonia und Albert Einstein, sollte damit keineswegs eine Sensation geliefert, sondern begründet und erklärt werden, warum sich der Briefwechsel zwischen den beiden trotz mancher Unstimmigkeiten fortsetzte.

Eine wirklich objektive und wahre Biographie scheint im Hinblick auf die immer lückenhafte Quellenlage und die Subjektivität des Biographen kaum möglich zu

---

<sup>126</sup> Alfred Stern: *Ludwig Bambergers geheime Tagebücher*, [Rezension zu Ernst Feder (Hrsg.): Bismarcks großes Spiel. Die geheimen Tagebücher Ludwig Bambergers, Frankfurt am Main 1932], in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 119, 16.6.1932, S. 1-2, hier S. 1.

<sup>127</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 253.

sein. Nicht zuletzt spielt der eigene Lebenslauf des Biographen keine unwesentliche Rolle, da sich in „jede Biographie [...] viel von der eigenen Lebensgeschichte des Verfassers ein[schreibt].“<sup>128</sup> Indem er die Person, die er untersucht, nicht nur „verlebendigen“ will, sondern auch eine „Annäherung“ an sie sucht, ist er geneigt, eine „gewisse Identifikation“ mit ihr aufzubauen.<sup>129</sup> Der Biograph hat, da er seinen Gegenstand in den seltensten Fällen nach dem Zufallsprinzip auswählt, „auf irgendeine Weise eine affektive Bindung“ an sein Thema, die letztendlich „autobiographisch motiviert“ sein kann.<sup>130</sup> Walton listet vier Punkte auf, in denen sich die eigene Vita in der Biographie niederschlagen kann: Erstens dokumentiere die abgeschlossene Biographie das, womit sich der Biograph über einen längeren Zeitraum seines Lebens beschäftigt habe; zweitens könne sich der Biograph mit seinem Objekt so stark identifizieren, dass er ein Ideal- oder Zerrbild seiner selbst in die Biographie projiziere oder seine Biographie zu einem eigentherapeutischen Projekt mache (An dieser Stelle könnte man noch Freuds oben bereits erwähnten Gedanken von der der Identifikation innewohnenden feindseligen Auflehnung hinzufügen.); drittens spricht er vom „Haustiersyndrom“, in dem sich der Biograph und sein Gegenstand gegenseitig beeinflussen und einander immer ähnlicher werden; als vierten Punkt erwähnt Walton den selbstbiographischen Mitteilungsdrang vieler Biographen, den er als gesunde und notwendige Reaktion der Selbstbehauptung wertet, nachdem der Biograph in einem langen einsamen Schreibprozess einem Objekt gegenüberstand, das ihn auszulöschen drohte.<sup>131</sup>

---

<sup>128</sup> Hans Erich Bödeker: *Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand*, in: Ders. (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 9-63, hier S. 53 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).

<sup>129</sup> Ebd.

<sup>130</sup> Sander L. Gilman: „*Wir wollen jetzt Geschichten erzählen...*“. *Sander L. Gilman über seine Jurek-Becker-Biographie, Biographik in Deutschland und den USA. Ein Gespräch mit Christian Klein*, in: Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 203-217, hier S. 204, vgl. auch Paula R. Backscheider: *Reflections on Biography*, Oxford 1999, S. 30ff.

<sup>131</sup> Vgl. Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 285f. („Den første er [...] teksten som dokumentasjon på kva biografen har tenkt på over eit bestemt tidsrom. [...] Den andre [...] er ideen om at biografen identifiserer seg så sterkt med biografifgenstanden at ho projiserer eit idealbilde eller eit anna slags vrengjebilde av seg sjølv på gjenstanden. [...] Éin variant av identifikasjonssyndromet er at biografen bruker gjenstanden i eit terapeutisk prosjekt. [...] Det tredje tilknytingspunktet [...] er kjæledyrssyndromet, der altså biografen vel ut ein gjenstand som han i første omgang identifiserer seg med og så set i gang med å få til å likne stadig meir på han sjølv. Ein kan også førestille seg denne dialektikken mellom dyr og eigar, biografert og biograf, på ein annan måte, slik at gjenstanden faktisk også påverker biografen. [...] Sjølvbiografi blir altså ei form for nødvendig sjølvhevding når ein i lang tid har vore stilt overfor eit objekt som trugar med å utslette ein [...]).“

Es bestehen also enge Bezüge zwischen biographischem Schreiben und der eigenen Autobiographie. Daher fordert Walton den Biographen auf, als obligatorische Übung ein oder zwei selbstbiographische Texte zu schreiben.<sup>132</sup> Er müsse nämlich „ein Bewusstsein für seine eigene Subjektivität entwickeln“, damit er verstehe, was er eigentlich mache.<sup>133</sup> Es gilt also für den Biographen, „seine eigene Geschichtlichkeit zu reflektieren“, da sich die Biographie „sowohl als Medium der Reflexion der Geschichtlichkeit des Biographisierten als auch des Biographen verstehen [lässt].“<sup>134</sup> Damit kommt nicht nur die Befangenheit des Biographen in der eigenen Erfahrung, Gesellschaft, Erziehung und Philosophie zur Sprache<sup>135</sup>, sondern auch der „ungeheuer interessante kritische Punkt“ des „Unwillens“ in Reichweite<sup>136</sup>. Die Aversion, das aufzugreifen, „was man im eigenen Leben nicht ausreichend verarbeitet hat“, markiert den Punkt, wo der Biograph „außerstande ist, gut genug über das Leben des Gegenstandes der Biographie zu reflektieren.“<sup>137</sup> Wahrscheinlich werden sich in jeder Biographie und in jeder Autobiographie solche „stummen Felder“ abdecken lassen<sup>138</sup>, sie werden jedoch umso größer sein, je mehr versucht wird, in die Psyche einer Person einzudringen und diese zu erklären. Wenn im Folgenden der Historiker Stern und sein wissenschaftliches Werk behandelt werden, spielen die psychologischen Seiten seiner Persönlichkeit eine nur untergeordnete Rolle. Obwohl Waltons Forderung nach einer Reflexion über den eigenen geschichtlichen Standpunkt und über die stummen Felder des eigenen Lebens durchaus ihre Berechtigung hat, wurde hier auf eine explizite Gewissenserforschung des Biographen und die ausdrückliche Formulierung seiner eigenen Geschichtlichkeit nicht zuletzt auch darum verzichtet, weil der Versuch der Objektivierung des eigenen Subjekts, bei dem das Ich sowohl als Subjekt als auch als

<sup>132</sup> Vgl. ebd., S. 95 („Eg meiner at det å skrive ein sjølvbiografisk tekst, eller to, er ei så nyttig øving for ein biograf at det bør gjerast obligatorisk.”).

<sup>133</sup> Ebd., S. 95f. („For det første treng ein biograf å utvikle eit medvit om sin eigen subjektivitet. [...] Sjølvbiografering kann derimot auke medvitsnivået hos dei slik at dei iallfall er klare over kva dei held på med.”).

<sup>134</sup> Hans Erich Bödeker: *Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand*, in: Ders. (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 9-63, hier S. 55 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).

<sup>135</sup> Vgl. Paula R. Backscheider: *Reflections on Biography*, Oxford 1999, S. 91 („[...] how limited biographers are, how imprisoned within their own experiences, societies, educations, and philosophies.”).

<sup>136</sup> Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 96f. („Det nyttige i den sjølvbiografiske prosessen ligg i at ein til slutt oppdager det punktet der *uviljen* inntreffer. [...] Dette er eit uhyre interessant nevrologisk punkt [...].”).

<sup>137</sup> Ebd., S. 97 („Denne prosessen er relevant for det biografiske arbeidet på den måten at det ein ikkje i tilstrekkeleg grad har fått gjennomarbeidt i sitt eige liv, vil vere punkt der ein er ute av stand til å reflektere godt nok over livet til biografijenstanden.”).

<sup>138</sup> Ebd., („[...] slike tause felt, som finst i alle biografier [...].“).

Objekt zugegen ist, wie in allen autobiographischen Entwürfen neue Fragen und Probleme aufwerfen würde.<sup>139</sup> Ein Leben lässt sich von vielen Seiten her betrachten und bietet die Möglichkeit mehrerer konkurrierender Konstruktionen, die für den an Alfred Stern interessierten Leser kaum eine Bedeutung haben würden. Zudem „entgleitet das Selbst“, wie auch Walton bemerkt, „letztlich allen Versuchen der Objektivierung“<sup>140</sup>. Die Suche nach dem stummen Feld sollte vielleicht dem Leser überlassen werden. Dennoch hat Waltons Rat viel für sich, denn gerade das Nachdenken über die eigene Vita deckt die Problematik biographischen Schreibens nachdrücklich ab, indem dabei in der Nachträglichkeit der eigenen Erinnerung neben der Fragwürdigkeit chronologischer Zusammenhänge, kausaler Verknüpfungen und zielgerichteter Entwicklung auch die Vieldeutigkeit und Interpretierfähigkeit von Ereignissen und Zeugnissen überdeutlich wird. Vielleicht sollte man also noch einen Schritt weiter gehen und Waltons Forderung auch an den Leser von Biographien richten, damit er nicht unvorbereitet in die Biographie stolpert.

Die Biographie ist also eine vom Biographen vorgenommene Konstruktion mit wenigen und zufälligen Verbindungen zu dem eigentlichen Leben. Trotz ihres Wahrheitsanspruchs hat sie fiktionalen Charakter. Der Biograph muss dafür Sorge tragen, dass diese paradoxe Einsicht dem Leser vermittelt wird. In dem unausgesprochenen, aber immer vorausgesetzten Pakt zwischen Leser und Autor der Biographie taucht diese Einsicht vorläufig nicht auf. Im Gegenteil fußt dieser Vertrag nicht zuletzt auf einem fast unbegrenzten Vertrauen, das der Leser dem Erzähler entgegenzubringen hat: Doch gerade „Erzählern ist grundsätzlich *niemals* zu trauen“<sup>141</sup>. In dem erwähnten Vertrag kann die naive Ansicht angetroffen werden, der Biograph wisse genau, wovon er rede, und erzähle sorgfältig und ehrlich mit einem Verständnis der entsprechenden Kontexte.<sup>142</sup> Auch die Qualität seiner handwerklichen Fähigkeiten in der Hantierung einer enormen Masse von Informationen<sup>143</sup> ist in diesen Vertrag miteinbezogen. Der Stil des Biographen hat packend und eindringlich, ausholend und

---

<sup>139</sup> Walton befolgte seinen eigenen Rat und schrieb einen autobiographischen Text (vgl. ebd., S. 98-112). Anschließend erläutert und analysiert er diesen Text in einer 26-seitigen „Fußnote“ und versucht dabei auch, seine eigenen stummen Felder abzudecken (ebd., S. 113-139).

<sup>140</sup> Ebd., S. 95 („Dermed vil sjølvet alltid glide unna alle forsøk på å bli objektivert [...]“).

<sup>141</sup> Ebd., S. 245 („Forteljarar skal ein i prinsippet *aldri* stole på.“).

<sup>142</sup> Vgl. Paula R. Backscheider: *Reflections on Biography*, Oxford 1999, S. 10 („The most obvious and important part of the contract biographers have with readers is simply that the biographer must know what he or she is talking about and tell it accurately, fairly, and with comprehension of related contexts.“).

<sup>143</sup> Vgl. ebd., S. 13 („[...] the ability to deal with massive amounts of information [...]“).

tiefsinnig zu sein<sup>144</sup>, damit der Leser die Biographie mit dem Gefühl verlässt, in den Händen eines Experten gewesen zu sein; nichts lenkt ihn ab, nichts reißt ihn aus seiner Vertiefung in die Erzählung.<sup>145</sup> Bei einem solchen Leseerlebnis, das auch die Parallele zum (Trivial-)Roman verdeutlicht, geht die angeblich objektive Wahrheit der Biographie als leicht verdauliches Produkt glatt und widerstandslos herunter. Biographische Darstellungen, die diese Art der Lektüre gestatten, verschleiern darüber hinaus die Probleme der Biographik und können den „Fiktionscharakter des biographischen Entwurfs in der rhetorischen Strategie“ verdecken<sup>146</sup>. Obwohl eine Biographie immer nur eine Möglichkeit der Präsentation des Gewesenen darstellt, wird einem vertrauensseligen Leser mit dem „althergebrachten Objektivitätsgestus“ die Biographie als „letztgültige Wahrheit“<sup>147</sup> verkauft, und ihm wird dabei vorgegaukelt, dass es tatsächlich so und nicht anders gewesen sei.

Es gibt verschiedene Methoden den Leser auf die Problematik des biographischen Genres aufmerksam zu machen. Eine ausführliche Einleitung, die die Schwierigkeiten der Biographik erläutert, mag eine Möglichkeit sein. Eine andere wäre die Anwendung von unkonventionellen Mitteln, um den Leser zur differenzierten Analyse statt zur unkritischen Identifikation anzuleiten. Roland Barthes (1915-1980) baute seine Selbstbiographie *Über mich selbst* (München 1975) mit alphabetisch geordneten Stichworten auf, in denen er sein Leben unter verschiedenen Gesichtspunkten aufgreift. Der Chronologie biographischen Erzählens konnte er damit ausweichen, sie schlich sich aber über das dem Text hinzugefügte Bildmaterial wieder ein: Es ist nach einer „Zeitlogik angeordnet [...], die konventionellen Erzählmustern gleicht.“<sup>148</sup> Walton greift in seinen Biographien über den norwegischen Sprachforscher und Dichter Ivar Aasen (1813-1897) zum Verfremdungseffekt, indem er den Körper des Biographisierten nicht etwa zum Thema, sondern „zur Textstruktur, zum Skelett des

---

<sup>144</sup> Vgl. ebd., S. 10 („[...] the voice of the biographer must demonstrate grasp and penetration, range and depth [...].“).

<sup>145</sup> Vgl. ebd., S. 14 („Readers leave these biographies with a sense of having been in expert hands; nothing distracts them, nothing awakens them from their absorption in the story.“).

<sup>146</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 45.

<sup>147</sup> Christian Klein: *Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme*, in: Ders. (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 1-22, hier S. 12.

<sup>148</sup> Peter-André Alt: *Mode ohne Methode? Überlegungen zu einer Theorie der literaturwissenschaftlichen Biographik*, in: Christian Klein (Hrsg.): ebd., S. 23-39, hier S. 30.



Textes<sup>149</sup> werden lässt. In *Ivar Aasens nedre halvdel* (Oslo 1991) und *Ivar Aasens kropp* (Oslo 1996)<sup>150</sup> verknüpft Walton beginnend mit den Füßen die verschiedenen Körperteile Aasens mit verschiedenen Themen und bildet damit die Struktur seiner Texte. Diese Gestaltung ist von keiner Chronologie mehr abhängig, denn der Leser kann „mit dem Körperteil beginnen, der am meisten Aufsehen erregt, und von dort aus vorwärts oder rückwärts lesen.“<sup>151</sup> Das konstruierte Wesen der Biographie tritt somit offen zutage, der Leser hat es immer vor Augen. Eine solchermaßen aufgebaute Biographie kann durchaus lesbar sein, sie wird jedoch nicht zu einem Leseerlebnis führen, bei dem der Leser sich selbst vergisst. Im Gegenteil, die von Walton geforderte und angestrebte „modernistische“ Biographie will den kritischen Leser ansprechen, der sich der Konstruktion des Gelesenen bewusst wird und die Biographie so liest wie der Teufel die Bibel: mit äußerstem Misstrauen.<sup>152</sup>

Waltons Biographien stellen den Versuch dar, die Biographik aus ihrer modernen und realistischen Vergangenheit zu lösen und sie mit der modernistischen Biographie aus der Krise zu führen. An eine neue, modernistische Biographik stellt er sechs Forderungen: Sie müsse ihre Konstruktion aufdecken, eine ironische Distanz zwischen Erzählerstimme und dem biographisierten Objekt halten, die Möglichkeit alternativer Interpretationen im Auge behalten, sich zu den Mythen der realistischen Biographie kritisch verhalten, irgendwie mit der Vorstellung eines Subjekts arbeiten und einen ethischen oder politischen Zielpunkt aufweisen können, indem sie zeigt, wie sich das biographisierte Subjekt innerhalb der geltenden Bedingungen und vor allem innerhalb der geltenden Normen Handlungsspielraum verschaffte.<sup>153</sup>

Im Bereich der Biographik ist also noch genügend Raum für Experimente und neue Lösungen. Obwohl auch hier versucht wurde, der am realistischen Roman orientierten Biographie zu entgehen, sind von diesem Text keine radikalen Experimente

---

<sup>149</sup> Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 68 („Den løysninga som eg har valt her, er å la kroppen stå som tekstleg struktur, som beingrind [...]).“)

<sup>150</sup> Die Titel kann man mit *Ivar Aasens untere Hälfte* und *Ivar Aasens Körper* übersetzen.

<sup>151</sup> Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 91 („[Ein del lesarar] byrja gjerne med den kroppsdelen som vekte mest åtgåum, og las fram og tilbake.“)

<sup>152</sup> Vgl. ebd., S. 113 („Som lesar skal ein alltid lese tekstar slik faen les Bibelen: ut frå ein mistankens hermeneutikk.“)

<sup>153</sup> Vgl. ebd., S. 81f. („[Den modernistiske biografien må] blottstille konstruksjonen sin. [...] Det må vere ironisk distanse mellom gjenstanden og forteljarrøysta i teksten [...]. [Han] må aktivt tenkje i alternativ og gjere mogelegheita for alternative tolkingar synleg. Han må forhalde seg aktivt og følgjestrengt kritisk til dei innebygde mytane i den realistiske biografien. På eit eller anna plan [...] må [han] operere med ei førestilling om eit subjekt. Den modernistiske biografien har eit etisk eller politisk siktemål og skal syne korleis subjektet skapte seg eit rom for handling under dei vilkåra som galdt, og særleg under dei *normene* som galdt.“)

oder revolutionären Neuerungen zu erwarten. Die Kriterien Waltons für eine modernistische Biographie ließen sich nicht alle in ihrer äußersten Konsequenz durchführen. Die wichtigste Forderung nach der Offenlegung der Konstruktion scheint mit der Einleitung und dem ausführlichen Fußnotenapparat vielleicht erfüllt. Vermutlich können auch die absichtlich unkonventionell gehaltenen Kapitelüberschriften dazu beitragen, an das Gestänge der biographischen Konstruktion zu erinnern. Es wurde weiterhin durchaus versucht, objektiven Abstand zu der Hauptperson dieses Textes zu halten. Die geforderte ironische Distanz war indessen nicht zu erbringen, was möglicherweise darauf zurückzuführen ist, dass sich die Struktur dieser Arbeit an der wissenschaftlichen Produktion Sterns orientiert. Ebenso wird man die Hinweise auf alternative Erklärungsmodelle vermissen, wobei wiederum auf Sterns Werke zu verweisen ist, die in ihrer Wissenschaftlichkeit wenig Interpretationsspielraum lassen. Einzugeschieden ist auch, dass die Beschäftigung mit dem Historiker Stern den Menschen Alfred Stern und seine Persönlichkeit grau und schemenhaft im Hintergrund verbleiben lässt.

Biographie und Historiographie haben, wie schon mehrmals angesprochen wurde, viele Berührungspunkte. Während Rudolf Gottschall (1823-1909) im biographischen Ansatz eine Stärke sah, die gerade bei Personen, bei denen „Charakter und historische Tat auseinanderfallen“, zum Tragen komme,<sup>154</sup> sprachen manche Historiker, wie etwa der Althistoriker Eduard Meyer (1855-1930), der Biographik unter Betonung ihrer personalen Aspekte auch das entfernteste Verwandtschaftsverhältnis zur Geschichte ab: Eine „eigentlich historische Tätigkeit ist sie nicht“<sup>155</sup>. Doch auch für die Geschichtsschreibung stellt sich das oben umrissene Problem. Der Historiker sucht analog zum Biographen nach überlieferten historischen Fakten und stellt sie in einer kohärenten Darstellung zusammen, die eben darum denselben fiktionalen Charakter wie die Biographie hat, weil sie vom tatsächlichen Ereignis genauso weit entfernt ist wie die Lebensbeschreibung vom eigentlichen Leben und immer auf mehr oder weniger lückenhafter Quellenkenntnis beruht: „Auch Klio dichtet“.<sup>156</sup> Mit diesem grundlegenden Problem der Historiographie hat sich Stern auf seine Art auseinandergesetzt. Seine Lösung – vielleicht sollte man eher von einem Ausweg sprechen – bestand in einem

---

<sup>154</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 178ff., Zitat S. 181.

<sup>155</sup> Eduard Meyer: *Zur Theorie und Methodik der Geschichte*, Halle 1902, S. 55.

<sup>156</sup> Hayden White: *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*, Stuttgart 1991 (= Sprache und Geschichte 10).

streng positivistischen und objektivistischen Ansatz, der alle Interpretationen und Konstruktionen zu umgehen suchte. Er bestrebe sich, seine Person soweit es ging im Hintergrund zu halten, denn erst die durch den Historiker vorgenommene Deutung und Wertung historischer Ereignisse bzw. der Vorstellung davon führt zur „Fiktionalisierung der Geschichtserzählung“<sup>157</sup>.

Trotz der Abhängigkeit der Biographie von der Perspektive des Biographen und der Absage an den absoluten Wahrheitsanspruch der biographischen bzw. historischen Rekonstruktion<sup>158</sup> wird hier eine Verbindung zwischen Text und der in ihm beschriebenen, besser gesagt interpretierten Welt beansprucht. Obwohl keineswegs der Anspruch unwiderlegbarer Gültigkeit erhoben werden kann, wird auf dem wissenschaftlichen Charakter dieser Studie beharrt. Dazu wird auf die von Jürgen Habermas vertretene Konsensustheorie der Wahrheit verwiesen, nach der sich die „Idee der Wahrheit [...] nur mit Bezugnahme auf die diskursive Einlösung von Geltungsansprüchen entfalten [läßt]“<sup>159</sup>. Der Wahrheitsanspruch einer Aussage wird damit als abhängig von seiner Konsensfähigkeit angesehen, die im Diskurs argumentativ zu erbringen ist. Als wahr können somit nur Aussagen bezeichnet werden, „die wir begründen können“<sup>160</sup>. Entscheidend ist also das der biographischen bzw. historischen Konstruktion zugrunde liegende Gerüst der Argumente, das diskursiv überprüfbar sein muss. Auch für eine Biographie gilt, dass ihr „Wahrheitsbegriff [...] von der Plausibilität der Interpretation, von der Zustimmungsfähigkeit der Begründungen abhängig gemacht [wird]“<sup>161</sup>.

*Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses, denn die*

---

<sup>157</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 42.

<sup>158</sup> Vgl. Hans Erich Bödeker: *Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand*, in: Ders. (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 9-63, hier S. 51f. (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).

<sup>159</sup> Jürgen Habermas: *Wahrheitstheorien*, in: Helmut Fahrenbach (Hrsg.): *Wirklichkeit und Reflexion. Walter Schulz zum 60. Geburtstag*, Pfullingen 1973, S. 211-265, hier S. 218.

<sup>160</sup> Ebd., S. 219.

<sup>161</sup> Hans Erich Bödeker: *Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand*, in: Ders. (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 9-63, hier S. 53 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).

*biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen.*<sup>162</sup>

Ob eines solchen rigorosen Urteils aus dem Mund eines großen Wissenschaftlers, in diesem Falle Sigmund Freuds<sup>163</sup>, dessen abwertendes Diktum zudem nur eines unter vielen ist<sup>164</sup>, kann biographisches Schreiben in der Tat als „akademischer Selbstmord“<sup>165</sup> erscheinen – vor allem in Deutschland<sup>166</sup>. Wenn hier dennoch der Versuch gemacht wird, eine lesbare, wissenschaftlich fundierte und akademischen Ansprüchen genügende Biographie zu liefern, geschieht dies einerseits mit dem unguuten Gefühl, den theoretischen Anforderungen des Genres nicht genügen zu können und unversehens in eine der vielen Fallgruben, die die Gattung bereithält, zu geraten. Andererseits wurde aus dem Bewusstsein, dass in letzter Zeit nicht nur in Deutschland „das Interesse an wissenschaftlicher biographischer Geschichtsschreibung deutlich gestiegen [ist]“<sup>167</sup>, eine gewisse Zuversicht geschöpft. Es scheint, dass biographisches Schreiben als wissenschaftliche Kleinstudie noch immer eine „geeignete Form zur Erforschung des subjektiven Elements in historischen Prozessen“<sup>168</sup> sein kann.

---

<sup>162</sup> Sigmund Freud an Arnold Zweig, 31.5.1936, zitiert nach Christoph Gradmann: *Nur Helden in weißen Kitteln? Anmerkungen zur medizinhistorischen Biographik in Deutschland*, in: ebd., S. 243-284, hier S. 246. Vgl. auch Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie, Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 261.

<sup>163</sup> Diese Äußerung Freuds entstand, nachdem Arnold Zweig damit „gedroht“ hatte, eine Biographie über ihn zu schreiben, und kann auch als Beleg dafür aufgefasst werden, dass die Biographie nicht selten als feindselig verstanden wird (Vgl. Stephen J. Walton: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008, S. 219: „Freud kunne sjølv uttrykkje ekstrem skepsis mot biografisjangeren, ikkje minst i ein situasjon i 1936 der Arnold Zweig hadde truga med å biografere han.“).

<sup>164</sup> Vgl. Peter-André Alt: *Mode ohne Methode? Überlegungen zu einer Theorie der literaturwissenschaftlichen Biographik*, in: Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 23-39, hier S. 23: Alt referiert, dass das Genre in der akademischen Welt als „methodisch restaurativ“, „theoretisch naiv“ und „mit dem Makel des Unseriösen überzogen“ gilt. Wer eine Biographie schreibe, setze „seine wissenschaftliche Reputation aufs Spiel“. Er betont aber auch, dass sich der Status der Gattung „differenzierter darstellt, als es die [...] kritischen Äußerungen verraten.“

<sup>165</sup> Christian Klein: *Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme*, in: ebd., S. 1-22, hier S. 5.

<sup>166</sup> Vgl. ebd., S. 16.

<sup>167</sup> Björn Biester: *Der innere Beruf zur Wissenschaft: Paul Ruben (1866-1943)*, Studien zur deutsch-jüdischen Wissenschaftsgeschichte, Berlin, Hamburg 2001, S. 7 (= Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Band 14).

<sup>168</sup> Christoph Gradmann: *Nur Helden in weißen Kitteln? Anmerkungen zur medizinhistorischen Biographik in Deutschland*, in: Hans Erich Bödeker (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 243-284, hier S. 259 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).

## II. Einstein inklusive Bärchen und Geige

### Die Freundschaft mit Albert Einstein und die Liebe zur Musik

Unter den oben angeführten Gesichtspunkten der sozialen Verortung kann es auf den ersten Blick unverständlich anmuten, dass Stern in seiner wissenschaftlichen Autobiographie seinen damals wie heute prominentesten Bekannten und Freund unerwähnt lässt. Zwischen Alfred Stern und seiner Familie bestand seit kurz vor der Jahrhundertwende ein ausgesprochen herzliches Verhältnis zu Albert Einstein und dessen späterer Ehefrau Mileva Marić (1875-1948).<sup>169</sup> Mit dem Glanz und Prestige des berühmten Physikers, der 1919 mit der Bestätigung der Allgemeinen Relativitätstheorie durch astronomische Beobachtungen während einer Sonnenfinsternis Weltruhm erlangt hatte, hätte er, sollte man meinen, seine Autobiographie zumindest dekorieren können. Dass Einsteins Theorie in den zwanziger Jahren von Physikern, beispielsweise Ernst Gehrcke (1878-1960) und dem Nobelpreisträger Philipp Lenard (1862-1947), als jüdische Irrlehre verunglimpft und entschieden bekämpft wurde<sup>170</sup>, wird für Stern bei der Auslassung Einsteins nicht ausschlaggebend gewesen sein. Er beruft sich schließlich auch in seiner Autobiographie ausdrücklich auf Außenseiter seines eigenen Fachbereichs. Ebenso wenig werden Einsteins politische Anschauungen, die in der Weimarer Republik zu vielen Anfeindungen führten<sup>171</sup>, eine Rolle gespielt haben. Stern stand den politischen Standpunkten Einsteins näher als denen der Gegner des Physikers. Auch darauf, dass sein Freund als „Jude, Linker, Pazifist und Querdenker“<sup>172</sup> in der aufgeheizten politischen Atmosphäre kurz vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten bei vielen zum Hassobjekt geworden war, wird Stern keine Rücksicht genommen haben. Der Umstand, dass er Einstein in seiner Autobiographie nicht erwähnt, hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass er, abgesehen von der kurzen Erwähnung der Eltern, fast ausschließlich auf Personen eingeht, mit denen er fachlich oder beruflich zu tun hatte. Und die Berührungspunkte zwischen dem Historiker und dem Physiker waren schließlich nicht fachlicher, sondern rein persönlicher Art. In einer Biographie ist indessen ein kurzer Seitenblick auf diese zeitweilig recht intensive Beziehung gestattet und vielleicht sogar wünschenswert, denn

---

<sup>169</sup> Einstein erwähnt die Sterns erstmals in einem im März 1899 geschriebenen Brief an Mileva Marić, vgl. John Stachel (Hrsg.): *The collected papers of Albert Einstein. Volume I. The early years. 1879-1902*, Princeton University Press 1987, Dok. 45, S. 216.

<sup>170</sup> Vgl. Jürgen Neffe: *Einstein. Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 290ff.

<sup>171</sup> Vgl. ebd., S. 299ff.

<sup>172</sup> Ebd., S. 288.

er illustriert nicht nur Sterns musikalische Neigung und seine Rolle im gesellschaftlichen Beziehungsgeflecht Zürcher Wissenschaftler, er gewährt auch einen Einblick in sein gastfreies Haus und seine familiären Verhältnisse.

Einstein studierte von 1896 bis 1900 an der Polytechnischen Schule in Zürich, der späteren Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH Zürich), an der Stern seit 1887 lehrte. Im Jahre 1899 bewarb sich Einstein um die schweizerische Staatsbürgerschaft und wurde in dieser Verbindung von der Stadtpolizei Zürich überprüft. Die Untersuchungen ergaben, dass Einstein ein „sehr eifriger, fleißiger und äußerst solider Mann sei“, der „wöchentlich bei Prof von [sic!] Stern [verkehre]“<sup>173</sup>. Die Freundschaft der beiden Familien lässt sich allerdings auch aus weniger amtlichen Quellen nachweisen. In seiner Einstein-Biographie zitiert Carl Seelig (1894-1962) die Primarlehrerin Susanne Markwalder, die berichten konnte, dass Einstein „auch öfters bei Professor Stern [musizierte], wo er ein gerngesehener Tischgast war.“<sup>174</sup> Noch deutlicher ist der Brief- und Kartenwechsel zwischen den beiden Familien, in dem man sich gegenseitig aus den Ferien grüßt, sich über musikalische Erlebnisse austauscht und sich über familiäre und berufliche Begebenheiten auf dem Laufenden hält. Die begeisterte Reaktion der Sterns auf die Berufung Einsteins als Ordinarius nach Zürich beispielsweise illustriert das warme Verhältnis: „Das „Bärchen“ & sein Brüderchen soll [sic] in Zürich groß werden! Das ist ja herrlich“, jubelte Stern, seine Frau fügte dem Brief ein freudiges Postskriptum hinzu: „Tausend, tausend Grüße Ihnen allen Vieren auch von mir, und den Ausdruck meiner Riesenfreude!“<sup>175</sup> Der persönliche Ton dieser Schriftstücke, in denen die Kinder bei ihren Spitznamen genannt werden<sup>176</sup>, veranschaulicht die Vertrautheit dieser Beziehung. Ein Kärtchen Albert Einsteins an Clara Stern aus dem Jahre 1913 verstärkt diesen Eindruck enger freundschaftlicher Verbindungen:

*Liebe Frau Prof. Stern!*

---

<sup>173</sup> John Stachel (Hrsg.): *The collected papers of Albert Einstein. Volume I. The early years. 1879-1902*, Princeton University Press 1987, Dok. 66, S. 246. Tatsächlich wurde Einstein im Februar 1901 eingebürgert.

<sup>174</sup> Carl Seelig: *Albert Einstein. Eine dokumentarische Biographie*, Zürich, Stuttgart, Wien 1954, S. 42.

<sup>175</sup> Martin J. Klein, A. J. Kox, Robert Schulmann (Hrsg.): *The collected papers of Albert Einstein. Volume 5. The Swiss years: Correspondence. 1902-1914*, Princeton University Press 1993, Dok. 353, S. 403f.

<sup>176</sup> Clara Stern nennt Einsteins 1904 und 1910 geborene Söhne Hans Albert und Eduard „die Bärchen“, Einstein nennt Sterns jüngste Tochter Antonia „Fräulein Bubi“.

*Im Namen meiner etwas maroden Frau (Zahnweh) beantworte ich Ihr freundliches Kärtchen. Wir werden tutti quanti mit großer Freude am Sonntag zu Ihnen kommen inklusive Bärchen und Geige. Alle freuen sich sehr darauf.*

*Beste GrüÙe an Sie, Herrn Prof. & Frl. Bubi von Ihrem*

*A. Einstein<sup>177</sup>*

Bereits 1901 bedankte sich Einstein bei Stern für „alle Guete und vaeterliche Freundschaftlichkeit“ und gestand dem väterlichen Freund, dass er „mehr als einmal in traurige[r] oder bitterer Stimmung zu [ihm] ging und dort stets Freudigkeit und inneres Gleichgewicht wiederfand.“<sup>178</sup> Am stärksten tritt die herzliche Beziehung der beiden vielleicht in einem Glückwunschsreiben zutage, das Einstein, nun Direktor am Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik in Berlin, im November 1926 anlässlich des 80. Geburtstages des greisen Freundes nach Zürich sandte:

*Solche Tage geben einem das Recht zu sagen: Ich hab Sie lieb und gedenke Ihrer in Herzlichkeit -- was zu sagen an gewöhnlichen Tagen doch kurios klaenge. Denn entweder versteht sichs von selbst oder es ist nicht wahr. Bei Ihnen aber versteht sichs von selbst. Schon als Student verbrachte ich meine harmonischsten Stunden in Ihrem Familienkreise. Oft noch freue ich mich an der Erinnerung daran.<sup>179</sup>*

Die enge Freundschaft zwischen dem Historiker und dem Physiker beruhte also nicht auf beruflichen Berührungspunkten. Zwar nutzte Stern in seiner Studienzeit die damals noch vorherrschende „schöne Sitte, daß Juristen und Historiker naturwissenschaftliche Vorlesungen hörten“, um in Heidelberg Kirchhoffs Physik-Kolleg und Helmholtz' Vorlesung *Allgemeine Resultate der Naturwissenschaften* zu besuchen (S. 5). Er war daher auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet beschlagen. Ob seine Kenntnisse jedoch dazu ausreichten, Physik auf Einsteins Niveau zu diskutieren, wie Seelig andeutet<sup>180</sup>,

---

<sup>177</sup> Martin J. Klein, A. J. Kox, Robert Schulmann (Hrsg.): *The collected papers of Albert Einstein. Volume 5. The Swiss years: Correspondence. 1902-1914*, Princeton University Press 1993, Dok. 431, S. 515.

<sup>178</sup> John Stachel (Hrsg.): *The collected papers of Albert Einstein. Volume I. The early years. 1879-1902*, Princeton University Press 1987, Dok. 104, S. 296.

<sup>179</sup> Albert Einstein an Alfred Stern, 20.11.1926, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-439.

<sup>180</sup> Vgl. Carl Seelig: *Albert Einstein. Eine dokumentarische Biographie*, Zürich, Stuttgart, Wien 1954, S. 130.

kann sicherlich bezweifelt werden. Man darf annehmen, dass die Verbundenheit der beiden Freunde auf dem gemeinsamen Interesse an der Musik fußte. Einstein war ein leidenschaftlicher Geigenspieler, der sein Instrument, das er „Lina“ getauft hatte, immer dabei hatte<sup>181</sup>. Wie sein väterlicher Freund war er zeit seines Lebens der Musik zugetan. Einstein musizierte im Musikzimmer der Familie Stern „öfters“<sup>182</sup> mit Sterns Tochter Emma (1885-?), die später Pianistin wurde. Die guten Beziehungen, die dabei zwischen Einstein und den Familienmitgliedern Stern entstanden, hielten ein Leben lang. Die älteste Tochter Dora (1882-?) erinnerte Einstein 1929 in einem Gratulationsschreiben zum 50. Geburtstag an die Privatstunden, die er ihr in Zürich gegeben hatte, als er noch Student war.<sup>183</sup> Als promovierte Chemikerin arbeitete sie nun im Hofmann-Haus, dem Sitz der Deutschen Chemischen Gesellschaft, in Berlin<sup>184</sup>, und Einstein ergriff die Gelegenheit, um die Tochter seines alten Freundes zu einer Segeltour auf dem Havelsee einzuladen<sup>185</sup>. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg korrespondierten Einstein und die Töchter Sterns miteinander (s. Kap. XVI.).

Die Freundschaft mit den Sterns wird von Einsteins Biographen gemeinhin nur am Rande erwähnt. Das mag damit zusammenhängen, dass sich Stern, bescheiden und zurückhaltend wie er war, nie mit dem berühmten Wissenschaftler brüstete. Nicht nur in seiner Autobiographie, auch in den Briefen von seiner Hand, die im Rahmen dieser Arbeit eingesehen wurden, taucht Einsteins Name kein einziges Mal auf. Stern unterließ es mithin, sich im Blickfeld der Biographen zu positionieren, so dass er und seine Familie von ihnen allenfalls als Nebenpersonen registriert wurden. Tatsächlich beschwerte sich Sterns jüngste Tochter Antonia (1891-1961) im Jahre 1954 bei Seelig darüber, dass er ihr Elternhaus in seiner Einstein-Biographie nur ungenügend berücksichtigt habe; unzufrieden mit der Darstellung Seeligs schlug sie Verbesserungen vor (s. Kap. XVI.).<sup>186</sup>

Die Freundschaft mit der Familie Stern scheint für Einstein wirklich mehr bedeutet zu haben, als ihre periphere Erwähnung in den Einstein-Biographien vermuten lässt. In einem Brief, den Clara Stern im Jahre 1933 kurz vor ihrem Tod erhielt, machte

---

<sup>181</sup> Vgl. Jürgen Neffe: *Einstein. Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 336.

<sup>182</sup> Antonia Stern an Carl Seelig, 15.7.1953, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-450-1.

<sup>183</sup> Vgl. Dora Stern an Albert Einstein, März 1929, ebd., Dok. 30-450-1.

<sup>184</sup> Vgl. Alfred Stern an Friedrich Merkel, 23.4.1908, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 66.

<sup>185</sup> Vgl. Albert Einstein an Dora Stern, 14.3.1929, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 30-451-1.

<sup>186</sup> Vgl. Antonia Stern an Carl Seelig, 20.3.1954, ebd., Dok. 39-452-1f.



der berühmte Physiker seinem Ärger über „die brutale Einstellung aller Schichten und über den Mangel an Herzensbildung und Charakterstärke auch bei der gebildeten Schicht [in Deutschland]“<sup>187</sup> Luft. Die Zustände in Deutschland nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten betrachtete er als einen „gar nicht aussichtslose[n] Versuch, alle Juden, die nicht auswandern können, durch Hunger zu vernichten, und vor aller Welt einen neuen Raubkrieg vorzubereiten.“<sup>188</sup> In schlechter Stimmung und „gehetzt durch unabweisbare Korrespondenzen und Pflichten“<sup>189</sup> erinnerte er sich jedoch gern an die Freunde in der Schweiz und schrieb der alten Frau, die als „das belebende Element bei der Beziehung Einsteins zu [dem Hause Stern] die persönliche Note gab“<sup>190</sup>:

*Die Freude an den ganz wirklich vortrefflichen Mitmenschen aber bleibt uns. In diesem Sinne haben Sie und die Ihren mir im Leben mehr gegeben als Sie sich bei der Spärlichkeit unserer äußeren Beziehungen denken mögen.*<sup>191</sup>

In einem Empfehlungsschreiben für Sterns mittlere Tochter Emma und deren Mann Georg Darmstadt (1886?-1952) kommt Einstein 1934 wieder auf seine enge Beziehung zu dem „bedeutenden Historiker[]“ und dem Hause Stern zurück: „Ich ging schon als Student in dem Hause dieses Mannes aus und ein, an welches sich die schoensten und edelsten Erinnerungen meiner jungen Jahre knuepfen.“<sup>192</sup> „Ihr väterliches Haus“, schrieb er 1952 an Emma Stern, „ist mir mein Leben lang als ein Ideal menschlicher Gemeinschaft im kleinen Rahmen vorgeschwebt. [...] Ihre beiden Eltern waren so gütig und abgeklärt, wie man es ganz selten findet. Ein gütiger Humor schwebte darüber.“<sup>193</sup> Auch in Briefen an Sterns jüngste Tochter beschreibt er rückblickend das Stern'sche Familienheim als „eine Stätte der Harmonie“<sup>194</sup>, wo „alles Sonne und Lächeln [war]“<sup>195</sup>.

---

<sup>187</sup> Albert Einstein an Clara Stern, 11.6.1933, ebd., Dok. 39-443-1.

<sup>188</sup> Ebd.

<sup>189</sup> Ebd., 39-443-2.

<sup>190</sup> Antonia Stern an Carl Seelig, 20.3.1954, ebd., Dok. 39-452f. (Unterstreichung im Original).

<sup>191</sup> Albert Einstein an Clara Stern, 11.6.1933, ebd., 39-443-2.

<sup>192</sup> Albert Einstein in einem „Letter of recommendation for George and Emma Darmstadt“, 1934, ebd., Dok. 39-442.

<sup>193</sup> Albert Einstein an Emma Darmstadt-Stern, 26.1.1952, ebd., Dok. 82-908 (freundliche Mitteilung von Frau Barbara Wolff, The Albert Einstein Archives, Jerusalem).

<sup>194</sup> Albert Einstein an Antonia Stern, 21.12.1933, ebd., Dok. 82-904 (freundliche Mitteilung von Frau Barbara Wolff, The Albert Einstein Archives, Jerusalem).

<sup>195</sup> Albert Einstein an Antonia Stern, 9.7.1934, ebd., Dok. 82-905 (freundliche Mitteilung von Frau Barbara Wolff, The Albert Einstein Archives, Jerusalem).

Einstein musizierte in „den Jahren 1912-14 [...] regelmässig 1-2mal wöchentlich“<sup>196</sup> bei seinem ehemaligen Lehrer, dem Mathematiker Adolf Hurwitz (1859-1919), mit dem auch Stern eng befreundet war. Die beiden Freunde waren deutsch-jüdischer Herkunft und hatten in frühester Kindheit die Mutter verloren. Als Hurwitz im September 1892 einige Monate nach seiner Heirat in Zürich eintraf, um dort seine Stelle am Polytechnikum anzutreten, besuchte er zuerst den Mathematiker Ferdinand Rudio (1856-1929), mit dem sowohl Stern senior als auch junior befreundet waren; die zweite Visite des jungen Paares galt dem „gastlichen Hause“ der Familie Stern.<sup>197</sup> Dort traf Hurwitz auch Moritz<sup>198</sup> Abraham Stern (1807-1894), den er von Göttingen her kannte, und mit dem er schon länger wissenschaftlichen Kontakt hatte.<sup>199</sup> Neben den gemeinsamen Erfahrungen – Hurwitz hatte eine Berufung als Ordinarius in Rostock abgelehnt, da sie ihm nur unter der Bedingung der Taufe angeboten wurde<sup>200</sup> – scheint es auch in diesem Falle in erster Linie die Leidenschaft zur Musik gewesen zu sein, die die Freunde verband. Bereits in den Jahren von 1882 bis 1884, als Hurwitz noch in Göttingen war, nahm er regelmäßig an der häuslichen Kammermusik bei Jacob Henle (1809-1885) teil, bei der dieser selbst die Bratsche, sein Sohn Karl, ein Duzfreund Alfred Sterns (S. 3), das Cello traktierte.<sup>201</sup> Übrigens spielte, wenn man so will, bei Henle die Musik eine wichtige Rolle in der Wahl des beruflichen Werdegangs. Henle, ein bedeutender Anatom und Pathologe, hatte eigentlich evangelische Theologie studieren und Pfarrer werden wollen.<sup>202</sup> Indirekt jedoch führte seine Liebe zur Musik zu einer Neuorientierung und der Umlegung seiner Pläne. Bei einem Hauskonzert in Koblenz hatte er nämlich Johannes Peter Müller (1801-1858), einen berühmten Physiologen und Anatomen, kennen gelernt, der ihn dazu veranlasste, ein Studium der Medizin in Angriff zu nehmen.<sup>203</sup> Henle kam 1852 nach Göttingen, wo er bis zu seinem

---

<sup>196</sup> Ida Hurwitz-Samuel: *Erinnerungen an die Familie Hurwitz, mit Biographie ihres Gatten Adolph Hurwitz, Prof. f. höhere Mathematik an der ETH*, ETH-Bibliothek Zürich, Hs 583a:2, S. 11.

<sup>197</sup> Ebd., S. 9.

<sup>198</sup> Den ersten Vornamen seines Vaters schreibt Stern in seiner Wissenschaftlichen Selbstbiographie ohne t, in seiner Familienchronik schreibt er ihn mit t (vgl. Alfred Stern: *Zur Familiengeschichte. Klärchen Zum 22. März 1906 gewidmet. (Als Manuskript gedruckt)*, Zürich 1906, S. 10). In dieser Arbeit wird die Schreibweise „Moritz“ bevorzugt.

<sup>199</sup> Vgl. ebd., S. 6.

<sup>200</sup> Vgl. ebd., S. 8.

<sup>201</sup> Vgl. ebd., S. 7.

<sup>202</sup> Henle war Sohn jüdischer Eltern. Als seine Familie zum evangelischen Glauben konvertierte, wurde er im Alter von 12 Jahren getauft. Nachdem er von 1840-1844 den Lehrstuhl für Anatomie und Physiologie in Zürich, ab 1844 den Lehrstuhl für Anatomie, Anthropologie und Physiologie in Heidelberg inne gehabt hatte, kam er 1852 nach Göttingen (vgl. <http://www.whonamedit.com>, 10.6.2007).

<sup>203</sup> Vgl. ebd.

Tode blieb. Dort gehörte er zum engsten Freundeskreis um Moritz Abraham Stern und setzte sich vorbehaltlos für dessen Ernennung zum Ordinarius ein.<sup>204</sup> Doch zurück zu dem musikalischen Kreis in Zürich: Hurwitz, der vor allem Bach verehrte,<sup>205</sup> spielte Geige und Klavier und versuchte sich auch im Orgelspiel und der Komposition.<sup>206</sup> An seinen regelmäßigen Hauskonzerten in Zürich nahmen neben Einstein und anderen auch Hurwitz' Töchter teil. Es gibt eine Fotografie aus dem Jahre 1913, die Einstein, Hurwitz und dessen Tochter Lisbeth auf dem Balkon der Hurwitz'schen Wohnung beim Musizieren zeigt.<sup>207</sup> Ähnlich hat man sich wohl auch die Hauskonzerte bei den Sterns vorzustellen. Der Historiker selbst spielte Klavier und hatte „in [s]einen alten Tagen [...] noch Cello-Unterricht genommen“, um ein „Haus-Trio“ zusammenstellen zu können.<sup>208</sup> Das Stern'sche Trio wurde mit seinen beiden jüngsten Töchtern komplett. Die mittlere Tochter Emma spielte Piano, die jüngste, Antonia, die Geige. An diesem musikalischen Beziehungsgeflecht und den dazugehörigen Geselligkeiten nahm Stern sowohl als Musiker als auch als Zuhörer lebhaften Anteil. Die wichtige Bedeutung der musikalischen Vorlieben und die engen freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und Hurwitz kommen darin zum Ausdruck, dass er im November 1919 auf Hurwitz' Bestattung „ergreifende Abschiedsworte im Namen der Freunde sprach“ und Hurwitz zu den Klängen seines bevorzugten Komponisten Bach kremiert wurde.<sup>209</sup>

Die Freundschaft mit Einstein behielt Stern stets „in schöne[r] Erinnerung“ und er dachte gern an die „alten Zeiten“ zurück, als der Physiker als „Jüngling“ in seinem Haus verkehrte.<sup>210</sup> Die letzte Begegnung der beiden fand im August 1925 zufällig in einem Zug statt. „Möchten wir bald wieder [...] mit Ihnen zusammentreffen“, schrieb Stern daraufhin.<sup>211</sup> Zu einem erneuten Treffen scheint es nicht gekommen zu sein, doch brieflich standen die beiden Freunde weiterhin in Verbindung miteinander. Einer der letzten Briefe Sterns war an Einstein gerichtet.

---

<sup>204</sup> Vgl. Universitätsarchiv Göttingen, Handschriftenabteilung, Kur 4Vb 103a, S. 53.

<sup>205</sup> Vgl. Ida Hurwitz-Samuel: *Erinnerungen an die Familie Hurwitz, mit Biographie ihres Gatten Adolph Hurwitz, Prof. f. höhere Mathematik an der ETH*, ETH-Bibliothek Zürich, Hs 583a:2, S. 11.

<sup>206</sup> Vgl. ebd., S. 5.

<sup>207</sup> Vgl. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Portraitsammlung, Portr\_07389.

<sup>208</sup> Alfred Stern an Ernst Bernheim, 4.1.1911, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/11.

<sup>209</sup> Ida Hurwitz-Samuel: *Erinnerungen an die Familie Hurwitz, mit Biographie ihres Gatten Adolph Hurwitz, Prof. f. höhere Mathematik an der ETH*, ETH-Bibliothek Zürich, Hs 583a:2, S. 15.

<sup>210</sup> Alfred Stern an Albert Einstein, 5.12.1926, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-440-3.

<sup>211</sup> Ebd.

### III. Brotstudium

#### Frühe Jahre

In Sterns Autobiographie spielt das wissenschaftliche und politische Bezugsfeld die Hauptrolle, sein häusliches Leben wird dort aus den eingangs genannten Gründen vernachlässigt. Die Übergehung seines Privatlebens hat also keineswegs zu bedeuten, dass er sein familiäres Leben abwertet und ihm der Familiensinn abgeht. In nicht wenigen seiner Briefe an befreundete Fachgenossen bringt er die Sorge um die Gesundheit seiner Lieben zur Sprache. Nicht zuletzt bereitet ihm der Zustand seiner Schwester Emma (1850-1884), die wegen „quälende[r] unaufhörliche[r] Gedanken an Verdauung etc.“ in eine „Anstalt für Geisteskranke“<sup>212</sup> eingewiesen wurde und schließlich an Tuberkulose starb, immer wieder Sorgen.<sup>213</sup> Hanns Reissner (Lebensdaten unbekannt) spricht in seinem Nekrolog von der „[g]eistige[n] Kameradschaft und eine[r] chevaleresk fürsorgliche[n] Liebe“, die Stern „bis zum Tode [...] mit seiner Gattin [verband]“.<sup>214</sup> Dass seine Frau ihm den Haushalt führte, drei Kinder versorgte und sieben Jahre lang den rüstigen, jedoch hochbetagten Schwiegervater betreute, wird für den Wissenschaftler Stern, der in seinem Arbeitszimmer, „einem Eckzimmer im Dachgeschoss“<sup>215</sup>, fernab familiärer Alltagssorgen fleißig arbeitete, sicherlich nicht unerheblich gewesen sein. Die Einwirkung seiner Frau auf sein Wohlergehen und damit auch auf seine wissenschaftliche Produktivität hat er – im Rahmen seines Zeitalters, in dem die meisten Frauen Mütter und Hausfrauen waren – wohl nicht unterschätzt. Darauf deutet die Bemerkung in der Selbstbiographie hin, dass ihm die Studienreisen, die er in Begleitung seiner Frau unternehmen konnte, „[a]m erquicklichsten“ (S. 24) waren. „Könnte ich nur meine Frau immer mitnehmen.“, schrieb er nach einer Archivreise an einen Freund,<sup>216</sup> an einen anderen notierte er: „Ohne meine Frau reise ich [...] sehr ungern.“<sup>217</sup> Obwohl ihm seine Frau bisweilen beim Korrekturlesen seiner Arbeiten half<sup>218</sup>, spielt sie in seiner wissenschaftlichen Selbstbiographie keine Rolle.

---

<sup>212</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 30.12.1883, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-51.

<sup>213</sup> Vgl. etwa Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 4.9.1874, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA Meyer von Knonau, 34 ad. oder Alfred Stern an Georg von Wyss, 25.10.1883, ebd., FA von Wyss, IX 339 40.

<sup>214</sup> Hanns Reissner: *Alfred Stern*, in: *Der Morgen*, Jg. 12, Nr. 5, 1936, S. 228-230, hier S. 230.

<sup>215</sup> Ebd.

<sup>216</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 9.11.1891, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-104.

<sup>217</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 18.12.1898, Bundesarchiv Koblenz, N 1001/60-18.

<sup>218</sup> Vgl. Alfred Stern an Ernst Bernheim, 4.1.1911, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/11.

Sterns Autobiographie ist linear aufgebaut und beginnt mit dem typischen genealogischen Ansatz, der lange die narrative Konvention der (Auto)Biographie ausmachte. Seine Eltern kommen dort anfangs kurz zur Sprache (S. 3). Dieses flüchtige Bild soll hier vertieft werden, da es für seinen sozialen Hintergrund nicht unwichtig erscheint.

Der Vater, Moritz Abraham Stern<sup>219</sup>, hatte 1829 in Göttingen bei Gauß promoviert, wurde aber erst 30 Jahre später, im Jahre 1859, zum ersten jüdischen Ordinarius an einer deutschen Universität ernannt. Diesen wichtigen Punkt in der Biographie des Vaters, einen Meilenstein in der Emanzipation der Juden, lässt der Sohn unerwähnt. Natürlich war dieses Ereignis für Sterns eigene akademische Karriere unwesentlich, seine jüdische Herkunft, die er in seiner Autobiographie an keiner Stelle thematisiert, hatte jedoch unleugbar eine einschränkende Auswirkung auf seine beruflichen Möglichkeiten. Ob er seine jüdische Herkunft im Hinblick auf die starken antisemitischen Strömungen zum Zeitpunkt des Erscheinens seiner Schrift unerwähnt ließ, oder ob es dafür andere Gründe gab, soll an späterer Stelle diskutiert werden (s. Kap. XV.). Zurück zum Vater: Trotz der judenfeindlichen Gesetzgebung, die den Vertretern des mosaischen Glaubens in den deutschen Staaten auch im Zeitalter der Emanzipation keine politischen Rechte einräumen und sie aus dem Staatsdienst fernhalten wollte, hatte der alte Stern zunächst 19 Jahre als Privatdozent und ab 1848 nochmals 11 Jahre lang als außerordentlicher Professor ausgeharrt, finanzielle und soziale Einbußen hingenommen und auf die längst fällige Berufung auf einen ordentlichen Lehrstuhl gewartet. Obwohl er den Dogmen und Glaubensinhalten des Judentums kritisch, ja sogar abweisend gegenüberstand, verweigerte er eine taktisch-opportunistische Taufe, die ihm sicherlich wesentliche Vorteile und eine baldige Beförderung eingebracht hätte. Schon zu Lebzeiten galt Moritz Abraham Stern, trotz aller Anerkennung, die ihm beispielsweise in Form von internationalen Preisen zuteil wurde, nicht als epochemachender oder überragender Mathematiker.<sup>220</sup> Er verdiente

---

<sup>219</sup> Zur ausführlicheren Biographie des Vaters, seinem Verhältnis zum Judentum und seinen populärastronomischen Schriften vgl. Norbert Schmitz: *Moritz Abraham Stern (1807-1894). Der erste jüdische Ordinarius an einer deutschen Universität und sein populärastronomisches Werk*, Hannover-Laatzten 2006 (= Troll, Tromsøer Studien zur Kulturwissenschaft, Band 7).

<sup>220</sup> So hatte sich der Physiker Wilhelm Eduard Weber (1804-1891) ausgedrückt. Seine Äußerung wurde 1859 unmittelbar vor Sterns Berufung in einem Vortrag zitiert, den der Universitätskurator Adolf von Warnstedt vor der Hannoverschen Regierung hielt. Hinzuzufügen ist, dass Weber damit keineswegs Sterns Anspruch auf ein Ordinariat hintertreiben wollte. Im Gegenteil bestätigte er Sterns Verdienste um

sich jedoch durch sein immer wieder erwähntes, außerordentliches Lehrtalent Achtung und Respekt. Sein glänzender, allenthalben gelobter Unterricht verschaffte ihm nicht nur in Göttingen Anerkennung, begeisterte Studenten brachten seinen Ruhm in andere Universitätsstädte Deutschlands.<sup>221</sup> Im Jahre 1884 emeritierte er und verließ Göttingen, wo er über 50 Jahre lang unterrichtet hatte, und zog zu seinem Sohn nach Bern in die Schweiz. Als dieser 1887 nach Zürich ging, folgte er ihm dorthin. Im hohen Alter noch immer rüstig und geistig rege genoss er die kulturellen Angebote Zürichs. Er ging, mochte es „schneien und stürmen, täglich vor Tisch auf das ausgezeichnet versehene litterarische Museum“<sup>222</sup> und arbeitete weiter, „als bekäme er es bezahlt“<sup>223</sup>. Er verstarb in Zürich am 30. Januar 1894.<sup>224</sup> Sein Tod riss eine „grosse [für immer unausfüllbar[e]] Lücke“<sup>225</sup> in das Dasein des Sohnes.

Das Verhältnis Alfred Sterns zum Vater wird umso wichtiger gewesen sein, als er ohne Mutter aufwuchs. Seine Mutter, Bertha Stern, geborene Simon (1823-1850), hatte er früh verloren und nie richtig gekannt. Sie hatte sich nach der Geburt der Tochter Emma vom Wochenbett nicht mehr erholt und verstarb 27-jährig, als er gerade vier Jahre alt war. Hier soll nicht der Konstruktion einer genetischen Kohärenz das Wort geredet werden, jedoch scheint die Mutter im Besitz einer musischen Ader gewesen zu sein, die im Sohn weiterlebte. Bertha Stern zeichnete, dichtete und übersetzte Lyrik aus dem Französischen und Italienischen. Ihre musikalische Bildung hielt ein hohes Niveau: Sie hatte von Jakob Rosenhain (1813-1894), einem international anerkannten Pianisten und Komponisten, Klavierunterricht erhalten und bei dessen Lehrer, Franz Xaver Schnyder von Wartensee (1786-1868), einem der bedeutendsten Schweizer Komponisten der späten Klassik und frühen Romantik, Musiktheorie gelernt.

Der Sohn, der selber ein lebenslanges Interesse an Kunst, Literatur und vor allem Musik nährte, legt als Autor der Familiengeschichte auf die Bildung der Eltern

---

die Göttinger Universität und befürwortete eine Ernennung zum Ordinarius als „in jeder Beziehung [...] wohl verdient“ (Universitätsarchiv Göttingen, Handschriftenabteilung, Kur 4Vb 103a, S. 53).

<sup>221</sup> Z.B. berichtete der Mathematiker und Physiker Phillip Johannes Gustav von Jolly (1809-1884) aus München in einem ebenfalls von Warnstedt zitierten Brief an den Anatom Friedrich Gustav Jacob Henle von „der Begeisterung der aus Göttingen zurückkehrenden Studenten“, die von Sterns pädagogischer Begabung schwärmten (ebd., S. 53).

<sup>222</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 9.3.1892, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-107.

<sup>223</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 2.11.1892, ebd., N 2013/23-112.

<sup>224</sup> Die Angaben in *Deutsche Biographische Enzyklopädie & Deutscher Biographischer Index* (CD-ROM-Edition, K. G. Saur, 2001), Moritz Abraham Stern sei „1887 einem Ruf als Ordinarius für Mathematik an das Polytechnikum in Bern“ gefolgt und in Bern verstorben, sind also falsch.

<sup>225</sup> Alfred Stern an Eduard Zeller, 2.8.1894, Universitätsbibliothek Tübingen, Md 747-738, vgl. auch Alfred Stern an Friedrich Merkel, 23.4.1894, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 61.

großen Wert. Die Feststellung, dass er aus einem gebildeten Haus stammte, scheint ihm wichtig gewesen zu sein. Für die Verbürgerlichung der Juden und ihre Integration in die deutsche Gesellschaft war eine weltlich ausgerichtete, deutsche Bildung unbedingte Voraussetzung. Deutlich wird in dieser Darstellung auch, dass Stern in einem assimilierten Elternhaus aufwuchs, wo das jüdische Element nach Wissenschaft und deutscher bzw. europäischer Kultur allenfalls eine untergeordnete Rolle spielte.

Sterns „geistige Entwicklung“ begann, wie er in seiner Autobiographie andeutet, als Zuhörer im väterlichen Haus bei der „anregenden Unterhaltung“, die sein Vater mit Freunden wie Jacob Henle, dem Sprachforscher Theodor Benfey (1809-1881) und dem Philosophen Rudolf Hermann Lotze (1817-1881) führte (S. 3). Seine wissenschaftliche Sozialisation setzte sich mit dem Besuch des Göttinger Gymnasiums, einer humanistischen Bildungsinstitution, fort. Die meisten Akademiker seiner Generation besuchten diesen Schultyp. Das erklärt sich daraus, dass das humanistische Gymnasium bis 1882 „das Monopol in der Ausstellung eines zu einem akademischen Studium berechtigenden Zeugnisses“ besaß und damit zum Besuch der Universität, aber auch „zur Ausübung der höheren Berufe in Staat und Gesellschaft befähigte.“<sup>226</sup> Das Göttinger Gymnasium, dem er von 1855 bis 1865 angehörte, hatte sein Hauptaugenmerk auf die Förderung der klassischen Sprachen gerichtet und vernachlässigte die naturwissenschaftlichen Fächer demgemäß. Die dadurch entstandene Bildungslücke scheint der Vater nicht ungern gestopft zu haben. Als der noch nicht zehnjährige Alfred seinen Vater mit botanischen Fragen löcherte, hörte der alte Stern als außerordentlicher Professor im Winter 1854/55 zwei Semester „Pflanzen-Physiologie“, um die Fragen seines Sprösslings genau und richtig beantworten zu können.<sup>227</sup> Doch Stern interessierte sich als junger Gymnasiast nicht nur für die Naturwissenschaften, sondern dilettierte auch zusammen mit seinen Freunden, Eduard Grisebach (1845-1906), der sich später als Schriftsteller, Literaturhistoriker und Diplomat hervortat und dessen Bruder, dem späteren Architekten Hans Grisebach (1848-1904), als Poet.<sup>228</sup> Seine frühe Dichtung hat sich jedoch nicht erhalten.

---

<sup>226</sup> Wolfgang Weber: *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt am Main 1984, S. 96 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Band 216).

<sup>227</sup> Vgl. Alfred Stern: *Zur Familiengeschichte. Klärchen Zum 22. März 1906 gewidmet. (Als Manuskript gedruckt)*, Zürich 1906, S. 65f.

<sup>228</sup> Vgl. Alfred Stern: [*ohne Titel*], in: Sonderdruck aus der Zeitschrift für Bücherfreunde, Leipzig o.J., S. 29-37.

Bei der Darstellung seines wissenschaftlichen Werdegangs bedient Stern den Topos der frühen Neigung zur Geschichte, der, wie oben bereits gezeigt wurde, in vielen Historikerautobiographien anzutreffen ist. Stern schreibt seinem Lehrer am Gymnasium, Karl Gustav Schmidt (1829-1892), eine wichtige Rolle für das früh aufkeimende Interesse an der Geschichtswissenschaft zu. Der Philologe und Historiker, der sich nicht nur als hervorragender Pädagoge, sondern auch als Autor einer ansehnlichen Zahl historischer Abhandlungen hervortat, unterrichtete in Göttingen von 1852 bis 1866.<sup>229</sup> Sowohl sein Geschichtsunterricht, der sich nach den Schulstunden nicht selten in seiner Privatwohnung fortsetzte, als auch sein Deutschunterricht begeisterten den jungen Professorensohn und weckten in ihm die Neigung zur Geschichte und Literatur beizeiten (S. 3f.). In der Tat wird Schmidt, der nach Stationen in Hannover und Nordhausen ab 1871 als Direktor am Domgymnasium zu Halberstadt wirkte, in der ADB bescheinigt, „ein lebendiges, liebevolles Interesse an den einzelnen Schülern“ gezeigt und bei ihnen „durch die Lust, mit der er selbst arbeitete und die Gegenstände des Unterrichts erfaßte“, das Interesse für seine Fächer geweckt zu haben.<sup>230</sup> Mit Schmidt, der sich auch in seiner Freizeit intensiv mit den Geschichts- und Altertumswissenschaften auseinandersetzte, hatte sein ehemaliger Schüler noch bis mindestens 1878 Kontakt, als er eine Anfrage seines alten Lehrers zu einer geschichtswissenschaftlichen Problemstellung, die er selber nicht beantworten konnte, an Georg von Wyss weiterleitete.<sup>231</sup>

Doch neben dem im größeren Zusammenhang unbedeutenden und unbekanntem Schmidt taucht gleich auf der ersten Seite der Autobiographie – noch bevor auf Schmidt eingegangen wird – der Name eines der großen Historiker des 19. Jahrhunderts auf: Theodor Mommsen, dessen *Römische Geschichte* (Berlin 1854/55/56) Stern als Gymnasiast „mit Begeisterung aufnahm[]“ (S. 3). Diese fast beiläufig erscheinende, aber sicherlich gezielt eingesetzte Erwähnung zeigt bereits, worauf es ihm ankommt: Er will zusammen mit wichtigen Fachvertretern gesehen und gleichzeitig dem liberalen politischen Lager zugeordnet werden. Als fachliche Autorität war Mommsen, der wohl bedeutendste Altertumswissenschaftler des 19. Jahrhunderts, unbestritten. Mit seinem radikalen Neuansatz, die speziellen Erkenntnisse der traditionellen Fächer mit der

---

<sup>229</sup> Vgl. Eduard Jacobs: *Schmidt*, in: ADB, Bd. LIV, Leipzig 1875-1912, S. 100-102.

<sup>230</sup> Ebd., S. 100.

<sup>231</sup> Vgl. Alfred Stern an Georg von Wyss, 26.8.1878, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA von Wyss, IX 339 40.



Geschichtswissenschaft zu koordinieren, seinem enzyklopädischen Ausgreifen und seinem Ideal eines methodischen und voraussetzungslosen Forschens eroberte er sich einen Platz unter den großen deutschen Historikern und den Nobelpreis für Literatur im Jahre 1902.<sup>232</sup> Darüber hinaus meldete sich Mommsen aber auch politisch zu Wort und nahm als aktiver Politiker am politischen Leben Anteil. Dabei wurde er, im Gegensatz zu vielen anderen, den liberalen Idealen seiner Jugendzeit nicht untreu. Er bekannte sich „zu den Prinzipien der liberalen Demokratie“ und verwahrte sich gegen den „Fanatismus der Antisemiten“.<sup>233</sup> Sein Engagement im März 1848, die publizistischen Angriffe auf die sächsische Regierung und sein Eintreten für die Verfassung der Paulskirche zahlte die „Reaktion mit einem Hochverratsprozeß und der Entlassung aus dem Universitätsdienst zurück“<sup>234</sup>. Zwar unterstützte er nach 1866 Bismarcks auswärtige Politik und seinen Kulturkampf gegen die katholische Kirche<sup>235</sup>, doch als Abgeordneter der Fortschrittspartei im preußischen Landtag und ab 1881 als linksliberaler Reichstagsabgeordneter begann er „die Gefahren eines Systems zu erkennen, in dem die Volksvertretungen keinen entscheidenden Einfluß auf die nationalen Angelegenheiten besaßen.“<sup>236</sup> Er rückte entschieden von Bismarck ab und „nahm eine hartnäckige Auseinandersetzung mit dem neuen Regime auf, die bis zu einem von Bismarck angestregten Beleidigungsprozeß gedieh“<sup>237</sup>, der allerdings mit Mommsens Freispruch endete. Zu diesem Zeitpunkt waren Mommsen und Hermann Baumgarten, den Stern in seiner Autobiographie in Verbindung mit seiner Karlsruher Zeit einführt, „mit ihrer Unzufriedenheit mit dem Staat Bismarcks ziemliche Einzelgänger“<sup>238</sup>. Für die frühe Anführung in Sterns Autobiographie waren Mommsens liberale und demokratische Haltung und seine kritische Einstellung zur Politik Bismarcks sicherlich ausschlaggebend. Mit dieser Erwähnung bekennt Stern erstmals seine politische Farbe.

---

<sup>232</sup> Vgl. Albert Wucher: *Theodor Mommsen*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 383-400, hier S. 383ff.

<sup>233</sup> Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 321. Allerdings verlangte auch Mommsen eine vollständige Assimilation der Juden (vgl. ebd.).

<sup>234</sup> Albert Wucher: *Theodor Mommsen*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 383-400, hier S. 394.

<sup>235</sup> Vgl. ebd., S. 395.

<sup>236</sup> Georg G. Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, Wien, Köln, Weimar 1997, S. 161.

<sup>237</sup> Albert Wucher: *Theodor Mommsen*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 383-400, hier S. 396.

<sup>238</sup> Georg G. Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, Wien, Köln, Weimar 1997, S. 162.

Neben den Geisteswissenschaften nahmen Stern auch die schönen Künste gefangen. In einem Einschub schneidet er kurz an, dass er sich mit starker Leidenschaft zu einer, wie er es nannte, „theatralische[n] Laufbahn“ (S. 4) hingezogen fühlte. Erst nach der „Überwindung“ (ebd.) dieser Neigung entschloss er sich zum Studium der Geschichte. Der Begriff der Überwindung, der das Besiegen einer Anfechtung nach vorangegangenem Kampf, das widerstrebende Aufgeben einer falschen Einstellung oder das Fertigwerden mit einer Schwierigkeit beinhaltet, legt nahe, dass er wirklich hart mit sich ins Gericht gegangen war und eine künstlerische Laufbahn tatsächlich ernsthaft erwogen hatte. Dass er diese Alternative der Berufswahl in seinem Lebensbild überhaupt erwähnt und nicht wegselektiert hat, unterstreicht ihre Wichtigkeit. Ob bei seinem Entschluss die Meinung des Vaters, der seit frühester Jugend ein eifriger Theaterbesucher gewesen war<sup>239</sup>, eine Rolle gespielt hatte, verbleibt unklar.

Bei den Erörterungen über das zu wählende Studium setzte sich der Vater jedoch durch und forderte mit Blick auf die materielle Existenzsicherung des Sohnes ein zweites Hauptfach, ein Brotstudium, neben der Geschichte. Schließlich konnte man als Jude in den deutschen Staaten, davon konnte der Vater ein Lied singen, nicht ohne Weiteres auf eine staatliche Anstellung hoffen. Dabei wird dem alten Stern kaum entgangen sein, dass er – nun allerdings auf der anderen Seite des Tisches – das Gespräch zum zweiten Mal führte. Die Bedingungen für Juden mit akademischen Ambitionen hatten sich im Laufe der letzten 40 Jahre de facto nicht grundlegend verändert, denn als er 1826 ein Studienfach wählen sollte, hatte er die von der Mutter befürwortete rabbinische Laufbahn ausgeschlagen und sich für eine akademische entschlossen. Damals stand neben der Mathematik, zu der er eine starke Neigung verspürte, ein juristisches Studium zur Debatte, nach dessen Abschluss, so argumentierten die Eltern, zumindest eine gewisse materielle Sicherheit gewährleistet gewesen wäre.<sup>240</sup> Seinerzeit ließ Moritz Abraham Stern sich nicht verunsichern und behauptete seine Stellung, bei den Diskussionen fast vierzig Jahre später einigten sich Vater und Sohn auf das Studium der Jurisprudenz.

---

<sup>239</sup> Vgl. Alfred Stern: *Zur Familiengeschichte. Klärchen Zum 22. März 1906 gewidmet. (Als Manuskript gedruckt)*, Zürich 1906, S. 18f.

<sup>240</sup> Vgl. ebd., S. 22ff.

#### IV. Ein schmächtig verkannter Außenseiter und wissenschaftliche Väter Erste Vorbilder

Alfred Stern reiste von der Leine an den Neckar und bezog im Sommersemester 1865 die Universität Heidelberg. Die Freunde seines Vaters, der bereits erwähnte Jacob Henle, Gustav Gabriel Valentin (1810-1883) und Karl Binding (1841-1920), führten den Jurastudenten in der kleinen Universitätsstadt, die zu diesem Zeitpunkt rund 17 000 Einwohner hatte, ein und machten ihn, entweder persönlich oder durch ihre schriftliche Empfehlung, mit Dozenten und Professoren bekannt. Dort ging er vor allem seinen juristischen Studien nach und studierte Geschichte als „Hilfswissenschaft[]“ (S. 5). Am Wert der geisteswissenschaftlichen Fächer, einschließlich der Geschichtswissenschaft, zweifelte er bisweilen (ebd.). Im Konflikt „zwischen etablierten „Humanisten“ und neu aufstrebenden Realisten“, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts sowohl im Schulwesen als auch im Universitätsbereich tobte, wurde den Vertretern der neuen technischen Bildung „geistige Verarmung, [...] Verlust von Freiheit, Seele, Geist“ vorgeworfen, was dem ansteigenden Prestige der Naturwissenschaften jedoch keinen Abbruch tat.<sup>241</sup> Inwieweit bei seinen Zweifeln die Besuche der oben bereits genannten naturwissenschaftlichen Veranstaltungen Kirchhoffs und Helmholtz' entscheidend waren, ist unsicher. Auf Stern machten sie jedenfalls „einen für das ganze Leben unauslöschlichen Eindruck“ (S. 5). Hermann von Helmholtz (1821-1894) gehörte der 1845 von Heinrich Gustav Magnus (1802-1870) gegründeten Physikalischen Gesellschaft an, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, „die Naturwissenschaften gleichsam neu zu erfinden, indem man sie aus ihrer naturphilosophisch-idealistischen Vergangenheit befreite und auf eine empirisch, physikalische und chemische Kenntnisse nutzende Basis stellte. Alle Lebensvorgänge – so die Leitidee – ließen sich als Ablauf physikalisch-chemischer Prozesse verstehen.“<sup>242</sup> Dieser „physiologische[] Materialismus“<sup>243</sup> ließ für die Geisteswissenschaften wahrlich nicht viel übrig! Die neuartige „Perspektive auf die Differenzierung von Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft“ mit der Leitvorstellung von der „Vereinigung der bisherigen

---

<sup>241</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 483f.

<sup>242</sup> Marie-Theres Federhofer: *Kein Kontorheld. Werner Siemens' Lebenserinnerungen als Gelehrtenbiographie*, in: Christian von Zimmermann (Hrsg.): *(Auto)Biographik in der Wissenschafts- und Technikgeschichte*, Heidelberg 2004, S. 91-107, hier S. 103 (= Cardanus, Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte, Band 4).

<sup>243</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 210.

literarisch-logischen und der neuen naturwissenschaftlichen Richtung<sup>244</sup> hatte Helmholtz bereits in den 1860-er Jahren in seinen Vorträgen eröffnet. Dieser neue Ansatz und der Prestigezuwachs, den die rasant fortschreitenden Naturwissenschaften seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebten, beeindruckten den jungen Studenten sehr und machten ihn sogar unsicher und schwankend. Diese Bedenken wurden jedoch hinweg geräumt, als er die Werke der Historiker Henry Thomas Buckle (1821-1862) und Georg Gottfried Gervinus (1805-1871) zu lesen begann. In erster Linie hob ihn „das Studium der Werke von Gervinus“, den er in Heidelberg durch eine Empfehlung des Theologen und Philosophen Eduard Zellers (1814-1908) persönlich kennen lernte<sup>245</sup>, „über Zweifel hinaus, die [ihn] an dem selbst erwählten Dienst der Muse Klio irre zu machen drohten“ (S. 6).

Auf den englischen Historiker Buckle, der unter dem Einfluss der positivistisch-naturwissenschaftlichen Methodik die Gesetzmäßigkeiten der Geschichte exakt erfassen und historische Vorgänge kausal erklären und darüber hinaus Prognosen für den weiteren Verlauf der Geschichte stellen wollte<sup>246</sup>, wird an dieser Stelle nicht weiter eingegangen. Sein einziges Werk *History of Civilisation* (1857/61) wurde, wie auch Stern später bemerkte, von „Mängel[n] und Einseitigkeiten“ (S. 5) entstellt und von „zünftigen Historikern heftig und in vieler Hinsicht nicht ohne Gründe angefochten[.]“<sup>247</sup>. Ein Blick auf Gervinus, der sich frühzeitig von einer rein nationalstaatlichen Betrachtung der Restaurationszeit abwandte und sich mit der europäischen Gesamtentwicklung zu beschäftigen begann, lohnt jedoch. Gervinus, einer der Göttinger Sieben, einer der „geistigen Führer des vormärzlichen Liberalismus“<sup>248</sup> und Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, wird im Rahmen des deutschen Historismus – dem Konzept, das historische Denken wissenschaftlicher Methodik unterwarf und die Geschichte als letzte Erklärung alles Menschlichen betrachtete – ursprünglich der liberalen preußisch-kleindeutschen Schule zugerechnet. Diese Richtung wird dadurch charakterisiert, dass ihre Vertreter vom „Scheitern des deutschen

---

<sup>244</sup> Andreas Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848-1914*, München 2002, S. 444.

<sup>245</sup> Vgl. Alfred Stern an Eduard Zeller, 9.3.1896, Universitätsbibliothek Tübingen, Md 747-738.

<sup>246</sup> Vgl. Jürgen Osterhammel: *Buckle*, in: *Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart*, München 2002, S. 42f.

<sup>247</sup> Alfred Stern: *Giebt es einen Fortschritt in der Geschichte?*, 1927, S. 21 (unveröffentlichtes Manuskript), Zentralbibliothek Zürich, HsAbt., Nachlass Alfred Stern.

<sup>248</sup> Lothar Gall: *Georg Gottfried Gervinus*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 493-512, hier S. 503.

Bürgertums beim Versuch der revolutionären Neugestaltung Deutschlands im Kontext der 48er Revolution<sup>249</sup> zutiefst geprägt wurden. Das Werk dieser heterogenen Gruppe, die so verschiedene Namen wie Theodor Mommsen, Heinrich von Treitschke und Johann Gustav Droysen (1808-1884) umfasst, kann als „ein[] historiographische[r] Beitrag zu [einer] notwendigen Neuorientierung des Bürgertums“ angesehen werden, die eben dadurch unumgänglich wurde, da es dem deutschen Bürgertum nicht gelungen war, sich mit der „bürgerliche[n] Freiheit und nationale[n] Einheit [...] zwei wichtige staatlich-politische Rahmenbedingungen einer modernen Gesellschaft zu schaffen“.<sup>250</sup> Die meisten Historiker verstanden die nationalstaatliche Einigung Deutschlands nun als „Preußens Beruf“ (J. G. Droysen), schlossen mit dem preußischen Obrigkeitsstaat Frieden und hielten mit ihrer liberalen Vergangenheit Abrechnung.<sup>251</sup> Gervinus indes zog andere Konsequenzen und avancierte aufgrund „[s]einer außergewöhnlichen Beurteilung des politischen Entwicklungsprozesses in Deutschland nach der Revolution von 1848“ zum Außenseiter, indem er „die Modernisierungskrise in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Krise des politischen Systems [diagnostizierte]“<sup>252</sup>. Damit „versagte sich Gervinus die Revision seiner politischen Grundsätze und historischen Entwicklungsvorstellungen“ und geriet „in die Haltung einer gegenwartskritischen Opposition“, da er „die politischen Ansprüche und Bestrebungen der unteren Volksschichten [...] in sein Konzept historisch-politischer Entwicklungsprozesse zu integrieren“ suchte.<sup>253</sup> Der Staat solle „das Wohl der Vielen endlich seine Sorge sein lasse[n] und nicht das der wenigen Einzelnen“, hatte er 1853 geschrieben und sich mit seinen Ansichten einen Tadel von seinem Kollegen Droysen eingehandelt, der ihn einen „Phantasietheoretiker“ schalt.<sup>254</sup> Schwerer als die Ächtung und Verfemung durch Fachgenossen wird vielleicht der Hochverratsprozess gewogen haben, den die badische Staatsanwaltschaft 1853 aufgrund der fast 200-seitigen *Einleitung* (Leipzig 1853) seiner breit angelegten *Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen* (8 Bände, Leipzig 1855-1866) gegen ihn angestrengt hatte, und der ihn – trotz der Aufhebung des Urteils durch das Oberhofgericht – die *venia legendi* kostete.<sup>255</sup> In dem beanstandeten

<sup>249</sup> Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992, S. 87.

<sup>250</sup> Ebd., S. 121.

<sup>251</sup> Vgl. ebd., S. 87.

<sup>252</sup> Ebd., S. 122.

<sup>253</sup> Ebd., S. 123f.

<sup>254</sup> Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. 1849-1914*, München 1995, S. 211.

<sup>255</sup> Vgl. August Thorbecke: *Gervinus*, in: ADB, Bd. IX, Leipzig 1875-1912, S. 85.

Werk hatte er das „Gesetz aller geschichtlichen Entwicklung“ formuliert: Mit innerer Gesetzmäßigkeit verlaufe durch die Geschichte „als eine alles andere dominierende Grundströmung ein von den monarchischen über die aristokratischen zu den demokratischen Staatsordnungen aufsteigender Prozeß der kontinuierlichen Entfaltung von Freiheit, Wissen und Macht [...]“.<sup>256</sup> Damit verknüpfte Gervinus in einer Zeit der immer drückender werdenden Reaktion die Verwirklichung der liberalen Ziele „mit dem Vorgang einer [...] unaufhaltsam fortschreitenden Demokratisierung aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse“<sup>257</sup>. Gervinus, der vielleicht als einziger der gemäßigt liberalen Historiker seiner Generation demokratische Neigungen hegte<sup>258</sup>, hatte die „Emanzipation aller Gedrückten und Leidenden [...] als Ruf des Jahrhunderts“<sup>259</sup> erkannt. Trotzdem fehlte ihm, als typischem Vertreter des Historismus, der Blick „für die zunehmende Bedeutung ökonomisch-sozialer Probleme und Entwicklungstendenzen in Wirtschaft und Gesellschaft.“<sup>260</sup> Nach der Reichsgründung, kurz vor seinem Tode, prognostizierte er weitsichtig, „[d]as deutsche Reich werde aus permanentem Mangel an innerer Legitimität, hervorgerufen durch die politische Ausgrenzung breiter Bevölkerungsgruppen, zur Aggression nach außen gezwungen sein und in große Kriege verwickelt werden.“<sup>261</sup> Der Ehrentitel „einer der großen alten Männer der liberalen Intelligenz“<sup>262</sup>, mit dem heutige Historiker den „unversöhnlichen Kritiker des hohenzollernschen Regimes“<sup>263</sup> bedenken, war wohl zu Sterns Zeiten ein Pejorativ. Mit der ausdrücklichen, selbst als „ketzerisch“ (S. 5) aufgefassten Berufung auf den „schmählich verkannten“<sup>264</sup> Außenseiter Gervinus, den er bereits 1886 in seiner Aarauer Rede als „heute nur zu oft unterschätzten edlen Fachgenossen“<sup>265</sup> charakterisiert hatte, stellt sich Stern in seinen autobiographischen Aufzeichnungen bewusst außerhalb der historischen Hauptströmung und in einen gewissen Gegensatz zu seinen Berufskollegen.

---

<sup>256</sup> Lothar Gall: *Georg Gottfried Gervinus*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 493-512, hier S. 506.

<sup>257</sup> Ebd.

<sup>258</sup> Vgl. Georg G. Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, Wien, Köln, Weimar 1997, S. 157.

<sup>259</sup> Ebd., S. 124.

<sup>260</sup> Ebd.

<sup>261</sup> Ebd.

<sup>262</sup> Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. 1849-1914*, München 1995, S. 330.

<sup>263</sup> Georg G. Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, Wien, Köln, Weimar 1997, S. 159.

<sup>264</sup> Alfred Stern an Eduard Zeller, 9.3.1896, Universitätsbibliothek Tübingen, Md 747-738.

<sup>265</sup> Alfred Stern: *Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke und Georg Waitz*, in: Ders.: *Reden, Vorträge und Abhandlungen*, Stuttgart, Berlin 1914, S. 36-68, hier S. 54.

Indessen griff die Historie im Jahre 1866 nachdrücklich in Sterns Leben ein und beendete seine Heidelberger Studien abrupt. Als die preußisch-österreichischen Rivalitäten im Frühsommer 1866 zu kriegerischen Auseinandersetzungen auch in Süddeutschland führten, eilte er am 14. Juli nach Frankfurt, um seine „dort lebende Großmutter mütterlicherseits nicht schutzlos [zu] lassen“ (S. 6). Die ehemals Freie Stadt Frankfurt wurde am 16. Juli von der preußischen Mainarmee besetzt und einer, wie Stern schreibt, „schmählichen Behandlung“ (ebd.) ausgesetzt. Damit spielt er auf die enormen Kontributionsforderungen von 25 Millionen Gulden an, die Preußen umgehend an Frankfurt stellte. Diese harte Züchtigung der Stadt, die er später in seinem zehnbändigen Hauptwerk als die „Mißhandlung Frankfurts“<sup>266</sup> bezeichnete, wurde „den Preußen lange nicht vergessen.“<sup>267</sup> Die Liberalität der Frankfurter Bürger und die liberale, mehrheitlich antipreußische Presse der Stadt waren Bismarck, der die Stadt bereits in den 50-er Jahren als Gesandter beim Deutschen Bundestag kennen gelernt hatte, schon lange ein Dorn im Auge gewesen.<sup>268</sup> Nun hatte er die Möglichkeit, seinem „durch Jahre hindurch angestauten Groll[]“ nicht nur gegen den Liberalismus, sondern auch gegen die Stadt mit ihrer „ausgeprägten bürgerlich-demokratischen und liberalen Gesinnung und Tradition“ Luft zu verschaffen, indem er seinen General Manteuffel (1809-1885), übrigens auch ein Schüler Rankes, als „rücksichtslosen[n] Eroberer“ auftreten ließ.<sup>269</sup> Preußenfeindliche Redaktionen wurden sofort geschlossen, ihre Redakteure wurden verhaftet. Am 31. Juli kehrte Stern von Frankfurt in die Neckarstadt zurück, gerade rechtzeitig, um am 1. August den Einmarsch eines preußischen Bataillons in Heidelberg erleben zu können.

In Sterns kurzer Erwähnung der preußischen Politik nach dem preußisch-österreichischen Krieg ist eine Kritik zu erkennen, die er auch in dem knappen Bericht über seine Erlebnisse während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 nicht verhehlt. Da er infolge eines Knieleidens vom Militärdienst befreit war, ließ er sich in einen Männerhilfsverein aufnehmen, „dessen Hauptaufgabe in dem Transport von Verbandszeug, sowie in der Pflege und Wegführung Verwundeter von den Schlachtfeldern in die Reserve-Lazarette bestand“ (S. 14). Obwohl er nicht Soldat war, bekam er die grauenvolle Seite des Krieges zu sehen, als er nach der erbitterten und

<sup>266</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Neunter Band (Dritte Abteilung, Dritter Band)*, Stuttgart und Berlin 1923, S. 550.

<sup>267</sup> Michael Stürmer: *Das ruhelose Reich. Deutschland 1866-1919*, Berlin 1998, S. 145.

<sup>268</sup> Vgl. Walter Gerteis: *Das unbekannt Frankfurt*, Frankfurt am Main 1961, S. 191.

<sup>269</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 225.

verlustreichen Schlacht bei Wörth im nördlichen Elsass, die vom 4. bis zum 6. August 1870 getobt hatte, „mit ein paar Mediziner eine unvergeßliche Nacht in einer von Sterbenden und Fiebernden angefüllten Mühle [...] [verbrachte]“ (ebd.). Die „Erinnerungen an das Schlachtfeld von Wörth“ hatten sich „unauslöschlich“ in ihm festgesetzt.<sup>270</sup> In Sorge um „[s]eine nächsten Freunde im Felde“, die „bis jetzt gesund [sind]“, trieb er „sich Tage & Nächte lang als Schlachtenbummler in Elsaß-Lothringen herum“, in der Gewissheit, dass „jeder Tag neue Opfer in majorem Imperatoris gloriam [frißt]“.<sup>271</sup> Auch „die Dörfer und Gehöfte auf einem Schlachtfeld und in seiner Nähe nach dem Ende des Schlachtens“ hatten einen starken Eindruck hinterlassen.<sup>272</sup> Nach der Schlacht bei Raon l’Etape an der Meurthe, bei der badische Truppen einen hohen Blutzoll zu bezahlen hatten, war er daran beteiligt, 300 Verwundete in einem Lazarettzug nach Karlsruhe zu transportieren (S. 14). Aus seinen Kriegserfahrungen zog Stern sofort eine eindeutige Konklusion: Alle Völker sollten lernen, „daß für sie nur Eine Parole Glück und Segen bedeute, die Parole „Krieg dem Kriege!“<sup>273</sup>

Das Hauptaugenmerk seiner Beschreibung des Krieges liegt sowohl in seiner Autobiographie als auch in seinem Brief und seinem Artikel nicht auf den deutschen militärischen Erfolgen als vielmehr auf den humanitären Leiden und menschlichen Opfern des Krieges. Das ist natürlich teilweise auf sein eigenes Erleben als Sanitäter zurückzuführen, zeugt aber auch davon, dass er sich weder von der lärmenden Kriegsbegeisterung noch von dem militanten Nationalismus, die sich damals nicht nur unter Historikern sondern auch in weiten Kreisen Deutschlands breitmachten, hatte anstecken lassen.

Stern hatte 1868 in Göttingen den französischen Historiker Gabriel Monod (1844-1912), den späteren Begründer der *Revue Historique*, kennen gelernt, der in Deutschland Geschichte studierte und mit Stern zusammen an den Waitz’schen Übungen teilnahm. Monod, dem wie Stern nationalistischer Eifer fern lag, beteiligte sich im Krieg auf französischer Seite unter demselben Motto wie Stern: „Wunden zu heilen, statt Wunden zu schlagen“ (ebd.). Er folgte den französischen Truppen als Sanitäter und hat seine Kriegserlebnisse „in [j]einer mit seltener Unparteilichkeit abgefaßten Schrift „Allemands et Français. Souvenirs de Campagne“ (1872)

---

<sup>270</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 11.12.1871, Bundesarchiv Koblenz, N 1001/60-2.

<sup>271</sup> Ebd.

<sup>272</sup> Alfred Stern: *Das Völkerrecht und der Krieg*, in: Allgemeine Zeitung, Nr. 65, Augsburg 6.3.1871, S. 1094.

<sup>273</sup> Alfred Stern: *Das Schlachtfeld von Wörth*, in: Neue Freie Presse, Nr. 2157, Wien 30.8.1870.



geschildert.<sup>274</sup> Der Deutsche und der Franzose entfremdeten sich durch den Krieg nicht. Monods Mutter stammte aus dem Elsass<sup>275</sup> und Sterns Missbilligung der Annexion Elsass-Lothringens wird bei dem Erhalt der Freundschaft keine unwichtige Rolle gespielt haben. Anders verhielt es sich beispielsweise bei Theodor Mommsen, dessen Eintreten für die Vereinnahmung der französischen Provinzen zu seinem Ausschluss aus der *Société nationale des Antiquaires de France* führte. Obwohl die Annexion übrigens auch Bismarck beunruhigte<sup>276</sup>, gehörte Stern mit seiner Ansicht im Kaiserreich einer kleinen, misstrauisch beargwöhnten Minderheit an. Nachdem sich die Parteiführung der Sozialdemokraten im September 1870 gegen die Annexion Elsass-Lothringens ausgesprochen hatte, wurde sie prompt wegen Vorbereitung zum Hochverrat in Haft genommen. Auch zum Zeitpunkt der Niederschrift seiner Biographie in der Endphase der Weimarer Republik wird Sterns Haltung in der so genannten öffentlichen Meinung, soweit sie seine Schrift überhaupt wahrnahm, auf Ablehnung gestoßen sein. In nationalistischen Historikerkreisen wird sie auf jeden Fall Befremden ausgelöst haben. Unter Berufung auf u.a. Deutschsprachigkeit und frühere Reichszugehörigkeit meinten viele, einen Anspruch auf diese Gebiete erheben zu können, die nach dem Ersten Weltkrieg wieder an Frankreich gefallen waren.

Stern hatte, wie gesagt, Monod in Göttingen getroffen. Nach der Beendigung des preußisch-österreichischen Krieges war er nur kurz nach Heidelberg zurückgekehrt und setzte ab dem Wintersemester 1866 seine juristischen Studien in Göttingen fort. Über die Gründe seines Umzugs nach Göttingen, das nun, nach der Auflösung des Königreichs Hannover, zu Preußen gehörte, macht er keine Angaben. Hatte ihm in Heidelberg die Begegnung mit Gervinus die Zweifel am Geschichtsstudium zerstreut, wurde ihm in Göttingen Georg Waitz „der maßgebende Lehrer“ (S. 6). Mit der Erwähnung seines Lehrers Waitz, ein früher Schüler und naher Freund des mittlerweile „altmodisch“<sup>277</sup> gewordenen Altmeisters Leopold von Ranke, stellt Stern sich in eine Tradition, die bis zu den frühesten Wurzeln der modernen Geschichtswissenschaft und des deutschen Historismus zurückreicht. Waitz war, wie Gervinus, Mitglied der Nationalversammlung in der Paulskirche gewesen und hatte dort dem rechten Zentrum

---

<sup>274</sup> Alfred Stern: *Gedächtnisrede auf Gabriel Monod*, in: Ders.: *Reden, Vorträge und Abhandlungen*, Stuttgart, Berlin 1914, S. 69-81, hier S. 71f.

<sup>275</sup> Vgl. ebd., S. 69.

<sup>276</sup> Vgl. Ernst Engelberg: *Bismarck. Das Reich in der Mitte Europas*, München 1990, S. 19.

<sup>277</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 516.

angehört<sup>278</sup>. Politisch stand er jedoch weit rechts von Gervinus. Sein Antrag, den er als Mitglied des Frankfurter Verfassungsausschusses vorlegte, das aktive Wahlrecht auf „selbständige Männer“ zu beschränken und „als nicht selbständig gewisse Berufsclassen, nämlich Dienstboten, Handwerksgehülfen, Fabrikarbeiter und Tagelöhner, zu behandeln vorschlug“, fand nicht einmal in seiner eigenen Partei Zustimmung.<sup>279</sup> Damit folgte Waitz seinem Lehrer Ranke, der ebenfalls die Herrschaft der unteren Schichten befürchtete und gleichfalls die Einführung eines limitierten Wahlrechtes befürwortete.<sup>280</sup> Auch später betrachtete Waitz das allgemeine Wahlrecht, das die Besitz- und Vermögenslosen an der Macht beteiligt hätte, „als den gefährlichsten Feind aller Freiheit und Ordnung“<sup>281</sup>, die Republik hielt er „für ein Zeichen von Krisis und Krankheit“<sup>282</sup>.

Doch für Stern scheint Waitz weniger als Politiker, viel mehr jedoch als Wissenschaftler und Forscher von Bedeutung gewesen zu sein. Waitz führte den Ruf des historischen Seminars der Göttinger Universität zu neuen Höhen, so dass, wie Monod berichtete, die Georgia Augusta bei vielen Studenten „Georgia Waitzia“ hieß<sup>283</sup>. Der Verfassungshistoriker und Mediävist kann als Vertreter des „wissenschaftliche[n] Positivismus der Quellenkritik und Tatsachenfeststellung von höchster methodischer Strenge“<sup>284</sup> gelten. Gerade diese Seite Waitz’ hebt Stern hervor. In Fortsetzung der *exercitationes historicae* Rankes<sup>285</sup> hatte Waitz in Göttingen im kleinen Kreis von bis zu zehn Studenten<sup>286</sup> „private Gesprächszirkel“ eingeführt, „in denen sich Studenten unter Anleitung [...] im quellenkritischen Umgang mit dem historischen Material übten“<sup>287</sup>. In diesen historischen Übungen bei Waitz lernte Stern nach eigenem Bekunden „kritische Erforschung der Quellen, sorgfältige Sichtung des Stoffes,

---

<sup>278</sup> Vgl. ebd., S. 611.

<sup>279</sup> Ferdinand Frensdorff: *Waitz*, in: ADB, Bd. XL, Leipzig 1875-1912, S. 602-629, hier S. 611.

<sup>280</sup> Vgl. Georg G. Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, Wien, Köln, Weimar 1997, S. 114f.

<sup>281</sup> Ferdinand Frensdorff: *Waitz*, in: ADB, Bd. XL, Leipzig 1875-1912, S. 602-629, hier S. 626.

<sup>282</sup> Ebd., S. 609.

<sup>283</sup> Vgl. ebd., S. 615.

<sup>284</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 517.

<sup>285</sup> Die 1832 von Ranke eingeführten quellenkritischen Studien förderten die Verwissenschaftlichung der Geschichtswissenschaft. Vom Ranke-Schüler Heinrich von Sybel zunächst in Marburg, später in München institutionalisiert setzte sich der Seminarbetrieb im Laufe des 19. Jahrhunderts an den meisten deutschen Universitäten durch und „trieb die Standardisierung und Verbreitung eines Kanons von Methoden der historischen Wissenschaft voran“ (Wolfgang Hardtwig: *Geschichtskultur und Wissenschaft*, München 1990, S. 16).

<sup>286</sup> Vgl. Ferdinand Frensdorff: *Waitz*, in: ADB, Bd. XL, Leipzig 1875-1912, S. 602-629, hier S. 612.

<sup>287</sup> Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992, S. 68.

möglichste Objektivität der Darstellung als Ziel“ (S. 7). Gerade diese strengen positivistischen Ansprüche seines Lehrers versuchte er später in seinem eigenen Werk zu verwirklichen. Die Übungen, denen nichts Offizielles anhaftete, fanden in Waitz' Studierzimmer statt, die Teilnehmer saßen zwanglos um den runden Tisch, und der Erfolg der Übungen „beruhte auf der Gewährung durch den Lehrer und dem Maße von Fleiß und Begabung“, das die Studenten mitbrachten.<sup>288</sup> Die Teilnahme Sterns an den „Privatissima“ Waitz' war keine Selbstverständlichkeit, sondern ist für das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler aussagekräftig. Waitz als Veranstalter regelte „ganz nach eigenem Gutdünken“ nicht nur „die Form und den Inhalt der Veranstaltung“, sondern auch „die Zulassung [...] zu den Übungen“<sup>289</sup>. Die Schüler „rivalisierender Dozenten bzw. als Träger fremden Gedankengutes erkannte Studenten“<sup>290</sup> mussten zu den Übungen, solange sie nicht institutionalisiert waren<sup>291</sup>, nicht zugelassen werden.<sup>292</sup> Aus den in den Übungen auf Methodik und wissenschaftliche Haltung des Lehrers eingeschworenen Schülern wurden später Ordinarien rekrutiert, die die Schule des wissenschaftlichen „Vaters“ an anderen Lehrstühlen weiterführten.<sup>293</sup> Die Schülerschaft war, neben Konfession, Verwandtschaft, Freundschaft und Bekanntschaft, das wesentliche Kriterium, wenn es galt, geeigneten Personen ein Ordinariat zu beschaffen.<sup>294</sup> So erklärt sich denn auch, dass die „Übungsgenossen“<sup>295</sup> der verschiedenen Jahrgänge durch die Sozialisation des gemeinsamen Forschens und Lernens und durch die dabei gemachten Erfahrungen einander so nahe kamen, dass sie

---

<sup>288</sup> Ferdinand Frensdorff: *Waitz*, in: ADB, Bd. XL, Leipzig 1875-1912, S. 602-629, hier 613.

<sup>289</sup> Wolfgang Weber: *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt am Main 1984, S. 337 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Band 216).

<sup>290</sup> Ebd., S. 338.

<sup>291</sup> Erst 1877 kam es zur offiziellen Seminargründung in Göttingen (vgl. Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992, S. 200).

<sup>292</sup> Zu der Schulenburg und ihrem exklusiven Charakter ein Beispiel aus der Germanistik: Jakob Bächtold (1848-1897) studierte 1867/68 in Heidelberg bei Adolf Holtzmann (1810-1876), der die Liedertheorie des Berliner Professors Karl Lachmann (1793-1851) angegriffen hatte. Ein Übergang nach Berlin, wo der Lachmann-Schüler Karl Müllenhoff (1818-1884) unterrichtete, schien Bächtold undenkbar, da „Holtzmanns Auftreten gegen die Schule Lachmanns ihm eine Uebersiedlung nach Berlin unmöglich gemacht habe; denn ein Uebergang von Holtzmann in den Kreis Müllenhoffs wäre einem völligen Lossagen von dem berühmten [...] Heidelberger Gelehrten gleichgekommen“ (Theodor Vetter: *Jakob Baechtold. Professor der deutschen Litteraturgeschichte an der Universität Zürich*, Neue Zürcher Zeitung, August 1897 [Separatdruck S. 6]).

<sup>293</sup> Vgl. Wolfgang Weber: *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt am Main 1984, S. 337ff. (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Band 216).

<sup>294</sup> Vgl. ebd., S. 344.

<sup>295</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 4.9.1874, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

sich, familiäre Metaphern verwendend, als „Enkelschüler“ Rankes (S. 7) und als „Familie“<sup>296</sup> auffassten, und später beschlossen, sich alle fünf Jahre in Göttingen „zu gemütlicher Feier“ zu versammeln<sup>297</sup>.

Als „alter Waitzianer“<sup>298</sup> mochte Stern auch in seiner eigenen Praxis als Universitätsprofessor auf historische Übungen nicht verzichten. Nachdem er 1887 als Nachfolger von Johannes Scherr (1817-1886) nach Zürich berufen worden war, kündigte er in verschiedenen Briefen an Kollegen an, auch am Polytechnikum historische Übungen einführen zu wollen.<sup>299</sup> Die Berechtigung dafür hatte er sich bei seiner Berufung ausdrücklich erteilen lassen (S. 23). Auf übermäßiges Interesse bei den eher naturwissenschaftlich ausgerichteten Polytechnikern konnte er dabei freilich nicht rechnen. Studenten der benachbarten Universität fanden jedoch den Weg zu ihm – im wahrsten Sinne des Wortes, denn er hielt die Übungen in seiner Privatwohnung ab<sup>300</sup>. Als prominenteste Teilnehmerin erwähnt er ausdrücklich Ricarda Huch (1864-1947) (S. 25), wobei sich wiederum das schon oben angedeutete Bestreben geltend macht, sich mittels bedeutender oder bekannter Namen in einen Zusammenhang zu definieren. Wie Waitz ließ Stern in seinen Übungen authentisches Material bearbeiten. Die Echtheit der Briefe und Tagebücher des schlesischen Chronisten der Französischen Revolution, Konrad Engelbert Oelsners (1764-1828), die er zufällig entdeckt, aber für eine Fälschung gehalten hatte, stellte er in Zusammenarbeit mit seinen Studenten in seinen historischen Übungen fest (S. 22f.). Unter ihnen befand sich damals auch Ricarda Huch,<sup>301</sup> die Geschichte an der Zürcher Universität und nicht am Polytechnikum studierte, wo Stern unterrichtete. Allerdings hörte Huch auch einige Vorlesungen aus dem Lehrangebot Sterns, beispielsweise über die orientalische Frage<sup>302</sup>, über Kirche und Staat im Mittelalter und über die Revolution von 1848/49<sup>303</sup>. Die beiden kannten sich

---

<sup>296</sup> Alfred Stern: *Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke und Georg Waitz*, in: Ders.: Reden, Vorträge und Abhandlungen, Stuttgart, Berlin 1914, S. 36-68, hier S. 67.

<sup>297</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 4.9.1874, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

<sup>298</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 27.3.1887, ebd.

<sup>299</sup> Vgl. ebd., vgl. auch Alfred Stern an Friedrich Salomon Vögelin, 9.1.1887, ebd., Ms.T. 311.233.

<sup>300</sup> Vgl. Hans Nabholz: *Alfred Stern*, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 536, 29.3.1936, S. 1-2, hier S. 1.

<sup>301</sup> Vgl. Alfred Stern an Ricarda Huch, 29.11.1918, Deutsches Literaturarchiv Marbach a. N., A:Huch, Zug.-Nr. 68.2094/4. Vgl. auch Ricarda Huch: *Frühling in der Schweiz. Jugenderinnerungen von Ricarda Huch*, Freiburg i.Br., Zürich 1960, S. 26.

<sup>302</sup> Vgl. Ricarda Huch: *Frühling in der Schweiz. Jugenderinnerungen von Ricarda Huch*, Freiburg i.Br., Zürich 1960, S. 26.

<sup>303</sup> Vgl. Ricarda Huch: *Du mein Dämon, meine Schlange ... Briefe an Richard Huch 1887-1897. Nach dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Anne Gabrisch*, Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, 72. Veröffentlichung, Göttingen [1998], S. 655.

also nicht nur von den historischen Übungen Sterns her, an denen Huch vom Sommersemester 1889 bis zum Sommersemester 1890 teilgenommen hatte.<sup>304</sup> Sterns historisches Seminar charakterisierte sie als „ausgezeichnet“<sup>305</sup>, und es ist offensichtlich, dass Stern als akademischer Lehrer keinen unbedeutenden Einfluss auf die junge Studentin hatte. Vor allem ihre umfangreiche Studie *Der Große Krieg in Deutschland* (seit 1929 mit dem Titel *Der Dreissigjährige Krieg*), die „fast exemplarisch auf der Grenze zwischen Historiographie und Literatur angesiedelt ist“, liegt mit der Absicht auf „Darstellung, nicht Deutung oder Bewertung“<sup>306</sup> ganz auf der positivistischen Linie Sterns, wie er sie in seinem in Zürich entstandenen Hauptwerk vertrat. Auch in Huchs Werk werden ohne Pathos „mit der eher kalten Nüchternheit eines Kameraobjektivs Menschen und Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges abgebildet“ und mit „unerschütterlicher Objektivität [...] die streitenden Parteien einander gegenübergestellt“.<sup>307</sup> Mit dieser Darstellungsweise machte sie ihrem Lehrer alle Ehre. So sehr ihn Huch allerdings als Historiker und Didaktiker schätzte, so wenig scheint sie persönlich von ihm gehalten zu haben; jedenfalls verriet sie in einem Brief an Richard Huch, dass sie „über [Stern] bei jeder Gelegenheit das Schlechteste“ sagte<sup>308</sup>. Die Gründe für ihre Abneigung gegen den Historiker, mit dem sie auch gesellschaftlich verkehrte<sup>309</sup>, führte sie jedoch nicht weiter aus.

Den persönlichen Kontakt mit Waitz hielt Stern aufrecht, solange sein Lehrer lebte. Oft berichtete er seinen Kollegen von Begegnungen mit dem ehemaligen Lehrer: „Waitz war [...] in sehr gehobener Stimmung und entfaltete bei häufigem Sprechen Seiten, die ich nie an ihm bemerkt hatte, nicht nur: Geschick, Würde und Wärme, sondern auch Leichtigkeit und Witz, selbst echten Humor“, schrieb er 1874 nach der Waitzfeier anlässlich des 25-jährigen Bestehens der historischen Übungen in Göttingen

---

<sup>304</sup> Vgl. Ricarda Huch: *Du mein Dämon, meine Schlange ... Briefe an Richard Huch 1887-1897. Nach dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Anne Gabrisch*, Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, 72. Veröffentlichung, Göttingen [1998], S. 666.

<sup>305</sup> Ricarda Huch: *Frühling in der Schweiz. Jugenderinnerungen von Ricarda Huch*, Freiburg i.Br., Zürich 1960, S. 26.

<sup>306</sup> Gesa Dane: *Geschichtsdeutung und literarisches Verfahren. Ricarda Huchs Studie zum Dreissigjährigen Krieg*, in: Marianne Henn, Irmela von der Lühe, Anita Runge (Hrsg.): *Geschichte[n]-Erzählen. Konstruktionen von Vergangenheit in literarischen Werken deutschsprachiger Autorinnen seit dem 18. Jahrhundert*, Göttingen 2005, S. 38-52, hier S. 38 bzw. 49.

<sup>307</sup> Bernd Balzer: *Nachwort*, in: Ricarda Huch: *Der große Krieg in Deutschland*, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1980, S. 308-315, hier S. 309 bzw. 311.

<sup>308</sup> Ricarda Huch: *Du mein Dämon, meine Schlange ... Briefe an Richard Huch 1887-1897. Nach dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Anne Gabrisch*, Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, 72. Veröffentlichung, Göttingen [1998], S. 142.

<sup>309</sup> Vgl. ebd., S. 211, 291, 299.

an Ludwig Gerold Meyer von Knonau (1843-1939), dem es „nicht möglich war, unter der Zahl der feiernden zu erscheinen.“<sup>310</sup> Auf dieser Feier überreichte Stern seinem Lehrer ein gerade fertig gestelltes Werk mit einer persönlichen Widmung. In diesem Paratext kommt nicht nur die Verehrung des Schülers für den Meister deutlich zum Ausdruck, er wird auch als Zeichen der fachlichen Verortung eines jungen Historikers funktioniert haben:

*Seinem verehrten Meister GEORG WAITZ zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der historischen Uebungen zu Göttingen 1. August 1874 als kleines Zeichen treuer Dankbarkeit gewidmet.*<sup>311</sup>

Waitz wies Stern auf Ranke hin, den er dann später, als er das Wintersemester 1868/69 in Berlin verbrachte, persönlich kennen lernte (S. 10). Diese vier Monate, in denen er an Rankes letzten historischen Übungen teilnahm und neben dessen Vorlesungen über neuere Geschichte auch die Theodor Mommsens über das erste Jahrhundert der römischen Kaiserzeit hörte<sup>312</sup>, bezeichnet er in seiner Autobiographie als die „an Belehrung und Anregung aller Art reichsten [s]eines Lebens“ (ebd.).

An der Verehrung für Ranke hielt Stern sein Leben lang fest, den Grundsätzen der Ranke'schen Geschichtsphilosophie hielt er immer die Treue. Als er kurz vor seiner Emeritierung zu der Frage nach dem Fortschritt in der Geschichte seinen Standpunkt definierte, berief er sich auf den großen Vertreter des Historismus. Zu einem Zeitpunkt als das rückwärts bezogene Geschichtsverständnis des Historismus von Hegelianern und Marxisten mit der dialektischen Vorstellung von dem notwendigen Aufstieg und der vernünftigen Entwicklung der Geschichte schon längst herausgefordert worden war, nahm Stern von dem „Wahn eines beständigen Fortschrittes in aufsteigender Linie“<sup>313</sup> entschieden Abstand. Die „scheinbare Geschlossenheit“ des „kühn emporstrebenden Gedankenbaus“ der Hegel'schen Geschichtsphilosophie mochte auf viele einen „unwiderstehlichen Zauber“ ausüben, Stern hielt ihr die „gewagtesten

---

<sup>310</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 4.9.1874, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

<sup>311</sup> Alfred Stern: *Briefe Englischer Flüchtlinge in der Schweiz. Aus einer Handschrift des Berner Staats-Archivs*, Göttingen 1874.

<sup>312</sup> Die stenographierten Nachschriften dieser Vorlesungen befinden sich im Nachlass Alfred Sterns in der Zentralbibliothek Zürich.

<sup>313</sup> Alfred Stern: *Giebt es einen Fortschritt in der Geschichte?*, 1927, S. 16 (unveröffentlichtes Manuskript), Zentralbibliothek Zürich, HsAbt., Nachlass Alfred Stern.

Willkürlichkeiten“, die „sophistischen Kunststücke“ und das „gelegentliche geheimnisvolle Rotwälsch [sic] der Formelsprache“ vor.<sup>314</sup> Mit dem Einsetzen der Restauration konnte der Kernsatz der Hegel’schen Philosophie, „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig“, zur Verteidigung der bestehenden Verhältnisse herangezogen werden und, so schreibt Stern, „von den Machthabern des Tages als Bollwerk[] gegen den Andrang des Liberalismus verwertet werden.“<sup>315</sup> Darin sah er den „verborgenen zersetzenden Keim“ der neuen Lehre.<sup>316</sup> Von der „Schärfe seiner zersetzenden Dialektik“ spricht er auch in Verbindung mit Marx.<sup>317</sup> Mit Ranke argumentiert er gegen den „vernünftigen notwendigen Gang des Weltgeistes“ damit, dass eine „gleichsam mediatisierte Generation [...] nicht in unmittelbarem Bezug zum Göttlichen stehen [würde]“, wenn „jede Generation die vorhergehende vollkommen übertreffe, mithin die letzte allemal die bevorzugte, die vorhergehenden aber nur die Träger der nachfolgenden wären [...]“.<sup>318</sup> Obwohl er sich „von der Annahme einer fortlaufenden zusammenhängenden Entwicklung der gesamten Menschheit als Vorbedingung der Annahme eines geschichtlichen Fortschritts derselben freigemacht“<sup>319</sup> hatte, gestand er dennoch einen gewissen Fortschritt in der Geschichte auf zwei Gebieten zu: Erstens lasse „die Geschichte der Kulturvölker in socialer wie in politischer Hinsicht im ganzen betrachtet einen langsamen moralischen Fortschritt erkennen“<sup>320</sup>, zweitens dürfe auf dem Gebiet „der Wissenschaften, insonderheit der Naturwissenschaften [ein Fortschreiten der Geschichte im bisherigen Verlauf der Geschichte angenommen werden]“<sup>321</sup>. Doch in Bezug auf die allgemeine Geschichte, verstanden als „Geschichte der Thaten und Zustände der Menschen in ihren geselligen Verbänden“<sup>322</sup>, galt für ihn noch immer Rankes Wort: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz, in ihrem eigenen Wert.“<sup>323</sup>

---

<sup>314</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Zweiter Band (Erste Abteilung. Zweiter Band)*, Stuttgart und Berlin 1913, S. 510.

<sup>315</sup> Ebd., S. 511.

<sup>316</sup> Ebd.

<sup>317</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Sechster Band (Zweite Abteilung. Dritter Band)*, Stuttgart und Berlin 1913, S. 159.

<sup>318</sup> Alfred Stern: *Giebt es einen Fortschritt in der Geschichte?*, 1927, S. 17f. (unveröffentlichtes Manuskript), Zentralbibliothek Zürich, HsAbt., Nachlass Alfred Stern.

<sup>319</sup> Ebd., S. 13.

<sup>320</sup> Ebd., S. 24.

<sup>321</sup> Ebd., S. 29.

<sup>322</sup> Ebd., S. 1.

<sup>323</sup> Zitiert nach ebd., S. 18.

## V. Gegen Kommando von oben

### Politische Verortung

Ranke starb am 23. Mai 1886, Waitz einen Tag später. In Briefen an Meyer von Knonau und von Wyss drückt Stern sein Bedauern über das Ableben der beiden bedeutenden Historiker aus. Gleichzeitig berichtet er in beiden Briefen von seiner Befürchtung, in einem Nachruf auf Ranke in der *Nation* einen Lapsus begangen zu haben. Er hatte, bevor er vom Tode Waitz' erfuhr, geschrieben, dass Waitz „Rankes Übungen am erfolgreichsten nachgeahmt habe“<sup>324</sup>. Dass dieser Satz im Nachhinein als Pietätlosigkeit ausgelegt werden könnte, machte ihm Sorgen. Weiterhin schlug er vor, dass auf der im Herbst des Jahres in Aarau anstehenden Versammlung der *Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz* ein Gedenken an die beiden Verstorbenen angebracht wäre.<sup>325</sup> Eigentlich hatte er nicht vorgehabt, an dieser Versammlung teilzunehmen, da er die Sommermonate mit seiner Familie in Heidelberg und Frankfurt verbringen und anschließend in Wien seinen Archivstudien nachgehen wollte. Er deutete in seinen Briefen allerdings vorsichtig an, dass er doch nach Aarau kommen würde, „falls man [ihn] für würdig hält, dabei betheilt zu werden“<sup>326</sup>. Obzwar er sowohl Meyer von Knonau als auch von Wyss für kompetenter hielt, über Waitz zu reden und er sich behutsam anbot, die Denkrede auf Ranke zu halten, wurde er mit der Aufgabe betraut, in Aarau die Gedächtnisrede auf seine beiden Lehrer und Vorbilder zu halten.

Die Rede Sterns, der „zu beider Füßen gesessen hat“<sup>327</sup>, ist dem Genre gemäß eine Laudatio. Dennoch beweist sie, dass er bei aller Verehrung die schwachen Seiten seiner Lehrer nicht verkannte. Er lässt Waitz' fehlenden Sinn „für eine[] ästhetische[] Formgebung“ anklingen und referiert die zeitgenössische Kritik, dass er „die Thatsachen nebeneinander anhäufe, aber nicht systematisch ordne“.<sup>328</sup> Auch Ranke wird vorsichtig, aber dennoch grundsätzlich kritisiert. Da der Altmeister mit Vorliebe offizielle Dokumente heranzog und seine Geschichtsdarstellungen in einem eng gefassten politischen Vokabular beschrieb, ging ihm der Blick „für die

---

<sup>324</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 30.5.1886, ebd., FA Meyer von Knonau, 34 ad. und Alfred Stern an Georg von Wyss, 30.5.1886, ebd., FA von Wyss, IX 339 40.

<sup>325</sup> Vgl. ebd.

<sup>326</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 30.5.1886, ebd., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

<sup>327</sup> Alfred Stern: *Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke und Georg Waitz*, in: Ders.: Reden, Vorträge und Abhandlungen, Stuttgart, Berlin 1914, S. 36-68, hier S. 37.

<sup>328</sup> Ebd., S. 56; 62.



gesellschaftlichen Kräfte des 19. Jahrhunderts“ verloren.<sup>329</sup> Rankes Denken unterschied nicht zwischen Staat und Gesellschaft. Stern formulierte diese Einsicht, als er davon sprach, dass „die großen Massenbewegungen, an und für sich dem Autor wenig kongenial, in Rankes Werken zurück[treten], da seine vorzüglichsten Gewährsmänner nicht gewohnt sind, in die Tiefen des Volkslebens einzudringen.“<sup>330</sup> Trotz der Erkenntnis, dass Ranke die „Beobachtung der Grossen [mehr Vergnügen machte] als [die] des Volkes“<sup>331</sup> – eine Erkenntnis, die er mit vielen Kollegen teilte – blieb Stern zeitlebens der Schule seiner Lehrer treu. Er folgte ihr in ihrer „einseitigen Einstellung auf die politischen Vorgänge und vor allem auf die internationale Verflechtung der Ereignisse“ und zog „[w]irtschaftliche und soziale Verhältnisse [...] zur Erklärung historischen Geschehens nur wenig heran[...].“<sup>332</sup> Rankes wohl kaum zu erreichende Forderung nach Objektivität dagegen, die er in dem Satz „Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen, um nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen“<sup>333</sup> formuliert hatte, bespricht er in positiven Tönen. „Nicht erkennen lassen, welches Glaubens, welcher Partei, welcher Nation man ist“, rief er in seiner Aarauer Rede anerkennend aus und fuhr fort: „Rankes Weise, der Muse Klio zu dienen, setzt sich kein anderes Ziel, als dasjenige, welches das bescheidenste und stolzeste zugleich ist: die Wahrheit zu ergründen und aufzuweisen ohne Rücksicht auf irgendwelche Wirkung.“<sup>334</sup> Auch später hob Stern die „kühle[] Objektivität“ Rankes hervor, die „der Absicht einer Wirkung auf die Gegenwart völlig entsagte.“<sup>335</sup> Waitz hatte ebenfalls im Sinne Rankes erklärt, dass die „historische Wissenschaft von den Stimmungen und Wünschen der Gegenwart unbeirrt“ bleiben müsse.<sup>336</sup>

<sup>329</sup> Georg G. Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, Wien, Köln, Weimar 1997, S. 116f.

<sup>330</sup> Alfred Stern: *Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke und Georg Waitz*, in: Ders.: *Reden, Vorträge und Abhandlungen*, Stuttgart, Berlin 1914, S. 36-68, hier S. 49.

<sup>331</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 16.12.1890, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-100.

<sup>332</sup> Hans Nabholz: *Alfred Stern*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 536, 29.3.1936, S. 1-2, hier S. 2.

<sup>333</sup> Zitiert nach Helmut Berding: *Leopold von Ranke*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 7-24, hier S. 13.

<sup>334</sup> Alfred Stern: *Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke und Georg Waitz*, in: Ders.: *Reden, Vorträge und Abhandlungen*, Stuttgart, Berlin 1914, S. 36-68, hier S. 50f.

<sup>335</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Fünfter Band (Zweite Abteilung, Zweiter Band)*, Stuttgart und Berlin 1924, S. 41.

Neuere Forschung deutet darauf hin, dass das objektivistische Ideal Rankes bereits in seiner eigenen Geschichtsschreibung hinter seinem politischen Standpunkt zurücktreten musste (Vgl. Philipp Müller: *Erkenntnis und Erzählung. Ästhetische Geschichtsdeutung in der Historiographie von Ranke, Burckhardt und Taine*, Köln, Weimar, Wien 2008, S. 124ff., S. 140ff. (= Beiträge zur Geschichtskultur, Band 33).

<sup>336</sup> Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992, S. 91.

Man kann Sterns Hervorhebung des Objektivitätsanspruchs sowohl als Unterstreichung des eigenen Wissenschaftsideals lesen als auch als indirekte Kritik an Rankes Nachfolger, dem lautstarken „Stichwortgeber des Antisemitismus“<sup>337</sup>, chauvinistischen Preußenverehrer und glänzenden Polemiker Heinrich von Treitschke. Der führende konservative Historiker, 1874 als Nachfolger Rankes an die Berliner Universität berufen, belächelte die methodengenaue historische Quellenkritik, lehnte die Forderung nach wissenschaftlicher Objektivität ab und hatte seine geschichtswissenschaftliche Arbeit ganz in den Dienst der preußischen Politik gestellt. Treitschke machte die Geschichtswissenschaft „zur Dienerin von nationalistischer oder imperialistischer Politik“<sup>338</sup> und erzielte mit seinen Vorlesungen, in denen er „im Gewande historischer Argumentation nationalistische, antidemokratische und bereits antisemitische Ideologien transportierte und verstärkte“, eine enorme Breitenwirkung, nicht zuletzt auf „die kommenden Eliten des wilhelminischen Deutschlands“<sup>339</sup>. Seine beachtliche Wirkung kann damit veranschaulicht werden, dass es Studenten gab, die ihre Studienzeit in zwei Abschnitte einteilten: „vor und nach Treitschke“.<sup>340</sup> Angeblich gehörte Kaiser Wilhelm II. „zu seinen eifrigsten Lesern, und aus vielen seiner Marginalien gegen England sprach Treitschke.“<sup>341</sup> Tirpitz ließ sich von ihm beraten und alle „späteren Führer des Alldeutschen Verbandes hatten bei Treitschke gehört“.<sup>342</sup> Aus Schweizer Perspektive, die Stern bei seiner Rede ja bereits 13 Jahre teilte, „bespöttelte Jacob Burckhardt diese enge Verzahnung von Geschichtsschreibung und nationalen Interessen [...], indem er direkt nach dem Ende der Reichseinigungskriege prognostizierte, man werde nur einige Jahre warten müssen, „bis die ganze Weltgeschichte von Adam an siegesdeutsch angestrichen und auf 1870/71 orientiert sein wird.“<sup>343</sup> Der Straßburger Geschichtsprofessor Hermann Baumgarten, auch ein Schüler Gervinus’ und ein guter Freund Sterns, schätzte vor allem Treitschkes Einwirkung auf den wissenschaftlichen Nachwuchs als gefährlich ein:

---

<sup>337</sup> Christian Graf von Krockow: *Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Biographie einer Epoche*, Berlin 2002, S. 76.

<sup>338</sup> Hans Nabholz: *Alfred Stern*, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 536, 29.3.1936, S. 1-2, hier S. 2.

<sup>339</sup> Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992, S. 92.

<sup>340</sup> Georg von Below: *Georg von Below*, in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1925, S. 1-49, hier S. 12. Weitere Belege für Treitschkes Breitenwirkung in Peter Winzen: *Treitschke's Influence on the Rise of Imperialist and Anti-British Nationalism in Germany*, in: Paul Kennedy (Hrsg.): *Nationalist and racialist Movements in Britain and Germany before 1914*, Oxford 1981, S. 154-170.

<sup>341</sup> Michael Stürmer: *Das ruhelose Reich. Deutschland 1866-1919*, Berlin 1998, S. 291.

<sup>342</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 283.

<sup>343</sup> Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992, S. 86f.

*Ich glaube, unseren Universitäten, unserer ganzen Bildung könnte gar nichts schlimmeres begegnen, als wenn sich diese Manier, die studierende Jugend in die Parteikämpfe des Tages zu ziehen, verallgemeinerte.*<sup>344</sup>

Doch auch im Ausland, vor allem in Großbritannien, wurde der Berliner Historiker wahrgenommen. Der britische Politiker und spätere Außenminister Austen Chamberlain (1863-1937), Halbbruder des späteren Premierministers Neville Chamberlain (1869-1940), verbrachte vor der Jahrhundertwende ein Jahr in Berlin, wo er „das zweifelhafteste Vergnügen [hatte], die anglophoben Ergüsse Treitschkes zu beobachten“<sup>345</sup>. So lernte Chamberlain den „engstirnigen, stolzen und intoleranten preußischen Chauvinismus“<sup>346</sup> in der Gestalt Treitschkes kennen, der „das Blaue vom Himmel herabfluchte über das treulose Albion“<sup>347</sup>. In Großbritannien wirkte noch im Ersten Weltkrieg das nationalistische Evangelium des bereits 1896 verstorbenen Historikers nach, der „England als Angriffsobjekt bezeichnet und den Hass auf England eingeträufelt hatte“.<sup>348</sup> So wurde ihm die fragwürdige Ehre zuteil, dass ihm nicht nur in einer Schrift der Universität Oxford zu den Gründen der britischen Teilnahme am Ersten Weltkrieg ein eigenes Kapitel gewidmet wurde<sup>349</sup>, sondern auch, dass er in Großbritannien für die Karikatur des typisch deutschen „Professor of Kultur“ mit einer Schrift „How to hate“ in der Hand Model stand<sup>350</sup>.

Treitschke hatte 1879 mit seinem Aufsatz *Unsere Aussichten*<sup>351</sup> den Berliner Antisemitismustreit angefangen und die postemanzipatorische Bewegung des neuen Antisemitismus im Bürgertum stubenrein gemacht. Die Frage nach der Gleichstellung

---

<sup>344</sup> Hermann Baumgarten: *Treitschke's Deutsche Geschichte*, Straßburg 1883, S. 59.

<sup>345</sup> P. M. Kennedy: *Idealists and Realists: British Views on Germany 1864-1939*, in: Transactions of the Royal Historical Society, Fifth Series, Volume 25, London 1975, S. 137-156, hier S. 146 („[...] had the dubious pleasure of observing Treitschke's Anglophobic outpourings at Berlin University.“).

<sup>346</sup> [http://en.wikipedia.org/wiki/Austen\\_Chamberlain](http://en.wikipedia.org/wiki/Austen_Chamberlain), 28.12.2007 („[...] a narrow-minded, proud, intolerant Prussian chauvinism [...]“).

<sup>347</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 283.

<sup>348</sup> *Why We Are At War: Great Britain's Case* (Oxford 1914), zitiert nach The New York Times: *Oxford Historians Defend England*, 14.10.1914 („Treitschke designated England as the object of attack, and began to instill hatred of England [...]“).

<sup>349</sup> Das 6. Kapitel in *Why We Are At War: Great Britain's Case* bespricht „The New German Theory Of The State“ und geht auf Treitschkes Lehre und ihre Konsequenzen ein.

<sup>350</sup> Eine solche Karikatur aus der Zeitung *South Wales Echo* ist wiedergegeben in: Michael Jürgs: *Der kleine Frieden im Großen Krieg. Westfront 1914: Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten*, München 2003, S. 235.

<sup>351</sup> Vgl. Heinrich von Treitschke: *Unsere Aussichten*, in: Preußische Jahrbücher, XLIV, 1879, S. 559-576.

der Juden wurde „zum Prüfstein der Unterscheidung zwischen Konservativen und äußersten rechten Nationalliberalen einerseits, auf den Grundgedanken der *liberté* und *égalité* [...] verpflichteten emanzipatorisch gesinnten entschiedenen Liberalen andererseits.“<sup>352</sup> Treitschke stand damit als Leitfigur in einem Lager, das sich von den frühen Leitgedanken des Liberalismus meilenweit entfernt hatte. Mit dieser Haltung und seinem antisemitischen Furor kann erklärt werden, dass er, als einer der wichtigsten und tonangebenden Historiker im Deutschland des 19. Jahrhunderts, in Sterns Autobiographie nur einmal – aber auch nur en passant – genannt wird, und da im Zusammenhang mit einem seiner frühen Aufsätze. Stern erwähnt also bezeichnender Weise den frühen Treitschke, der in den späten 50- und 60-er Jahren mit „großen, literarisch bedeutenden Essays“, die oftmals eine Kritik preußischer Verhältnisse enthielten, an die Öffentlichkeit getreten war, und nicht den späten „Herold der Machtpolitik“<sup>353</sup>, dessen politisierende Geschichtsschreibung zum „Vehikel einer überspitzten nationalistischen und zunehmend autoritären politischen Einstellung“ geworden war.<sup>354</sup> Das Abstandhalten von Treitschke sollte nicht weiter verwundern, da Stern methodologisch, ideologisch und politisch weit entfernt von ihm stand. Treitschkes prominentester Gegner dagegen, Theodor Mommsen, der dem „Vater des modernen Antisemitismus“ das „zweifelhafte[] Verdienst“ zuschrieb, für das „recht verschwommene Ideal der Jungfrau Germania [...] die ideale Pickelhaube in Kurs gebracht“<sup>355</sup> zu haben, wird erwähnt. Zusammen mit Mommsen werden zwei andere Widersacher Treitschkes, der Waitzschüler und Mediävist Harry Bresslau (1848-1926) und der Publizist Heinrich Bernhard Oppenheim (1819-1880), die sich gleichfalls im Berliner Antisemitismustreit öffentlich gegen Treitschke ausgesprochen hatten, angesprochen. Ebenso wird Hermann Baumgarten genannt, der sich mit Treitschkes einseitiger Geschichtsdarstellung in einer heftigen Kontroverse kritisch auseinandergesetzt hatte. Durch die Übergehung Treitschkes bei gleichzeitiger Erwähnung seiner Gegner unterstreicht Stern den Abstand, den er zu Treitschke einnehmen möchte. Dabei handelt es sich kaum um Zufälligkeiten, denn wie weiter

---

<sup>352</sup> Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 385.

<sup>353</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 187.

<sup>354</sup> Georg Iggers: *Heinrich von Treitschke*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 174-188, hier S. 175.

<sup>355</sup> Paul Wentzcke: *Über Treitschkes Deutsche Geschichte – Urteile von Freunden und Fachgenossen*, in: *Archiv für Politik und Geschichte*, 1924, S. 252-279, hier S. 278f.

unten noch gezeigt werden wird (s. Kap. VII.), wendet er diese Methode zur Unterstreichung seiner Position auch in einem anderen Zusammenhang an.

In Göttingen stand Stern nun vor der Frage, ob er seine Studien mit einem Doktorgrad an der juristischen oder der philosophischen Fakultät abschließen sollte. Er entschied sich für die Geschichtswissenschaft, die zu diesem Zeitpunkt „eine, wenn nicht die geistig führende Macht“<sup>356</sup> darstellte. Als Leitwissenschaft legitimierte sie „Ziele[] oder Zustände[]“, sie lieferte die Argumente in politischen Auseinandersetzungen, „von ihr erwartet[e] man eine Lösung“.<sup>357</sup> Stern wählte mithin eine attraktive Wissenschaft, die sich, wie die stetig steigende Zahl der Ordinarien belegt, in einem rasanten institutionellen Ausbau befand.<sup>358</sup> Sie stand mit einer Vielzahl bedeutender Gelehrter auf der Höhe ihrer Macht und war von „allgemeiner, kulturell-intellektueller wie verfassungs-, national- und konfessionspolitischer Bedeutung“.<sup>359</sup> Die Historie genoss in allen gesellschaftlichen Bereichen einen hohen Stellenwert, sie durchsäuerte im Historismus mit dem Postulat der Geschichtlichkeit allen Seins sowohl Kunst und Literatur als auch Religion und Politik.

In seiner historischen Dissertation vertiefte sich Stern in den großen Deutschen Bauernkrieg von 1525 und das Rätsel der Entstehung und Verfasserschaft der *Zwölf Artikel*.<sup>360</sup> Im Gegensatz zu versierten Historikern, zum Beispiel Carl Adolf Cornelius (1819-1903) und dessen Schüler Franz Ludwig Baumann (1846-1915), versetzte er den örtlichen Ursprung der *Zwölf Artikel* nach gründlicher Prüfung seiner These in den Waitz'schen Übungen in die südlichen Ausläufer des Schwarzwaldes und stellte als einen ihrer Autoren Balthasar Hubmaier (1485-1528)<sup>361</sup> fest. Dass die Ansichten, die er in seinem Erstlingswerk vertrat, im Laufe der Zeit „sogar in einem Umfang, den [er] selbst nicht mehr annehmen wollte, immer häufiger verfochten [wurde[n]]“ und die Cornelius-Baumann'sche Theorie zurückgedrängt wurde, vermerkt er nicht ohne Stolz in seiner Biographie (S. 10). Genugtuung bereitete ihm auch, dass aus der sachlichen

---

<sup>356</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 516.

<sup>357</sup> Ebd., S. 720.

<sup>358</sup> Vgl. die Zahlenangaben bei Wolfgang Weber: *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt am Main 1984, S. 47; 55 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Band 216).

<sup>359</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 516.

<sup>360</sup> Vgl. Alfred Stern: *Über die zwölf Artikel der Bauern und einige andere Aktenstücke aus der Bewegung von 1525. Ein Beitrag zur Geschichte des großen Deutschen Bauernkrieges*, Leipzig 1868.

<sup>361</sup> Stern verfasste den ADB-Artikel über Hubmaier, vgl. Alfred Stern: *Hubmaier*, in: ADB, Bd. XIII, Leipzig 1875-1912, S. 264-267.

Gegnerschaft zu Cornelius und Baumann keine Spannung, sondern ein gutes Verhältnis entstand (S. 9).

In der Wahl des Gegenstandes seines ersten Werkes lässt sich bereits ein Motiv feststellen, das ihn immer wieder beschäftigen wird. Die süddeutschen Bauern, die im Allgemeinen ihren Grundherren hörig und mit Abgaben und Fronen unverhältnismäßig hoch belastet waren, hatten schon mehrmals versucht, ihren Ansprüchen durch Gewalt Nachdruck zu verleihen. 1525 kam es als Kulminationspunkt zu einem gewaltigen Aufbruch, der sich über weite Teile Süd- und Mitteldeutschlands, der Alpenländer und Rheinlande verbreitete. Drei oberschwäbische Bauernheere versammelten sich im März 1525 in Memmingen zu einem Bauernparlament und legten dort in zwölf Artikeln ihre Forderungen nach sozialen, wirtschaftlichen und politischen Reformen nieder. In den *Zwölf Artikeln* wurden Forderungen gestellt, die in prägnanter Form zum Beispiel die Abschaffung der Leibeigenschaft, die Reduzierung der Frondienste und das Nutzungsrecht für die Gemeindewälder und Gemarkungen verlangten. Sie fanden schnell Verbreitung, da sie, neben der *Bundesordnung*, als einzige der zahlreichen Programmerkklärungen in einer für damalige Verhältnisse überaus hohen Auflagenstärke gedruckt wurden: in nur zwei Monaten erschienen 25000 Exemplare.<sup>362</sup> Auch wenn sich Sterns Dissertation in der Hauptsache mit „der Geschichte eines Aktenstückes“<sup>363</sup>, nämlich dem Ursprung und der Verfasserschaft der *Zwölf Artikel*, und nicht mit dem Deutschen Bauernkrieg an sich befasst, bewegt sie sich doch im Umfeld eines revolutionären Versuches der Herrschafts- bzw. Gesellschaftsneuordnung mit dem Ziel der Abschaffung von Unrecht und Unterdrückung. Diesem Leitbild wird man in Sterns Verfasserschaft noch öfter begegnen.

Nachdem Stern am 10. August 1868 in Göttingen feierlich promoviert worden war, ermöglichte ihm die finanzielle Unterstützung des Vaters, ein Semester in Berlin zu studieren. Den Aufenthalt in der Großstadt benutzte er neben seinen Studien zur Erweiterung seiner Bildung: Er besuchte die Museen und Bibliotheken der Stadt und erging zu Theateraufführungen und Konzerten. Die Auswüchse des industriellen Zeitalters betrachtete er beim Besuch der Borsig'schen Maschinenfabrik, der damals größten Lokomotivfabrik Europas. An der Universität lernte er die Historiker Theodor

---

<sup>362</sup> Vgl. Carl-Josef Virnich: *Der „Deutsche Bauernkrieg“ – Einführung*, in: [http://www.historicum.net/no\\_cache/persistent/artikel/737/](http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/737/), 15.2.2008, vgl. auch <http://www.s-line.de/homepages/m-ebener/Bauernkrieg.html>, 15.2.2008.

<sup>363</sup> Alfred Stern: *Über die zwölf Artikel der Bauern und einige andere Aktenstücke aus der Bewegung von 1525. Ein Beitrag zur Geschichte des großen Deutschen Bauernkrieges*, Leipzig 1868, S. V.

Mommsen, Johann Gustav Droysen und Philipp Jaffé (1819-1870) kennen, und eben auch Ranke, zu dessen offenen Dienstagabenden er eingeladen wurde. Dort traf sich um den Altmeister und seine „gelähmte, auf dem Sofa liegende Frau ein Kreis von Gelehrten, Diplomaten, Offizieren, Künstlern und Künstlerinnen“ (S. 11).

Doch Stern pflegte in Berlin, wie er ausdrücklich erwähnt (S. 11f.), auch mit anderen Zirkeln Umgang. Von Max Hirsch (1832-1905) geführt besuchte er beispielsweise eine Arbeiterversammlung. Vor allem jedoch verkehrte er in seiner Berliner Zeit im Umkreis der im Juni 1861 gegründeten Deutschen Fortschrittspartei (DFP), die im selben Jahr „auf Antrieb zur stärksten Partei“ des preußischen Landtages wurde und damit die „schwarzen Befürchtungen“ der Ultras bestätigte<sup>364</sup>. Dort kam er mit den Vertretern des liberal-fortschrittlich gesinnten linken Flügels dieser Partei zusammen: Johann Jacoby (1805-1877), der als radikaler Demokrat der Bismarck'schen Politik kritisch gegenüberstand, Hermann Schulze-Delitzsch (1808-1883), Genossenschaftsgründer und als linksbürgerlicher Reformpolitiker ein „anerkannte[r] Protagonist einer liberalen Arbeiterpolitik“<sup>365</sup>, Max Hirsch und Franz Duncker (1822-1888), die Gründer der nach ihnen benannten Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaftsvereine, die vom liberalen Standpunkt her gewerkschaftlichen Bestrebungen sozialistischer Färbung „den Wind aus den Segeln nehmen“ (S. 11) sollten<sup>366</sup>, finden alle ausdrückliche Erwähnung. Der Streit um Bismarcks Indemnitätsvorlage ließ bei den Liberalen „doktrinäre Grundsatztreue und pragmatische Realpolitik“<sup>367</sup> aufeinander prallen und führte im Herbst 1866 zur Abspaltung des rechten Flügels der DFP. Als neue Fraktion des deutschen Liberalismus bildeten die Dissidenten die Nationalliberale Partei<sup>368</sup>, die ein Jahrzehnt später allerdings einen von Stern nicht gebilligten Rechtsruck vornahm. Dieser Partei gehörte übrigens auch Treitschke bis 1879 an, bevor er sich, wie viele Angehörige der tonangebenden Bildungsschichten des Kaiserreiches, dem Konservatismus zuwandte. Einigen Abgeordneten dieser Partei begegnete Stern im familiären Umfeld des liberalen

---

<sup>364</sup> Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914*, München 1995, S. 258.

<sup>365</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 737.

<sup>366</sup> Die Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaftsvereine hatten als kleinste deutsche Gewerkschaft zeitweise über 200000 Mitglieder und wurden im Mai 1933 von den Nationalsozialisten zerschlagen (vgl. <http://www.dhm.de/lemo/html/weimar/innenpolitik/hirsch-duncker/index.html>, 28.11.2006).

<sup>367</sup> Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914*, München 1995, S. 299.

<sup>368</sup> Vgl. ebd., S. 339f.

Publizisten Heinrich Bernhard Oppenheim in Berlin. Weiterhin lernte er mit Aaron Bernstein (1812-1884) einen liberalen, demokratisch gesinnten Politik- und Wissenschaftsjournalisten kennen, den seine vielseitigen Interessen in die verschiedensten Fachbereiche – Politik, Literatur, Geschichte, Photographie, Telegraphie, Meteorologie und schließlich zur Entwicklung eines patentierten Münzprüfers – führten<sup>369</sup>.

Ein paar Jahre später, als Stern im Karlsruher Landesarchiv arbeitete, freundete er sich dort mit dem Historiker Hermann Baumgarten an, der als Student im Vormärz politisch tätig gewesen und in Halle wegen „politischer Umtriebe“ in „böse Verwicklungen“ gekommen war<sup>370</sup>. Später hatte er mit Gervinus zusammengearbeitet.<sup>371</sup> 1866 war er mit der Schrift *Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik* an die Öffentlichkeit getreten, in der das Scheitern der Strategie des Liberalismus, durch Freiheit zur nationalen Einheit zu gelangen, festgehalten wird. Der deutschen Einheit räumte er darum Priorität ein, weil sie auch für die Freiheit notwendig sei. Dabei trat Baumgarten für eine realpolitische Ausrichtung des Liberalismus ein. Die Liberalen sollten nicht im oppositionellen Abseits unwirksam stehen, sondern an der Ausarbeitung der Politik aktiv teilnehmen und so allmählich zur Regierungsfähigkeit heranwachsen.<sup>372</sup> Trotz seiner Empfehlung an die Liberalen, mit Bismarck zusammenzuarbeiten, blieb Baumgarten einer der schärfsten Kritiker des Eisernen Kanzlers und stand seiner Politik missbilligend und ablehnend gegenüber.<sup>373</sup>

Stern war im väterlichen Haus in einem „Milieu freiheitlichen Denkens“<sup>374</sup> aufgewachsen, hatte dort demokratisch gesinnte Männer des Frankfurter Parlaments kennen gelernt und war so frühzeitig mit einer freiheitsliebenden, liberalen Gedankenwelt vertraut geworden. Verständlich ist es daher vielleicht, dass er als Erwachsener der Politik des stockkonservativen Antidemokraten Bismarck und später der des selbstherrlichen Wilhelm II. ablehnend gegenüber stand. Während der Bulgarien-Krise 1885/86 registrierte er aus der Schweiz mit Genugtuung, „dass sich in

---

<sup>369</sup> Vgl. Andreas Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848-1914*, München 2002, S. 419; 475.

<sup>370</sup> Wilhelm Wiegand: *Baumgarten*, in: ADB, Bd. LV, Leipzig 1875-1912, S. 437-451, hier S. 438.

<sup>371</sup> Vgl. Ernst Schulin: *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geisteswissenschaft und kritischem Denken*, Göttingen 1979, S. 85.

<sup>372</sup> Vgl. Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 799.

<sup>373</sup> Vgl. Wilhelm Wiegand: *Baumgarten*, in: ADB, Bd. LV, Leipzig 1875-1912, S. 437-451.

<sup>374</sup> Paul Guggenheim: *Alfred Stern*, in: Jüdische Presszentrale, Nr. 887, 3.4.1936, S. 3.



Deutschland einmal wieder öffentliche Meinung nicht nur nicht auf, sondern selbst gegen Kommando von oben geregt hat<sup>375</sup>, 1892 schrieb er nach Göttingen, wo er erfreut „Freisinn“ verzeichnet hatte: „Allmählich wird Deutschland den lange gewöhnten Glauben an höchste Unfehlbarkeit abschütteln & wieder selbst denken lernen.“<sup>376</sup> Nach dem Sturz Bismarcks, dessen Verhalten in Friedrichsruh er mit dem „viel würdigeren [Napoleons] auf Helena“ verglich<sup>377</sup>, bemerkte er in einem Brief an Baumgarten: „Neuerdings indessen giebt’s in Deutschland ein solches Durcheinander, dass die Zahmsten wild werden. Für die Erweckung des lange verlernten Selbst-Denkens und Zerstörung des blinden Autoritäts-Glaubens, den wir Bismarcks langer Obmacht verdanken, ist das jedenfalls gut.“<sup>378</sup> Der politischen Unruhe, die durch das Machtvakuum nach der Entlassung des autokratischen Kanzlers entstanden war, gewann er positive Seiten ab, weil „jetzt doch, da eine andere für unfehlbar gehaltene Autorität an der Spitze fehlt, tausende anfangen selbst wieder zu denken.“<sup>379</sup>

Man geht also nicht fehl in der Annahme, dass Stern in diesen Abschnitten seiner Autobiographie seinen politischen Standpunkt skizziert. Hatte er sich unter Berufung auf Gervinus in eine ideologische Opposition zur Hauptströmung seiner Zunft gestellt, sich mit dem Hinweis auf Ranke und Waitz methodologisch und wissenschaftlich in eine akzeptierte, zum Zeitpunkt der autobiographischen Niederschrift aber als veraltet aufgefasste Tradition verortet, begibt er sich politisch in ein – nach heutigen Maßstäben – moderat links gelegenes, demokratisch-liberales Lager. Dort verfocht man in Opposition zu Bismarcks Politik und preußischen Verfassungsbrüchen die Rechtsstaatlichkeit. Stern zog später in die Schweiz, in ein Land, wo 1848 mit dem schweizerischen Bundesstaat eine liberale Republik entstanden war, während „in ganz Europa die Revolutionen niedergeschlagen wurden“<sup>380</sup>. Demokratie und Rechtsstaatlichkeit konnten dort früher Fuß fassen als in den anderen Ländern Europas, wo nur Monarchien herrschten. Als er im Verlaufe seiner Autobiographie auf seine Berufung nach Bern zu sprechen kommt, formuliert er seinen

---

<sup>375</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 10.10.1886, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-65 (Unterstreichungen im Original).

<sup>376</sup> Alfred Stern an Friedrich Merkel, 28.1.1892, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 58.

<sup>377</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 25.7.1892, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-110.

<sup>378</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 9.3.1892, ebd., N 2013/23-106.

<sup>379</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 25.7.1892, ebd., N 2013/23-110.

<sup>380</sup> Jakob Tanner: *Epilog: Die Schweiz liegt in Europa*, in: Manfred Hettling, Mario König, Martin Schaffner, Andreas Suter, ders. (Hrsg.): *Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen*, Frankfurt am Main 1998, S. 291-313, hier S. 295.

Standpunkt explizit, indem er sagt: Die „demokratischen Institutionen [der Schweiz (NSch)] entsprachen meinen politischen Gesinnungen“ (S. 18).

## VI. Von Dr. Stern ganz absehen

### Der Ruf nach Bern und die Berufungspraxis

Sterns politische Gesinnung trug nicht nur dazu bei, dass er sich später „in der demokratischen Schweiz rasch zurecht[ fand]“<sup>381</sup>, sie spielte auch bei seiner Berufung nach Bern im Jahre 1873 keine unwesentliche Rolle. Neun Bewerber – unter ihnen zwei gute Freunde Sterns, nämlich der Göttinger Privatdozent Ernst Ludwig Steindorff (1839-1895) und Abraham Geigers Sohn, der Berliner Privatdozent Ludwig Geiger (1848-1919) – hatten sich um die Stelle in Bern beworben, nur zwei wurden von der Fachkommission der Philosophischen Fakultät in die engere Auswahl genommen: Stern und der Heidelberger Privatdozent Otto Waltz (Lebensdaten unbekannt). In der Sitzung vom 17. Juni führte Professor Basilius Hidber (1817-1901) an, dass Stern „bei unbestreitbar gleicher wissenschaftlicher Berechtigung [...] darum den Vorzug [verdiene], weil er republikanisch gesinnt sei und deshalb für unsere Verhältnisse und Institutionen das nöthige und wünschbare Verständnis von vorneherein mit sich bringe.“<sup>382</sup> Dagegen wollte Sterns Vorgänger, Eduard Winkelmann (1838-1896), „gestützt auf nachträglich eingelaufene Nachrichten, von Dr. Stern ganz absehen“ und „einzig und ausschließlich den Dr. Walz [sic<sup>383</sup>] zur Wahl empfehlen.“<sup>384</sup> Welcher Art diese Nachrichten waren, die Winkelmann zu dem drastischen Vorschlag genötigt hatten, Stern bei der Neubesetzung der Stelle nicht nur zurückzustellen, sondern ganz außer Acht zu lassen, geht aus den Akten nicht hervor. In der folgenden Abstimmung sprachen sich neun Kommissionsmitglieder für Waltz, drei für Stern aus.<sup>385</sup> Zu der von Winkelmann vorgeschlagenen Streichung Sterns kam es dadurch zwar nicht, aber er wurde nun auf den Platz hinter Waltz eingestuft.

In der an die Erziehungsdirektion des Kanton Bern gerichteten Zusammenfassung der Diskussion wurden diese Momente erneut ausgeführt: Waltz und Stern seien „sowohl hinsichtlich der anerkannten Tüchtigkeit des Vortrags, sowie auch mit Bezug auf ihre wissenschaftliche und persönliche Tüchtigkeit als vollkommen gleichberechtigte Bewerber in die erste Linie gestellt und allen anderen Concurrenten vorangesetzt theils aus wissenschaftl[ichen], theils aus anderen bei Besetzung dieser

---

<sup>381</sup> Hans Nabholz: *Alfred Stern*, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 536, 29.3.1936, S. 1-2, hier S. 2.

<sup>382</sup> Staatsarchiv Bern: BB 05.10.1701, Protokollbuch der Philosophischen Fakultät Bern, Sitzung vom 17.7.1873.

<sup>383</sup> In den Berner Dokumenten wird der Name des Heidelberger Privatdozenten „Walz“ geschrieben.

<sup>384</sup> Ebd.

<sup>385</sup> Vgl. ebd.

Stelle entscheidend in's Gewicht fallenden Gründen.“<sup>386</sup> Für Stern spreche, dass „dieser der liberalen Richtung entschieden angehöre, für schweizerische Verhältnisse u[nd] Institutionen ein richtiges Verständnis besitze; überhaupt unser schweizerisches Vaterland liebe, was er zu einer Zeit, wo dies zu thun einigen Muth erforderte, in seinen Schriften bewiesen habe“<sup>387</sup>.

Mit der letzten Bemerkung wird wahrscheinlich auf Sterns Artikel *Das Völkerrecht und der Krieg* Bezug genommen, der im März 1871 in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* erschienen war.<sup>388</sup> Diese sehr einflussreiche Tageszeitung aus dem Cotta'schen Verlag wurde damals auch im Ausland viel gelesen.<sup>389</sup> In diesem Artikel, den er unter dem Eindruck seiner Erlebnisse im deutsch-französischen Krieg geschrieben hatte, diskutierte er, inwieweit das Völkerrecht den „Krieg mit seinem Schrecken [...] so unschädlich als möglich [...] machen“<sup>390</sup> könne. Im Verlauf seiner Ausführungen nahm er die Schweiz „gegenüber den lebhaften und oft recht unwürdigen Angriffen, die [dieser Staat] namentlich von süddeutschen Blättern erfahren hat“<sup>391</sup>, in Schutz. In wieweil politisch unmaßgeblichen, so doch immerhin auflagenhohen Flugblättern wurden, genauso wie in einigen badischen Zeitungen, territoriale Ansprüche auf die deutschsprachige Schweiz unverblümt ausgesprochen<sup>392</sup>. Auch die in Süddeutschland besonders „lautstark und populär“<sup>393</sup> vertretene Forderung nach der Annexion Elsass-Lothringens schürte dort die Angst vor Einverleibungsabsichten der neuen aufstrebenden Großmacht auf der anderen Seite des Rheins. Schließlich waren seit den Streitigkeiten um Neuenburg, bei denen Preußen der Eidgenossenschaft mit Krieg gedroht hatte, gerade erst 15 Jahre vergangen. Stern bescheinigte der Schweiz in seinem Artikel, sich während des deutsch-französischen Krieges „die Neutralität untadelhaft bewahrt“ zu haben, zeigte Verständnis für die Schweizer Situation und

---

<sup>386</sup> Staatsarchiv Bern: BB III b 622, Die philosophische Fakultät der Universität zu Bern an die Erziehungs-Direktion des Kantons Bern in Bern, 21.7.1873.

<sup>387</sup> Ebd.

<sup>388</sup> Vgl. Alfred Stern: *Das Völkerrecht und der Krieg*, in: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 65, 67, 68, 70, Augsburg 1871.

<sup>389</sup> Vgl. Ludwig Bamberg: *Erinnerungen*, Berlin 1899, S. 401.

<sup>390</sup> Alfred Stern: *Das Völkerrecht und der Krieg*, in: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 65, Augsburg 1871, S. 1093.

<sup>391</sup> Ebd., Nr. 70, S. 1195.

<sup>392</sup> Vgl. Klaus Urner: *Die Deutschen in der Schweiz*, Frauenfeld und Stuttgart 1976, S. 60ff.

<sup>393</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866-1918. Band II. Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, S. 71.

erinnerte seine Landsleute daran, was die Schweizer Nachbarn auch für verwundete deutsche Soldaten geleistet hatten.<sup>394</sup>

Welche Einwände Winkelmann gegen Stern ins Feld geführt hatte, geht auch aus dem Brief an die Erziehungsdirektion nicht hervor. Dort heißt es lediglich, dass er „einige Momente bei[brachte], welche wissenschaftlich zu Gunsten des Herrn Dr. Walz zu sprechen schienen“.<sup>395</sup> Die Fakultät, „für die ja zunächst die wissenschaftliche Tüchtigkeit entscheiden muss“<sup>396</sup>, schlug also Waltz für die Neubesetzung der Stelle vor und stellte Stern auf den zweiten Platz.

In nächster Instanz prüfte der Erziehungsdirektor den Vorschlag der Fakultät und sah sich unter Rücksichtnahme auf die besonderen Bedürfnisse der Hochschule und der Kantonsschule dazu veranlasst, Stern an erster, Waltz an zweiter Stelle vorzuschlagen.<sup>397</sup> Der Erziehungsdirektor hatte also die Reihenfolge des Vorschlages der Fakultät verändert und scheint auf Sterns politische Haltung und seine Liebe zur Schweiz mehr Wert gelegt zu haben als auf die angeblich wissenschaftlichen Argumente für Waltz. Die Regierung folgte dem Antrag des Erziehungsdirektors und ernannte Stern am 26. Juli zum außerordentlichen Professor der allgemeinen Geschichte mit einem Jahresgehalt von 2300 Franken und der Auflage, seine Stelle zum 1. Oktober 1873 anzutreten.<sup>398</sup>

Die Institution des Privatdozenten war an den protestantischen Universitäten Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Intention eingeführt worden, die wissenschaftliche Erneuerung dadurch zu fördern, dass aus der Masse der Privatdozenten, die auf wissenschaftlichem Feld in freier Konkurrenz miteinander standen, die besten und geeignetsten zur Professur rekrutiert werden konnten.<sup>399</sup> Es wäre naiv zu glauben, dass bei dem Wettstreit um relativ gut dotierte, prestigeträchtige professorale Stellungen immer nur mit redlichen Mitteln gekämpft wurde, oder dass im Anstellungsverfahren stets nur die fachlichen Kriterien eine Rolle spielten. Eine genauere Untersuchung der Hintergründe bei der Besetzung der Stelle in Bern gewährt

---

<sup>394</sup> Alfred Stern: *Das Völkerrecht und der Krieg*, in: Allgemeine Zeitung, Nr. 70, Augsburg 1871, S. 1195.

<sup>395</sup> Staatsarchiv Bern: BB III b 622, Die philosophische Fakultät der Universität zu Bern an die Erziehungsdirektion des Kantons Bern in Bern, 21.7.1873.

<sup>396</sup> Ebd.

<sup>397</sup> Vgl. ebd., Der Direktor der Erziehung an den Regierungsrath des Kantons Bern, 22.7.1873.

<sup>398</sup> Vgl. ebd., Aufschrift: *Im Namen des Regierungsrathes*, 26.7.1873.

<sup>399</sup> Vgl. Christophe Charle: *Grundlagen*, in: Walter Rüegg (Hrsg.): *Geschichte der Universität in Europa*. Band III. Vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg (1800-1945), München 2004, S. 43-82, hier S. 56.

denn auch nicht nur Einblicke in die frühesten Werke Sterns; sie gibt auch Aufschlüsse über die Praktiken und Machenschaften, die sich bei diesem und – wie man wohl vermuten kann – auch bei vielen anderen Berufungsverfahren hinter den Kulissen abspielten. Stern hüllt sich darüber in seiner Autobiographie in Schweigen, denn diese Methoden haben in einer Gelehrtenautobiographie streng genommen nichts zu suchen. Dass er aber zumindest in groben Zügen von den Vorgängen wusste, geht aus seinem Brief an Winkelmann hervor, der weiter unten angeführt werden wird.

Zur Erhellung dieser Angelegenheit ist an erster Stelle ein Brief Ludwig Geigers an Winkelmann zu erwähnen, mit dem sich Geiger des Wohlwollens und der Unterstützung Winkelmanns versichern wollte. Unter Berufung auf die Professoren Adolph Samuely (1834/43-1881) und Moritz Lazarus (1824-1903) bat Geiger Winkelmann, „womöglich auf die [Berner (NSch)] Fakultät zur Einziehung von Erkundigungen bei den Genannten zu veranlassen“.<sup>400</sup> Sodann fährt er fort:

*[Ich] freue mich, eine Gelegenheit zu haben, Ihnen meinen besten Glückwunsch zur Erreichung eines ausgedehnteren Wirkungskreises zu sagen. Ehe ich mich habilitierte, hatte ich eine kleine Arbeit über die Zeit Friedrich II, des Staufers, vorbereitet, die dann freilich nicht zur Ausführung gekommen ist, und hatte dabei Veranlassung auf Ihre schönen Arbeiten über diese Zeit näher einzugehen und Ihre scharfsinnigen Untersuchungen und vortrefflichen Darstellungen aus eigener Anschauung gründlich zu würdigen. Mir wäre es daher eine große Freude, wenn es mir durch Ihr Beihülften vergönnt würde, den von Ihnen innegehabten Lehrstuhl zu besteigen und zu versuchen, Ihrer Wirksamkeit für unsere gemeinsame Wissenschaft, die Geschichte, in gleichem Sinne nachzustreben.*<sup>401</sup>

In der Sitzung der philosophischen Fakultät der Berner Hochschule scheint Winkelmann tatsächlich Geigers Schriften als „gründlich“ und ihn selbst als guten Lehrer eingestuft zu haben.<sup>402</sup> Zu Geigers Ungunsten führte Winkelmann jedoch die geringe Erfahrung des Bewerbers an, da er „erst seit Ostern“<sup>403</sup> dozierte. Für seine

---

<sup>400</sup> Ludwig Geiger an Eduard Winkelmann, 15.6.1873, Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 1829.

<sup>401</sup> Ebd.

<sup>402</sup> Otto Waltz an Eduard Winkelmann, 13.7.1873, Beilage, ebd.

<sup>403</sup> Ebd.

Nachfolge kam Geiger daher, trotz seines schmeichelnden und unterwürfigen Schreibens und des Versprechens, im Sinne Winkelmanns weiter zu arbeiten, erst an vierter Stelle in Betracht.

Doch in der Korrespondenz Winkelmanns finden sich noch andere Briefe aus der Zeit der Berufungsverhandlungen im Sommer 1873, die erlauben, das versteckte Spiel genauer in Augenschein zu nehmen. Winkelmann stand im Frühsommer 1873 sowohl mit der Universität in Marburg als auch mit der in Heidelberg in Verhandlungen über die Besetzung eines ordentlichen Lehrstuhls. Im Mai erhielt er einen Brief von Waltz aus Heidelberg, in dem dieser ihm mitteilte, dass der Heidelberger Geschichtsprofessor Wilhelm Wattenbach (1819-1897), der einen Ruf nach Berlin erhalten hatte, „die feste Absicht hegt, Sie als seinen Nachfolger zu gewinnen.“<sup>404</sup> Waltz beglückwünschte Winkelmann zu diesem Erfolg und drückte seine Freude aus, ihn in „nicht allzu ferner Zeit in dem schönen Heidelberg [...] begrüßen zu können“<sup>405</sup>. Winkelmann und Waltz scheinen also einander bereits gekannt zu haben, bevor die Stelle in Bern ausgeschrieben wurde. Winkelmann hat dann wohl Waltz Anfang Juni darauf aufmerksam gemacht, dass an der Berner Hochschule ein Wechsel bevorstand. In seiner Antwort auf diesen Brief bedankt sich der Heidelberger Privatdozent überschwänglich für „[d]ie wohlwollende Gesinnung“ des Professors und erklärt, sich bewerben zu wollen.<sup>406</sup> Dabei stellt er seine Qualifikationen selbst in Frage:

*Ob meine Qualitäten ausreichen? Ich weiß gar wohl, daß von eigentlichen literarischen Leistungen bei mir nicht die Rede ist. Was nützen die umfaßendsten Vorstudien und archivalischen Erhebungen, solange sie nicht verwerthet sind? Seit meiner Habilitation sah ich mich in einer schwierigen Lage, neben einem glänzenden Lehrer wie Treitschke neuere Geschichte zu lesen. Daher konnte ich nicht den Rath befolgen, welchen mir einmal Sybel gab, die Vorlesungen nur so nebenher zu betreiben und alle Kraft auf die Schriftstellerei zu werfen.*<sup>407</sup>

---

<sup>404</sup> Otto Waltz an Eduard Winkelmann, 13.5.1873, ebd. (Unterstreichung im Original).

<sup>405</sup> Ebd.

<sup>406</sup> Otto Waltz an Eduard Winkelmann, 13.6.1873, ebd.

<sup>407</sup> Ebd.

Tatsächlich hatte Treitschke, der damals noch in Heidelberg lehrte, bemerkt, dass Waltz mit seinen Publikationen nicht recht vorankam. In einem Brief an Winkelmann versucht auch er, auf den Entscheidungsprozess in Bern Einfluss zu nehmen:

*[I]ch erfahre soeben, daß Dr. Waltz unter den für Ihren jetzigen Lehrstuhl in Aussicht genommenen Candidaten sich befindet, und obgleich ich noch niemals ungefragt ein Empfehlungsschreiben geschrieben habe, so wage ich doch diesmal eine Ausnahme zu machen. Ich halte W[altz] für einen der Allertüchtigsten unter der jüngsten Generation unserer Historiker und bedaure nur, daß seine Feder so langsam ist. Das Wenige was er geschrieben ist vortrefflich, durchaus selbständig geforscht und unabhängig im Urtheil[.]<sup>408</sup>*

Treitschkes ungefragtes Eintreten für Waltz war vehement. Er rühmt Waltz' Fleiß und seine Umsicht bei der Sichtung der Quellen, nimmt an, dass er der Wissenschaft neue und wertvolle Einsichten bieten wird und schildert ihn als sowohl liebenswürdige als auch tüchtige Persönlichkeit. „Alles in Allem meine ich“, schreibt er an seinen Kollegen in Bern, „daß Ihre Universität an ihm eine sehr gute Erwerbung machen würde.“<sup>409</sup>

Die Auffassung Treitschkes konnte Winkelmann nicht einfach abweisen, er konnte sich ihr gegenüber auch nicht einfach gleichgültig verhalten. Schließlich bewarb er sich in Heidelberg um eine Professur und würde nach seiner Anstellung dort Treitschkes Kollege werden. Nicht zuletzt war ihm wohl auch bewusst, dass Treitschke als Mitglied der Berufungskommission bei den Verhandlungen in Heidelberg ein Wort mitzureden hatte. In der Tat kommt der Heidelberger Professor in seinem Brief nach seiner Fürsprache für Waltz auf den freien Lehrstuhl in Heidelberg zu sprechen, dessen „Wiederbesetzung“, wie er schrieb, „nun endlich ernsthaft betrieben zu werden [scheint].“<sup>410</sup> Er konnte berichten, dass die Kommission Winkelmann an erster Stelle vorgeschlagen habe und ihm hervorragende Arbeitsbedingungen bieten könne. Der Brief schließt damit, dass Treitschke seiner Hoffnung Ausdruck verleiht, dass „Fakultät und Regierung bald Ihren Segen dazu geben werden, und dann werden wir bei Ihnen

---

<sup>408</sup> Heinrich von Treitschke an Eduard Winkelmann, 12.7.1873, ebd.

<sup>409</sup> Ebd.

<sup>410</sup> Ebd.



wohl keine Fehlbitte thun. [...] Es sollte mir eine große Freude sein, Sie schon im Herbst als College hier zu begrüßen.<sup>411</sup>

Dass Treitschke sich in den ersten Besprechungen der Heidelberger Kommission für ihn ausgesprochen hatte, wusste Winkelmann übrigens bereits aus einigen eilig hingeworfenen Zeilen, die Waltz am 14. Juni an ihn gerichtet hatte.<sup>412</sup> In seinem Brief an Winkelmann spricht Treitschke nun selbst eindeutig aus, dass er Winkelmanns Berufung nach Heidelberg befürwortet und unterstützt. Durch die Einleitung des Briefes, in der Treitschke unterstreicht, dass er mit seinem ungefragten Eintreten für Waltz erstmalig eine Ausnahme macht, wird betont, wie sehr ihm die Berufung Waltz' nach Bern am Herzen liegt. Auch wenn er nicht mit plumpen Bedingungen an Winkelmann herantritt und explizit sein Eintreten für Waltz fordert, stellt der Brief doch implizit eine Verbindung zwischen den beiden Berufungen her, indem dort die beiden Vorgänge nebeneinander gestellt werden. So blieb Winkelmann wohl nichts anderes übrig, als in Bern die Vorzüge des Heidelberger Bewerbers hervorzuheben und nach Schwachstellen bei Stern zu suchen. Dazu erhielt er Hilfe von Waltz selbst.

Bereits am 13. Juli, also noch bevor am 15. Juli die offizielle Liste der Bewerber der Berner Fakultät vorgelegt wurde, schrieb Waltz wieder an Winkelmann. Erstaunlich ist die Tatsache, dass Waltz bereits zu diesem Zeitpunkt über die informellen Gespräche der Berner Kommission auf dem Laufenden war und über die Einstellung der verschiedenen Kommissionsmitglieder zu den Bewerbern genauestens Bescheid wusste. Ihm lagen zwei Seiten mit Notizen vor, auf denen die Beurteilungen der Berner Professoren zu den Qualifikationen der Bewerber stichwortartig festgehalten waren. Vielleicht hatte er die Blätter von Winkelmann erhalten. Diese Vermutung wird von der Tatsache erhärtet, dass Waltz diese Papiere mit seinem Brief an Winkelmann zurückschickte. Jedenfalls nimmt er in seinem Schreiben mehrmals Formulierungen aus den Notizblättern auf.<sup>413</sup>

Die Selbstzweifel, die Waltz einen Monat vorher noch geplagt hatten, scheinen nun verflogen zu sein. In vier Punkten versucht er, seine Stellung Stern gegenüber zu behaupten. Er schreibt:

---

<sup>411</sup> Ebd.

<sup>412</sup> Vgl. Otto Waltz an Eduard Winkelmann, 14.6.1873, ebd.

<sup>413</sup> Vgl. die Beilage in: Otto Waltz an Eduard Winkelmann, 13.7.1873, ebd.

*Die Waagschale schwankt also zwischen A. Stern und mir? Darf ich in sie ein Gewichtchen zu meinen Gunsten werfen?*

*Ich anerkenne, daß Stern einige Arbeiten mehr geliefert, bestreite, daß er mehr wissenschaftl[iche] Resultate erzielt hat. Denn Sterns Hauptleistung über die 12 Artikel der Bauern muß von jedem Kenner als verfehlt bezeichnet werden. Das einzige Ergebnis, das er in dieser Schrift gewonnen zu haben glaubte, daß Hubmaier der Verfasser der 12 Artikel sei, ist von Baumann [...] gründlich widerlegt. Dagegen hilft kein Sträuben. [...]*

*Dann mußte Stern eine andere Arbeit in den Forschungen z[ur] deutschen Geschichte über die Frankfurter Artikel v[om] J[ahre]1525 in einem späteren Hefte derselben Zeitschrift als irrig wieder zurücknehmen.*

*Endlich hat Stern im Karlsruher Generallandesarchiv Aufzeichnungen eines Baslers Karthäusers aus den J[ahren] 1522-32 „aufgefunden“ und mit Vischer in den Basler Chroniken ediert, ohne zu wissen, daß die ganze Arbeit schon im J[ahre] 1846 von Jarke veröffentlicht worden!! [...]*

*Sie sehen, nur mit dem Zollstock gemessen ist Stern's literar[ische] Wirksamkeit gegen meine im Vorsprung.*

*Dann darf ich doch wohl geltend machen, daß ich schon länger und unter möglich schwierigeren Verhältnissen als Stern doziere, da ja in Heidelberg fast gar keine Fachleute sind, während Göttingen ihrer [im] Überfluß hat.<sup>414</sup>*

Sterns These vom Schwarzwälder Ursprung der *Zwölf Artikel* der Bauern und der Autorschaft Hubmaiers war natürlich keineswegs unumstritten und gewann, wie er in seiner Autobiographie schreibt (S. 10), erst im Laufe der Zeit an Boden. Stern diskutierte Baumanns Arbeit<sup>415</sup>, die übrigens von Waltz in Sybels *Historische Zeitschrift* rezensiert worden war, kurz vor der Berner Berufung in einem längeren Artikel in den *Forschungen zur Deutschen Geschichte*<sup>416</sup>. Dort verteidigte er seine eigene Beweisführung, ohne zu verhehlen, dass „[v]om Standpunkt [...] der Aesthetik

---

<sup>414</sup> Otto Waltz an Eduard Winkelmann, 13.7.1873, ebd. (Unterstreichungen im Original).

<sup>415</sup> Es handelt sich dabei um Franz Ludwig Baumann: *Die oberschwäbischen Bauern im März 1525 und die zwölf Artikel*, Kempten 1871.

<sup>416</sup> Vgl. Alfred Stern: *Die Streitfrage über den Ursprung des Artikelbriefs und der zwölf Artikel der Bauern*, in: *Forschungen zur Deutschen Geschichte*. Zwölfter Band. Auf Veranlassung und mit Unterstützung seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Academie der Wissenschaften, Göttingen 1872, S. 475-513.

aus [...] die Baumann'sche Lösung entschieden den Vorzug [verdient].<sup>417</sup> Während sich bei Baumann „die ganze Kette aufs schönste zusammen[schließt]“, zog Stern es mit seinem positivistischen Ausgangspunkt jedoch vor, „von dem Stoff, welchen die Quellen bieten, nichts zu ignorieren, [...] in ihnen nichts zu finden, was sie nicht auszudrücken wollen scheinen, und wäre es auf die Gefahr hin, eine unvollständige, nicht allen Anfragen der Wißbegier genügende Lösung der Aufgabe zu liefern.“<sup>418</sup> Die Frage nach der Herkunft der *Zwölf Artikel* sah auch er als noch nicht endgültig gelöst an und gestand, dass „Dunkelheiten, welche [er] nicht aufzuhellen vermag, [zurück]bleiben.“<sup>419</sup> Von einer gründlichen Widerlegung durch Baumann konnte indessen nicht die Rede sein. Dessen Ansichten waren auch nichts anderes als eine These unter vielen anderen.

Die Ursprünge der *Zwölf Artikel* liegen auch vom heutigen Stand der Wissenschaft aus betrachtet weiterhin im Dunklen. Die Frage nach der Memminger Originalität der *Zwölf Artikel*, für die Baumann eintrat, wird heute eher im Sinne Sterns beantwortet, der die Originalität abstritt. Ebenfalls scheint das Problem der Verfasserschaft noch immer nicht ganz geklärt zu sein. Christoph Schappeler, den Baumann für den alleinigen Autor hielt, wird heute zusammen mit Sebastian Lotzer erwähnt, andere Quellen sprechen von Wendel Hipler. Balthasar Hubmaier hingegen, für den Stern plädiert hatte, ist inzwischen aus der Diskussion ausgeschieden.<sup>420</sup>

Auch Waltz' Behauptung, Stern habe einen in den *Forschungen zur deutschen Geschichte* veröffentlichten Artikel zurückziehen müssen, kann nur eingeschränkt gelten. Stern hatte in einem Aufsatz den Artikelbrief besprochen, in dem die Auführer Anfang 1525 in Frankfurt ihre Forderungen zusammengefasst und dem Stadtrat übergeben hatten. Dabei hatte er unter Berufung auf Georg Ludwig Kriegks Schrift *Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter* (Frankfurt a. M., 1862) behauptet, dass es in Frankfurt kein Exemplar dieses unmittelbar nach der Annahme gedruckten Manifestes gebe.<sup>421</sup> Diese Artikel, so führte er aus, seien aus Kirchners

---

<sup>417</sup> Ebd., S. 513.

<sup>418</sup> Ebd.

<sup>419</sup> Ebd.

<sup>420</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Zw%C3%B6lf\\_Artikel](http://de.wikipedia.org/wiki/Zw%C3%B6lf_Artikel), 30.6.2007, bzw. Carl-Josef Virnich: *Der „Deutsche Bauernkrieg“ – Einführung*, in: [http://www.historicum.net/no\\_cache/persistent/artikel/737/](http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/737/), 15.2.2008, bzw. <http://www.s-line.de/homepages/m-ebener/Bauernkrieg.html>, 15.2.2008.

<sup>421</sup> Vgl. Alfred Stern: *Die Artikel der Frankfurter vom April 1525*, in: *Forschungen zur Deutschen Geschichte*. Neunter Band. Auf Veranlassung und mit Unterstützung seiner Majestät des Königs von

*Geschichte der Stadt Frankfurt a. M.* (2 Bände, Frankfurt a. M., 1807/1810) bekannt, Kirchners Abschrift sei jedoch ungenau.<sup>422</sup> Nachdem dieser Aufsatz im Historischen Verein zu Frankfurt a. M. besprochen worden war, sah er sich in einem Nachtrag „genöthigt[,] einige berichtigende und erläuternde Bemerkungen zu machen.“<sup>423</sup> Während der Debatte in diesem Verein hatte sich nämlich etwas herausgestellt, „was dem gelehrten Publikum bisher unbekannt war“: In der Senckenberg’schen Bibliothek befand sich tatsächlich noch ein Druck der Frankfurter Artikel, und Kirchners Wiedergabe erwies sich im Vergleich – ganz im Gegensatz zu Sterns Behauptung – als „eine ganz genaue Kopie dieses Druckwerks“.<sup>424</sup> Stern musste also zugeben, dass ein Originaldruck dieser Artikel in Frankfurt existierte, den Vorwurf der Ungenauigkeit, mit dem er Kirchner konfrontiert hatte, musste er gleichfalls zurücknehmen. Jedoch empfand er diese Korrektur nicht als Niederlage. Im Gegenteil dankte er dem Finder des Originaldruckes für die Mitteilung „[r]echt herzlich“ und gab seiner Freude über den Fund Ausdruck.<sup>425</sup> „Dem Forscher“, so schrieb er weiter, könne „es nur erwünscht sein, wenn er durch gelegentliche Winke zu genauerer Untersuchung an[ge]regt“ werde, auch wenn sich „seine eigenen Behauptungen dabei [...] mehr oder minder als irrthümlich erweisen [sollten]“.<sup>426</sup> Der Aufsatz büßte mit dem Nachtrag in wesentlichen Punkten zwar deutlich an Substanz ein, dass er aber insgesamt als irrig zurückgezogen worden wäre, entspricht nicht den Tatsachen.

Obwohl sein Aufsatz natürlich auch der eigenen Profilierung diene, scheint es ihm in erster Linie auf den Fortschritt der Wissenschaft angekommen zu sein. Das Wissen um die Frankfurter Artikel, so dachte er vielleicht, wurde dadurch, dass der Aufsatz indirekt zur Auffindung des Originaldruckes führte, erweitert, seine irrtümlichen Behauptungen waren, wie die Kriegks, widerlegt worden. Mit der Falsifizierung seiner These, so könnte man heute im Sinne Karl Raimund Poppers (1902-1994) argumentieren, war die Wissenschaft einen, wenn auch nur kleinen Schritt weiter gekommen. Die Bezugnahme auf Popper mag auf den ersten Blick

---

Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Academie der Wissenschaften, Göttingen 1869, S. 631-641, hier S. 632.

<sup>422</sup> Vgl. ebd., S. 633f.

<sup>423</sup> Alfred Stern: *Nachtrag zu der Mittheilung: Die Artikel der Frankfurter vom April 1525*, in: ebd., Göttingen 1870, S. 661-662, hier S. 661.

<sup>424</sup> Ebd.

<sup>425</sup> Alfred Stern an Unbekannt, 3.10.1869, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt am Main, 3505/14.

<sup>426</sup> Ebd.

anachronistisch erscheinen. Doch Stern schrieb in der Tat in einem seiner frühesten Artikel, dass „die erste Thätigkeit des menschlichen Geistes, welche den Fortschritt einleitet, [...] eine negative sein [muss]“ und bezeichnet an derselben Stelle den Zweifel als den „Vater der Wahrheit“ und die Verneinung als die „Schwelle zum Tempel der Wahrheit“.<sup>427</sup> Auch wenn damit keineswegs behauptet werden soll, dass er mit diesen Äußerungen Poppers These von der Falsifikation als dem grundsätzlichen Verfahren wissenschaftlicher Theoriebildung vorwegnimmt, ist dennoch darauf hinzuweisen, dass in diesem frühen Aufsatz zumindest anklingt, dass Theorien grundsätzlich bezweifelt und permanenter kritischer Untersuchung unterworfen werden müssen.

Auch bei den von Wilhelm Vischer (1833-1886) und Stern gemeinsam herausgegebenen *Basler Chroniken*<sup>428</sup>, in denen Stern gemäß der Behauptung Waltz' angeblich eine bereits veröffentlichte Arbeit übersehen hatte, ist die Sachlage nicht so eindeutig, wie Waltz sie darstellt. Der Anstoß für diese Ausgabe der *Basler Chroniken* kam, wie Vischer in seiner Vorrede erläutert, durch Stern zustande.<sup>429</sup> Es kann zwar durchaus angenommen werden, dass er, als er 1868 im Karlsruher Archiv die handschriftlichen Aufzeichnungen eines Basler Karthäusermönches fand, nicht wusste, dass dieser Text bereits 1846 veröffentlicht worden war. Damit befand er sich allerdings in guter Gesellschaft, wie aus der von Vischer besorgten Vorrede ersichtlich wird:

*[D]ie Veröffentlichung, die [die Handschrift (NSch)] in diesem Jahre durch E. Jarke in seinen Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation erhielt<sup>1</sup>, blieb fast gänzlich unbeachtet. Keiner der Gelehrten, die seitdem über baslerische oder schweizerische Reformationsgeschichte geschrieben hat, hat sie gekannt. Es war uns daher eine freudige Überraschung, als uns im Jahre 1868 Herr Dr. Stern, damals Hilfsarbeiter auf dem Carlsruher Archiv, auf dieselbe aufmerksam machte [...]. Erst während dieser Verabredungen erfuhren wir [...], dass die Chronik bereits veröffentlicht sei.<sup>430</sup>*

---

<sup>427</sup> Alfred Stern: *Naturwissenschaft und Demokratie. Ein Versuch*, in: Die Zukunft. Demokratische Zeitung, III. Jahrgang, Nr. 143, 23.6.1869.

<sup>428</sup> Vgl. Wilhelm Vischer, Alfred Stern (Hrsg.): *Basler Chroniken. Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft in Basel*, Leipzig 1872.

<sup>429</sup> Vgl. ebd., S. VII.

<sup>430</sup> Ebd., S. 435.

Die Veröffentlichung der Handschrift geschah also keineswegs ohne Wissen um die bereits früher vorgenommene Ausgabe, wie Waltz – und später vielleicht auch Winkelmann im Berner Berufungsverfahren – behauptete. Wie Vischer ausführt, gab es für eine Neuausgabe auch gewichtige Gründe:

*Wir glaubten uns durch diese frühere, fast ganz unbekannte Veröffentlichung nicht abhalten lassen zu sollen, die Chronik in unserem Bande in Verbindung mit anderen Quellen zur Geschichte der Basler Reformation und der Basler Karthaus wieder abzudrucken, umsomehr als die Ausgabe Jarke's viel zu wünschen übrig lässt. Man braucht nur eine beliebige Seite aufzuschlagen, um auf grobe Fehler, zum Theil Lesefehler, zum Theil Druckfehler, zu stossen.*<sup>431</sup>

Auch die Einwände, die Waltz gegen Sterns Arbeit in den *Basler Chroniken* vorbrachte, haben keine Durchschlagskraft, umso weniger, wenn man die Vielzahl der „Anmerkungen[...], Winke, Citate u. dgl.“<sup>432</sup> in Betracht zieht, die Stern zu diesem Werk beisteuerte. Die Diskreditierung bzw. Diffamierung der wissenschaftlichen Arbeiten Sterns, auf die es Waltz ankam, hält einer genaueren Prüfung nicht stand. Stern selbst, der sich keineswegs mit fremden Federn schmücken wollte, fühlte sich in seinem Bewerbungsschreiben an die Berner Universität verpflichtet, darauf hinzuweisen, dass mit „Bezug auf [...] Band I. der Basler Chroniken [...] der grössere Antheil der Arbeit Herrn Professor Vischer gebührt.“<sup>433</sup>

Das letzte Argument Waltz', dass er länger als sein Göttinger Konkurrent doziert habe, ist natürlich nicht von der Hand zu weisen. Dass er jedoch, wie er anführte, in Heidelberg in einem weniger anregenden historischen Milieu verkehre als Stern in Göttingen, spricht wohl eher gegen ihn selbst als gegen seinen Mitbewerber.

Dieser Argumentation scheint Winkelmann mit Blick auf Sterns Studiengang hinzugefügt zu haben, dass Stern von Haus aus eigentlich Jurist und nicht Historiker sei.<sup>434</sup> Trotz der zunehmenden Professionalisierung und Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft seit dem frühen 19. Jahrhundert kam diesem Argument wohl auch kein besonderes Gewicht bei. Abgesehen davon, dass Stern als Historiker

---

<sup>431</sup> Ebd., S. 435f.

<sup>432</sup> Ebd., S. X.

<sup>433</sup> Alfred Stern an die Erziehungs-Direktion in Bern, 18.6.1873, Staatsarchiv Bern: BB III b 622.

<sup>434</sup> Vgl. Otto Waltz an Eduard Winkelmann, 13.7.1873, Beilage, Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 1830.

promoviert wurde, gab es unter den tonangebenden Geschichtswissenschaftlern des 19. Jahrhunderts viele Juristen. Waitz beispielsweise hatte erst die Universität Kiel, später die Universität Berlin als Jurastudent bezogen.<sup>435</sup> Theodor Mommsen, selbst von Haus aus Jurist, hatte 1848 seine wissenschaftliche Karriere mit einem „juristische[n] Extraordinariat in Leipzig“<sup>436</sup> begonnen. Vom alleinigen Studium der Geschichte hielt er recht wenig, „sein Ideal war der historisch gebildete Jurist“.<sup>437</sup>

Die Einwände Winkelmanns entpuppen sich mithin als Scheinargumente, die einzig und allein angeführt wurden, um den Wünschen Treitschkes zu entsprechen. Dass Waltz' Berufung trotz der gemeinsamen Anstrengungen nicht zustande kam, tat den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Winkelmann und Treitschke bzw. Waltz keinen Abbruch. Treitschke entzog Winkelmann seine Unterstützung bei der Berufung nach Heidelberg nicht, und die beiden korrespondierten weiterhin miteinander. Waltz sah seine Niederlage ein: „In der Schweiz bin ich durchgefallen. Am akademischen Kletterbaum muß ich mich auf's Neue abmühen.“<sup>438</sup> Seine große Dankbarkeit Winkelmann gegenüber kommt in folgenden Zeilen zum Ausdruck:

*[E]s drängt mich Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich Ihnen verpflichtet fühle. Sie kamen mir auf's wohlwollendste entgegen, schlugen mich ohne eigentliche Leistung zu Ihrem Nachfolger vor, beurtheilten mich in jeder Beziehung weit über Verdienst. Ich müßte kein Herz im Leibe tragen, wenn ich mich nicht für immer als Ihr Schuldner fühlte. Es fällt schwer, diesen Gefühlen Worte zu leihen. So hoffe ich, meine dankbare Gesinnung durch die That beweisen zu können. [...] Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.<sup>439</sup>*

Waltz nahm 1875 einen Ruf nach Dorpat an und stand weiterhin in Briefkontakt mit Winkelmann. Vielleicht lag es an seiner schon von Treitschke monierten langsamen Feder, möglicherweise war auch Treitschkes Hochschätzung seiner Fähigkeiten grundsätzlich falsch: Waltz trat meines Wissens im Laufe seiner Karriere jedenfalls nicht mit größeren Werken oder wichtigeren Arbeiten an die Öffentlichkeit.

---

<sup>435</sup> Vgl. Ferdinand Frensdorff: *Waitz*, in: ADB, Bd. XL, Leipzig 1875-1912, S. 602-629, hier 603.

<sup>436</sup> Wilfried Nippel: *Theodor Mommsen*, <http://www.geschichte.hu-berlin.de/galerie/texte/mommsen.htm>, 30.4.2007, S. 1.

<sup>437</sup> Wolfgang Hardtwig: *Geschichtskultur und Wissenschaft*, München 1990, S. 20.

<sup>438</sup> Otto Waltz an Eduard Winkelmann, 8.8.1873, Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 1830.

<sup>439</sup> Ebd.

Es bleibt die Frage, ob Stern auf dem Kampfplatz um die Berner Stelle die gleichen Waffen anwendete und seine Beziehungen – die er sicherlich auch hatte – spielen ließ, um sich gegen seinen Konkurrenten durchzusetzen. Unter den Briefen und Dokumenten, die dieser Arbeit zugrunde liegen, konnten allerdings keine Belege für eine Protektion gefunden werden. Im Gegenteil findet sich in einem Brief Sterns ein deutliches Indiz dafür, dass er von solchen Methoden wenig hielt. Als mit seinem Übergang nach Zürich im Jahre 1887 die Berner Stelle erneut frei wurde, wendete sich Winkelmann an ihn, um für einen jüdischen Bewerber, einen gewissen Dr. Adolph Koch (Lebensdaten unbekannt), vorzusprechen. Die Antwort Sterns, der hier allerdings, das muss einschränkend erwähnt werden, als Mitglied der Berufungskommission und nicht als Bewerber spricht, lässt Rückschlüsse auf seine Haltung zu:

*Da die Dinge in Deutschland nun so stehen, wie Sie selbst sie charakterisieren, so wäre in der That Herrn Dr. Koch ein Fortkommen auf anderem Boden sehr zu wünschen. Ich kann ihm indessen nur den Rath geben, wenn meine Stelle ausgeschrieben wird, [...] seine Meldung nebst Arbeiten der Erziehungsdirektion zu senden & werde in diesem Fall, wenn die Meldungen an die Fakultät gelangen, der seinigen alle Aufmerksamkeit widmen. Von anderen Schritten rathe ich ihm entschieden ab.<sup>440</sup>*

Dieser Brief verrät auch, wie oben schon angedeutet wurde, dass Stern Winkelmanns Winkelzüge nicht verborgen geblieben waren. Vielsagend schrieb er seinem ehemaligen Widersacher: „Wie wenig Einfluss übrigens der abgehende Professor hier [in Bern (NSch)] auf die Neubesetzung der Stelle hat, wissen Sie ja aus eigener Erfahrung.“<sup>441</sup>

---

<sup>440</sup> Alfred Stern an Eduard Winkelmann, 27.3.1887, ebd.

<sup>441</sup> Ebd.



## VII. Zierden der Weltliteratur und unverschämte Schmierer

### Künstlerische Bildung und „doppelte Distanzierung“

Im Verlauf seiner Autobiographie kommt Stern auf seine künstlerische Bildung zu sprechen, die keinen unwichtigen Teil der bildungsbürgerlichen Kompetenz ausmachte: „Kultur im weitesten Sinne wurde in Deutschland, vielleicht noch mehr als anderswo, ein weltliches Gegenstück zum Heiligen, und als solches ein verehrter Besitz der gebildeten Mittelklassen“.<sup>442</sup> An diesem Besitz wollte er teilhaben. Im April 1869 hatte er eine Stelle am Generallandesarchiv in Karlsruhe angetreten, die ihm auf Empfehlung Waitz’ angeboten worden war. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass eine Stelle als Archivar den Charakter eines Abstellgleises hatte, auf das Wissenschaftler, die man aus dem akademischen Lehrbetrieb fernhalten wollte, abgeschoben werden konnten. Baumann beispielsweise, der sich wie Stern mit der Entstehung der *Zwölf Artikel* beschäftigt hatte, blieb als „überzeugte[m] Katholiken in der Zeit des Kulturkampfes ein akademisches Lehramt verwehrt“, worauf er in den Archivdienst auswich.<sup>443</sup> Die Entwicklung der wissenschaftlichen Karrieren der Söhne des Hamburger Oberrabbiners scheint gleichfalls die kaltstellende und ausgrenzende Funktion des Archiv- bzw. Bibliothekdienstes zu belegen: Während Jacob Bernays (1824-1881), der am Judentum festhielt, über den Status eines Extraordinarius und Bibliothekdirektors in Bonn niemals herauskam, wurde sein Bruder, Michael Bernays (1834-1897), 1872 auf den ersten deutschen Lehrstuhl für neuere deutsche Literaturgeschichte in München berufen; er hatte sich 1856 taufen lassen.<sup>444</sup>

In Sterns autobiographischem Bericht deutet allerdings nichts darauf hin, dass er die Karlsruher Stelle als Notlösung oder Abschiebung aufgefasst hätte. Er schreibt im Gegenteil, dass er sich „mit Freuden zur Annahme“ der Stelle entschlossen hatte (S. 13). Immerhin hatten zwischen Promotion und Habilitation zwei Jahre zu verstreichen, so dass ihm die Anstellung im Karlsruher Archiv als ein „Glücksfall“ erschien, der ihm „unvermutet zu Hilfe [kam]“ (S.12). Den knapp anderthalbjährigen Aufenthalt in der badischen Residenzstadt betrachtet er in seinem Lebensbericht vor allem unter dem

---

<sup>442</sup> Fritz Stern: *Einstein's German World*, Princeton University Press 1999, S. 38 („[...] and in Germany, perhaps even more than elsewhere, culture in the broadest sense became a secular equivalent of the sacred, and as such a revered possession of the educated middle classes.“).

<sup>443</sup> Baumann, in: Deutsche Biographische Enzyklopädie & Deutscher Biographischer Index, CD-ROM-Edition, K. G. Saur, 2001.

<sup>444</sup> Vgl. Wilfried Barner, Christoph König: *Einleitung*, in: Dies. (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologen in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 9-21, hier S. 10 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Band 3).

Gesichtspunkt der „schönggeistigen Anregungen in Fülle“, die er „in vollen Zügen genoß“ (S. 13). Dabei wird wiederum sein lebhaftes Interesse an einer ästhetischen, über die reine Berufsbildung hinausführenden Bildung deutlich.

Bedeutend für seine künstlerische und kunsthistorische Bildung waren neben Alfred Woltmann (1841-1880)<sup>445</sup>, einem Kunsthistoriker und Autor kunstgeschichtlicher Werke, der ihm den „Blick für kunstgeschichtliche Gegenstände [][schärfte]“ (S. 13), sicherlich auch die Kunstmaler, denen er in Karlsruhe begegnete. Er verkehrte, wie er schreibt (ebd.), mit dem Großneffen Gotthold Ephraim Lessings, dem Maler Carl Friedrich Lessing (1808-1880), einem romantischen Landschafts- und Historienmaler, der seit 1858 Direktor der Kunsthalle in Karlsruhe war.<sup>446</sup> Obwohl einige Gemälde des führenden Vertreters der Düsseldorfer Malerschule heftige Kritik und religiöse Streitigkeiten verursacht hatten<sup>447</sup>, trafen die Bilder den Geschmack des breiten Publikums. Es kannte sie als Reproduktionen aus den neuen Massenmedien, den beliebten und viel gelesenen Familienblättern, wie zum Beispiel der *Gartenlaube*. Lessing war mit Adolf Schrödter (1805-1875) verschwägert, einem „ungemein vielseitig[en] Talent“, der sich „als Maler, als Illustrator [...], als Kupferstecher, Radierer, Holzschnittzeichner und Lithograph, als politischer Satiriker und Schriftsteller, als Botaniker, Blumist und Schöpfer der reizvollsten Ornamente und Arabesken bewährt“ hatte.<sup>448</sup> Schrödter lieferte die Illustrationen zu beispielsweise Chamisso's *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, Musäus' *Volksmärchen* und Uhlands Werken und wirkte seit 1859 als Professor der Ornamentik am Karlsruher Polytechnikum.<sup>449</sup> Zu dem Kreis um diese angesehenen Maler und ihre Familien gehörten auch der Maler und Professor an der Kunstschule Wilhelm Riefstahl (1827-1888), ein Architektur- und Landschaftsmaler<sup>450</sup>, und der Norweger Hans Fredrik Gude (1825-1903), der seit 1864 an der Karlsruher Akademie arbeitete. Gude gilt als einer der wichtigsten Maler der norwegischen Nationalromantik. Mithin umgibt sich Stern in seinem Lebensbild mit bedeutenden und bekannten Malern des 19. Jahrhunderts, die

---

<sup>445</sup> Stern schrieb einen Nachruf auf seinen Freund, vgl. Alfred Stern: *Alfred Woltmann †*, in: Frankfurter Zeitung und Handelsblatt, Nr. 63, 3.3.1880.

<sup>446</sup> Vgl. <http://www.karlsruhe.de/kultur/stadtgeschichte/biographien/lessing/>, 16.4.2007

<sup>447</sup> Vgl. Moritz Blanckarts: *Lessing*, in: ADB, Bd. XVIII, Leipzig 1875-1912, S. 450-453, hier S. 452.

<sup>448</sup> Meyers Konversationslexikon: *Schrödter*, Bd. 14, Leipzig 1888-1890, S. 636 (<http://www.retrobibliothek.de/retrobib/index.html>).

<sup>449</sup> Vgl. ebd.

<sup>450</sup> Vgl. Hyacinth Holland: *Riefstahl*, in: ADB, Bd. XXVIII, Leipzig 1875-1912, S. 539-541.

alle den Weg in die einschlägigen Nachschlagewerke um die Jahrhundertwende fanden, mit dem Aufkommen moderner Kunstströmungen jedoch rasch an Einfluss verloren.

Der Blick dieser Maler scheint weder auf die sozialen und politischen Gegensätze noch auf die wirtschaftliche und industrielle Entwicklung der Zeit gefallen zu sein. Das gilt auch für die Schriftsteller, die Stern zur Bestimmung seines künstlerischen Standortes heranzieht, und deren Werke, so beliebt sie waren, mittlerweile fast ganz in Vergessenheit geraten sind. Ihre Schwächen und relativ geringe literarische Bedeutung wusste er durchaus realistisch einzuschätzen. Diese Poeten flüchteten sich, wie er es selbst formulierte, „[m]öglichst weitab von dem Staub und dem Getümmel der Tageskämpfe, erfüllt von der Sehnsucht nach reiner Schönheit“<sup>451</sup>. Mit dem Schriftsteller Joseph Victor von Scheffel (1826-1886) wird ein Vertreter des 19. Jahrhunderts genannt, der seine Rolle zum Zeitpunkt der Niederschrift der Stern'schen Autobiographie längst ausgespielt hatte. Seine Werke waren im Wilhelminischen Deutschland jedoch so erfolgreich gewesen und hatten eine so beachtliche Leserschaft gefunden, dass ihm nicht nur der Titel „Lieblingsdichter des deutschen Volkes“ sondern auch der „erbliche[] Adelstand“<sup>452</sup> zuteil geworden war. Sein ADB-Autor verstieg sich gar zu der Prophezeiung, Scheffels Werke würden „für alle Zeiten Zierden der Weltliteratur bleiben.“<sup>453</sup> Immerhin wurden sie damals in den Schulen gelesen.<sup>454</sup> Der Anknüpfungspunkt zwischen Stern und dem damals so bekannten Schriftsteller bestand wahrscheinlich in Scheffels Werk *Ekkehard* (1855), einem „aufs rührsame Gemüt abgestimmten“<sup>455</sup> historischen Roman, der den damals mutmaßlichen Verfasser des Walthariliedes, den St. Galler Mönch Ekkehard, zur Hauptperson hat. Wie die Historienbilder der Karlsruher Maler boten Scheffels Romane dem Leser in ihrer Rückwendung zur Geschichte ein sentimentales und idealisiertes Vergangenheitsbild. Sehr erfolgreich waren auch die *Schwarzwälder Dorfgeschichten* (1843/53) des Schriftstellers Berthold Auerbach (1812-1882), den Sterns Mutter einst portraitiert<sup>456</sup> und den er selbst im Zusammenhang mit seinem Berliner Aufenthalt

---

<sup>451</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Achter Band (Dritte Abteilung. Zweiter Band)*, Stuttgart und Berlin 1920, S. 501.

<sup>452</sup> J. Braun: *Scheffel*, in: ADB, Bd. XXX, Leipzig 1875-1912, S. 777-791, hier S. 777; 789.

<sup>453</sup> Ebd., S. 790.

<sup>454</sup> Vgl. Reinhard Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels*, München 1999, S. 290.

<sup>455</sup> Hermann Glaser, Jakob Lehmann, Arno Lubos: *Wege der deutschen Literatur. Eine geschichtliche Darstellung*, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 228.

<sup>456</sup> Vgl. Alfred Stern: *Zur Familiengeschichte. Klärchen Zum 22. März 1906 gewidmet. (Als Manuskript gedruckt)*, Zürich 1906, S. 53.

angeführt hatte. Wie Scheffel gehörte auch Auerbach zu den besser bezahlten Bestsellerautoren des neu entstandenen Zeitschriften- und Zeitungsmarktes, seine Dorfgeschichten galten, so Gustav Freytag, als „litterarisches Ereignis“<sup>457</sup>. In seinen Geschichten führt Auerbach – analog zu den romantischen Landschaftsmalern – den städtisch-bürgerlichen Leser in die heile Welt einer ländlichen Dorfidylle.

Es kann auf den ersten Blick erstaunlich anmuten, dass Stern, der auf seine liberale Einordnung eben noch größten Wert gelegt hatte, nun Maler und Schriftsteller anführt, die sich in der allgemeinen Enttäuschung nach 1848 in die geschönte Gegenwart der Geschichte oder einer romantisch-bäuerlichen Idylle zurückzogen und mit ihrer Flucht vor der Wirklichkeit den politischen Konservatismus begünstigten. Doch die erwähnten Maler und vor allem die beiden Schriftsteller genossen im Gegensatz zu vielen ihrer Kollegen gesellschaftliche Anerkennung. Der gesellschaftliche Status der Künstler, nicht zuletzt der Literaten, hatte sich nach dem Schock der gescheiterten bürgerlichen Revolution grundlegend verändert. Bis 1848 hatten sie die kulturelle und politische Führungsrolle beansprucht, nach dem Scheitern der Revolution wurden sie zu Sündenböcken, denen Geringschätzung und sogar regelrechte Verachtung entgegenschlug. Doch einzelne Autoren, unter ihnen Auerbach und Scheffel, konnten sich ihren Status zurückerobern, indem sie „die Rolle des Propagandisten jener Anschauungen übernahm[en], die während der politischen und sozialen Reaktionszeit nach 1850 dem Bürgertum zu neuer Selbstachtung verhalfen.“<sup>458</sup> Sie bedienten die ästhetischen, poetischen und ideologischen Erwartungen des zeitgenössischen Geschmacks, den das Bildungsbürgertum, dem schließlich auch Stern angehören wollte, maßgeblich bestimmte. Bei seiner Verortung in der tonangebenden Bildungsschicht darf aber nicht übersehen werden, dass er seinen Standort vielleicht auch gerade dadurch bestimmt, dass er die Tendenzen der Zeit, mit denen er sich nicht identifiziert, zum Beispiel die Preußenromane eines Willibald Alexis (1798-1871), übergeht und nicht zu Worte kommen lässt. Dieses Prinzip, das wir bereits bei der Ausklammerung Treitschkes im geschichtsfachlichen Bereich bemerkt haben, lässt sich vielleicht am besten in seinem kurzen, nur fünfzeiligen Bericht von seinen Karlsruher Musikerlebnissen verdeutlichen.

---

<sup>457</sup> Anton Bettelheim: *Auerbach*, in: ADB, Bd. XLVII, Leipzig 1875-1912, S. 412-419, hier S. 415.

<sup>458</sup> Reinhard Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels*, München 1999, S. 279f., Zitat S. 280.

1852 war Philipp Eduard Devrient (1801-1877) zum Leiter des abgewirtschafteten großherzoglichen Badischen Hoftheaters in Karlsruhe ernannt worden. Der ehemalige Sänger und Schauspieler, der neben seiner Betätigung als Intendant sowohl als Operndichter als auch als Verfasser von Werken zur theaterfachlichen Theorie hervortrat,<sup>459</sup> machte sich vor allem um das Werk Richard Wagners (1813-1883) verdient. Zusammen mit Hermann Levi (1839-1900), einem hervorragenden jüdischen Dirigenten, der von 1864 bis 1872 als Hofkapellmeister am Karlsruher Hoftheater war, brachte Devrient in Karlsruhe Wagners Opern 94-mal zur Aufführung<sup>460</sup>. Damit lässt sich sowohl sein Engagement als auch die Wagnerbegeisterung – nicht zuletzt in Karlsruhe – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachdrücklich illustrieren. Levi und Wagner hatten sich in Karlsruhe kennen gelernt und der Komponist schätzte den außergewöhnlichen Dirigenten – trotz des „Makels“ der jüdischen Abstammung – hoch. Nachdem Levi in Karlsruhe eine vielbeachtete Erstaufführung der *Meistersinger* dirigiert hatte, rief ihn Wagner 1882 zur Uraufführung des *Parsifal* nach Bayreuth.<sup>461</sup> „Ungetauft darf er den Parsifal nicht dirigieren“, soll Wagner vor der Berufung Levis zu seiner Frau gesagt haben, doch als Levi daraufhin verzichten wollte, gab er nach, und der jüdische Dirigent erklimmte das Bayreuther Pult und damit den „absolute[n] Höhepunkt seines dirigentischen Wirkens.“<sup>462</sup> Auch nach dem Tode Wagners unterstützte Levi weiterhin die Bayreuther Festspiele.

Der Musikfreund Stern erwähnt Devrient und Levi ausdrücklich und bescheinigt ihnen, dass sie „Hervorragendes [leisteten]“ (S. 13f.). Der Name Wagner fällt jedoch nicht. Dies mag auf den ersten Blick verwunderlich anmuten, denn dass sich Stern als leidenschaftlicher Musikliebhaber die neuartigen Werke des „Magier[s] des Klanges im 19. Jahrhundert“<sup>463</sup> nicht hat entgehen lassen, kann man wohl annehmen. Beim zweiten Hinschauen indessen fällt auf, dass Anfang der 30-er Jahre, als er seine Autobiographie schrieb, die Musik des antimodernen, antisemitischen und antidemokratischen Komponisten „mit ihrer Mischung aus Nibelungenbegeisterung und völkischem

---

<sup>459</sup> Vgl. Hermann Arthur Lieber: *Devrient*, in: ADB, Bd. XLVII, Leipzig 1875-1912, S. 669-670.

<sup>460</sup> Vgl. <http://www.karlsruhe.de/kultur/stadtgeschichte/biographien/devrient/>, 18.4.2007.

<sup>461</sup> Vgl. Frithjof Haas: *Wer gelitten hat, hat das Recht frei zu sein. Herrmann Levi zum 100. Todestag am 13. Mai 2000. Vortrag, gehalten anlässlich der Gedenkveranstaltung im Richard-Strauss-Institut Garmisch-Partenkirchen*, [http://www.richard-strauss-institut.de/elektra/aufsaeetze/2002\\_01-pdf](http://www.richard-strauss-institut.de/elektra/aufsaeetze/2002_01-pdf), S. 1-12.

<sup>462</sup> Ebd., S. 6.

<sup>463</sup> Gerhard Nestler: *Geschichte der Musik. Die großen Zeiträume der Musik von den Anfängen bis zur elektronischen Musik*, Gütersloh 1979, S. 511.

Germanenwahn, aus Vernichtungsantisemitismus und Deutschtumsideologie<sup>464</sup> große Erfolge feierte und im Begriff war, mit der Politik eine verhängnisvolle Mesalliance einzugehen. Die Bayreuther Festspiele, die seit ihrer Eröffnung im August 1876 „von Anfang an im politischen Zeitgeist [lagen]“<sup>465</sup>, waren im Juli 1924 nach neunjähriger Pause wieder aufgenommen worden. Bei der Neueröffnung kam es zu antisemitischen Ausschreitungen gegen „verdiente jüdische Wagnerianer“.<sup>466</sup> Adolf Hitler, mit der Familie Wagner befreundet, hatte, wie schon Kaiser Wilhelm II. vor ihm, frühzeitig sein Faible für Wagner entdeckt. Von der Ästhetik Wagners und der Wagner'schen Idee des Gesamtkunstwerks ließ sich Hitler später für die Massenzereemonien und Rituale der NSDAP und des „Dritten Reichs“ inspirieren. Davon konnte Stern natürlich noch nichts wissen. Er wusste jedoch, dass der Meister aus Bayreuth bereits 1850 eine antisemitische Schmähchrift, *Das Judentum in der Musik*, verfasst hatte. Diese Broschüre erschien 1869 in einem erweiterten Zweitdruck und blieb nicht unbemerkt. Er kannte sicherlich auch den latenten Antisemitismus der Wagner'schen Opern und die antijüdischen Ressentiments des Bayreuther Kreises, aus dessen innersten Zirkeln Standardwerke der rassistisch-antisemitischen Ideologie hervorgingen. Houston Stewart Chamberlain, Wagners Schwiegersohn und ein glühender Verehrer Treitschkes, war Autor der *Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts* (München 1899), eines der Grundtexte des rassistischen Antisemitismus. Während des Ersten Weltkrieges schrieb dieser – so Stern – „unverschämte[] Schmierer“<sup>467</sup> in „fast wörtlicher Anlehnung an Wagners Schmähchrift“<sup>468</sup> von den Juden als „Teufelsgezucht“, dem „Deutschland als Gottes Streiter“ gegenüberstehe: „Siegfried wider den Wurm.“<sup>469</sup> All das wusste Stern, und damit kann erklärt werden, warum er den Namen Wagner übergeht.

Doch Stern hüllt sich nicht nur in beredtes Schweigen, mit der Nichterwähnung Wagners allein ist es ihm noch nicht getan. In Verbindung mit seiner Karlsruher Zeit spricht er von Johannes Brahms (1833-1897), der von Wien gekommen war, um in Karlsruhe sein großes Vokalwerk, das *Deutsche Requiem*, zu dirigieren (S. 14). Damit

---

<sup>464</sup> Volker Ullrich: *Die nervöse Großmacht 1871-1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs*, Frankfurt am Main 1999, S. 360.

<sup>465</sup> Brigitte Hamann: *Die Familie Wagner*, Reinbek bei Hamburg 2005, S. 60.

<sup>466</sup> Ebd., S. 102.

<sup>467</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 26.11.1916, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-57.

<sup>468</sup> John C. G. Röhl: *Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik*, München 2002, S. 217.

<sup>469</sup> Volker Ullrich: *Die nervöse Großmacht 1871-1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs*, Frankfurt am Main 1999, S. 486.

führt er Wagners musikalischen Widersacher ins Feld. Wagner und Brahms waren um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Streit um die Frage der Realisierung des „Geistes“ in der Musik Antipoden. Die „Neudeutschen“, mit Wagner und Liszt an der Spitze, postulierten das Ende der klassischen Sinfonie, die durch Beethoven „zu einer nicht mehr zu überbietenden Vollendung geführt“ worden sei.<sup>470</sup> Nun solle die Musik charakteristische Züge annehmen und durch ein übersetzbares Programm an Konkretheit und damit an „Geist“ gewinnen. Den Vertretern dieser Richtung stand Brahms als „Hüter der Tradition“<sup>471</sup> gegenüber, der die Sonatenform keineswegs als abgeschlossen betrachtete, sondern sie neu beleben wollte. Er suchte, nicht unähnlich den weiter oben aufgezeigten Bestrebungen in Malerei und Literatur, „Anknüpfungen und Beziehungen zur Vergangenheit“<sup>472</sup>. Brahms’ Klassizismus „galt damals als reaktionär und konservativ“<sup>473</sup>, heute wird er anders bewertet. Brahms hatte, so heißt es nun, mit dem Rückgriff auf die klassische Form „eine moderne und in die Moderne weisende Lösung des Kompositions-Problems“ entwickelt und in seinem Alterswerk die „expressiv moderne Stimmungslage der differenzierten Innerlichkeit [...] unvergeßlich in die Welt gesetzt“.<sup>474</sup> Die „Neue Musik“, mit Komponisten wie Gustav Mahler (1860-1911), Anton Webern (1883-1945) und Arnold Schönberg (1874-1951) zum Beispiel, knüpft an das Erbe Brahms an. Somit liegt in der Berufung auf Brahms ein – im Hinblick auf die zeitgenössischen Erfolge der Wagner’schen Musik – vielleicht trotziger Triumph. Die Ausklammerung Wagners wird mit der gleichzeitigen Erwähnung seines Kontrahenten unterstrichen und verstärkt. Mit dieser Methode, die er auch schon in Verbindung mit dem Namen Treitschke zur Anwendung gebracht hatte, grenzt sich Stern deutlich von denjenigen Tendenzen und Strömungen seiner Zeit ab, mit denen er nicht identifiziert werden will. Seine Positionsbestimmung wird durch diese Methode, die man „doppelte Distanzierung“ nennen könnte, sehr deutlich.

---

<sup>470</sup> Stefan Schaub: *Erlebnis Musik. Eine kleine Musikgeschichte*, München, Kassel 1993, S. 207f.

<sup>471</sup> Gerhard Nestler: *Geschichte der Musik. Die großen Zeiträume der Musik von den Anfängen bis zur elektronischen Musik*, Gütersloh 1979, S. 505.

<sup>472</sup> Ebd., S. 506.

<sup>473</sup> Stefan Schaub: *Erlebnis Musik. Eine kleine Musikgeschichte*, München, Kassel 1993, S. 208.

<sup>474</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866-1918. Band I. Arbeitswelt gegen Bürgergeist*, München 1990, S. 748.

## VIII. Rindfleischesser und Gintrinker

### Habilitation

Sterns Arbeit im Karlsruher Archiv wird, wenn auch nicht wissenschaftlich, so doch im Hinblick auf seine spätere Arbeit sehr fruchtbar gewesen sein, denn er eignete sich „in der Auslese, Sortierung, Registrierung von Urkunden und Aktenstücken“ (S. 13) eine gründliche Kenntnis des Archivwesens an. Die Vertrautheit damit kam ihm später bei seinen zahlreichen Forschungs- und Archivreisen immer wieder zugute, bei denen er, wie er einmal augenzwinkernd an einen Freund schrieb, „wie ein Hamster Archivalien eingesackt“<sup>475</sup> hat. Stern strebte eine akademische Karriere an. Nachdem er aus dem deutsch-französischen Krieg heimgekehrt war, verließ er „das liebe Karlsruhe“<sup>476</sup>, nicht zuletzt, wie er schreibt, um seinem Kollegen und Freund Moriz Gmelin (1839-1879) bei der anstehenden Beförderung zum Archivrat nicht im Wege zu stehen (S. 14). Er kehrte nach Göttingen zurück, um sich dort an die Ausarbeitung seiner Habilitationsschrift zu machen. Bereits in Berlin war er bei der Lektüre eines 1861 verfassten und 1864 überarbeiteten Essays Treitschkes, *Die Freiheit*, eines „klassische[n] Text[es] in der Geschichte des deutschen Liberalismus“<sup>477</sup>, auf den englischen Dichter und Philosophen John Milton (1608-1674) gestoßen. Ihm schwebte eine Biographie Miltons vor. Reinhold Pauli (1823-1882), ein Freund Waitz' und als langjähriger Privatsekretär des preußischen Botschafters in London ein Kenner englischer Verhältnisse, lehrte nun an der Universität Göttingen Neuere Geschichte und ermutigte ihn nicht nur zur Ausführung seines Vorhabens, sondern ebnete ihm auch, wie Stern später schrieb, „in England die Wege“<sup>478</sup>.

Die Wahl einer Biographie für eine Habilitationsschrift verwundert vielleicht aus heutiger Sicht, nicht zuletzt weil sich gut 100 Jahre später für Historiker „das Schreiben von Biographien eher als karrierehinderlich“<sup>479</sup> erwies. Doch Sterns Entscheidung lag am Anfang einer Entwicklung. Viele Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft der Generation zwischen 1848 und 1870, zu der man Stern vielleicht gerade noch rechnen kann, traten wenig später erstmals mit diesem Genre an die Öffentlichkeit. Für

---

<sup>475</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 8.8.1906, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-25.

<sup>476</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 11.12.1870, ebd., N 1001/60-1-2.

<sup>477</sup> Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 177.

<sup>478</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 13.6.1882, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-25.

<sup>479</sup> Olaf Hähner: *Historische Biographik. Die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1999, S. 177 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 829).



nicht wenige von ihnen, beispielsweise Lehmann (*Scharnhorst*, 2 Bände, Leipzig 1886/78) und Erich Marcks (1861-1938) (*Gaspard von Coligny*, Stuttgart 1892), hatte die Publikation einer wissenschaftlichen Biographie durchaus keine demeritierende Wirkung, sondern „die Bedeutung des Karrieredurchbruchs“<sup>480</sup>. Tatsächlich „fußte das wissenschaftliche Renommee wichtiger Vertreter einer ganzen (Neuzeit-)Historikergeneration in bedeutendem Maße auf dem Veröffentlichen von historischen Biographien“<sup>481</sup>, die die historische Position des Protagonisten in den Mittelpunkt rückten und die individualistische, charakterisierende Privatbiographie hinter sich gelassen hatten.

Obwohl die Göttinger Bibliothek mit englischer Literatur gut bestückt war, sah Stern bald ein, dass seine Arbeit eine Reise nach London in die Bibliothek des Britischen Museums erforderte, um die originalen Dokumente und Manuskripte einsehen zu können. Mit der finanziellen Unterstützung seines Vaters reiste er Anfang Mai 1871 über Hamburg in die Weltstadt London, die damals bereits, als bevölkerungsreichste Stadt der Welt, weit über drei Millionen Einwohner zählte. Dort, „im Land der Rindfleischeßenden Menschen“<sup>482</sup>, befriedigte er seinen Bildungshunger nicht nur beim Besuch der „glänzende[n] theatralische[n] und musikalische[n] Darbietungen“ (S. 16)<sup>483</sup>, sondern auch in Gesprächen über die politischen und sozialen Zustände der Stadt und des Landes. Als seine Gesprächspartner nennt er den Rechtsanwalt John Malcolm Ludlow (1821-1921), einen Sozialreformer und Mitbegründer der Bewegung des „Christlichen Sozialismus“, mit dem auch Karl Marx brieflich in Verbindung stand, und Frederic Harrison (1831-1923), einen politisch radikalen Historiker und Verfasser kontroverser Schriften (ebd.).

In seiner kurzen Autobiographie führt Stern die Unterhaltungen mit seinen englischen Gesprächspartnern nicht weiter aus. In einem ausführlichen Brief an seinen Freund, den Nationalökonom Lujo Brentano (1844-1931), der 1868 auf einer Studienreise Beziehungen zu englischen Gewerkschaftlern und Sozialreformern geknüpft und ihn mit Empfehlungsschreiben an sowohl Ludlow als auch Harrison ausgestattet hatte, verrät er jedoch mehr und erlaubt damit einen Einblick in seine frühen politischen Ansichten. Da er Ludlow „in dem Gurli-Burli der Londoner Season“

---

<sup>480</sup> Ebd.

<sup>481</sup> Ebd., S. 177f.

<sup>482</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 28.9.1871, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-7.

<sup>483</sup> Vgl. auch Alfred Stern: *Londoner Theater*, in: Neue Freie Presse, Nr. 2446, Wien 11.10.1871.

schnell aus den Augen verloren hatte, berichtet er vor allem von der Begegnung und den Gesprächen mit Harrison, mit dem er „ein reges Verhältnis an[knüpfte].“<sup>484</sup> An eine „völlige Übereinstimmung“ mit Harrisons politischen Vorstellungen allerdings, so fährt er fort, „war nicht zu denken.“<sup>485</sup> Harrison, bei dem er „wie bei so vielen denkenden Engländern [...] die wachsende Abneigung gegen das parlamentarische Regiment“ registriert hatte, erklärte ihm, dass für ihn „die ideale Regierungsform die eines Mannes [sei], der die Machtvollkommenheit eines Lincoln zur Zeit des Bürgerkrieges habe.“<sup>486</sup> Stern hielt dagegen und weigerte sich, „den Unterschied zwischen dieser (in Lincolns Fall doch auch nur für außerordentliche Umstände berechneten) Diktatur & dem aufgeklärten Despotismus“ einzusehen und verwahrte sich „überhaupt gegen den Gedanken der Carlyleschen Heroen-Kultur, die aus dieser Anschauung folgt oder [...] diese erzeugt.“<sup>487</sup> Mit dem Verweis auf den schottischen Schriftsteller Thomas Carlyle (1795-1881), dessen starke Abneigung gegen das Egalitäre der Demokratie und nachdrückliche Befürwortung des Individuellen in Form des elitären, die Welt gestaltenden Helden faschistische Tendenzen erkennen lassen, nimmt Stern Abstand von dieser Richtung politischen Denkens und bekennt seine demokratische Gesinnung. „[W]ie ein Kopf für die Staatsverwaltung dies Schema äußerster Centralisation empfehlen mag und gleichzeitig für die Arbeiter [...] die breite Grundlage der Kooperation als Rettungsmittel erkennen konnte“, war ihm im Disput mit Harrison „am wenigsten klar“.<sup>488</sup>

Bei seinem ersten Aufenthalt in England versäumte Stern nicht, sich in „einem nächtliche[n] Gang durch die verrufenen Quartiere des East-End [...] lehrreiche Einblicke in dunkle Partien des hauptstädtischen Lebens“ zu verschaffen – freilich unter der sicheren und sachkundigen „Führung eines Detective“ (S. 16). Wieder legt er in seiner autobiographischen Lebensdarstellung großen Wert darauf, in einem sozialkritischen Zusammenhang gesehen zu werden.

In erster Linie jedoch arbeitete er in den Archiven der Londoner Bibliotheken. Dort und in den Bibliotheken von Cambridge und Oxford durchforstete er wochenlang die Bestände nach den Spuren und Schriften Miltons. Auch die Privatbibliothek des

---

<sup>484</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 28.9.1871, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-7.

<sup>485</sup> Ebd.

<sup>486</sup> Ebd., N 1001/60-7f. (Unterstreichung im Original).

<sup>487</sup> Ebd., N 1001/60-8.

<sup>488</sup> Ebd.

weit gereisten Historikers William Hepworth Dixon (1821-1879), den er in einer ihm bekannten deutschen Familie kennen lernte, durfte er einsehen. In London wurde er bei seiner Arbeit von Samuel Rawson Gardiner (1829-1902) unterstützt, dem Verfasser einer monumentalen Geschichte Englands im 17. Jahrhundert, der noch heute als ein ausgezeichneter Historiker der Englischen Revolution gilt.<sup>489</sup> Stern hatte schon von Karlsruhe aus mit Gardiner korrespondiert, nachdem er im dortigen Archiv Dokumente gefunden hatte, die für Gardiners Arbeit interessant sein mochten (S. 16). Stern und Gardiner, der wie Ranke die Originalquellen aufsuchte und einen nüchternen Stil schrieb<sup>490</sup>, standen in regelmäßiger Korrespondenz und entwickelten im Laufe der Jahre ein nahes freundschaftliches Verhältnis, das bei späteren Besuchen Sterns in London stets gepflegt wurde. Stern hielt viel von seinem englischen Kollegen und zählte ihn zu den Vertretern der Ranke'schen Schule, obwohl er „nie zu Füßen des Altmeisters gesessen“ hatte<sup>491</sup>. Zusammen mit einem Karlsruher Freund, dem Mathematiker Jacob Lüroth (1844-1910), der 1865 in Heidelberg promoviert hatte und 1869 nach Karlsruhe berufen worden war, reiste er nach der Beendigung seiner Archivarbeit nach Schottland. Dort besuchte er den Schriftsteller David Masson (1822-1907), der seit 1865 den Stuhl für Rhetorik und Englische Literatur in Edinburgh besetzt hielt und sich schon seit längerem mit der Biographie Miltons beschäftigte.<sup>492</sup> Er fand herzliche Aufnahme und trat in einen regen Gedankenaustausch mit seinem schottischen Kollegen. „Fast jede Seite des ersten Theiles meines Buches wird Zeugnis dafür ablegen, was es den Forschungen Masson's verdankt“, schrieb er später im Vorwort seiner Milton-Biographie und fuhr fort: „Endlich haben die mannichfachen mündlichen wie schriftlichen Belehrungen und sonstige Zeichen der Teilnahme, mit denen H[err] Masson meinen Studien zu Hilfe kam, mich zum herzlichsten Danke gegen ihn verpflichtet.“<sup>493</sup>

Anschließend bereiste er Schottland. Dabei bekam er den Eindruck, dass die Schotten „Deutschland mit etwas günstigeren Augen ansähen als die Engländer“, die dem Kaiserreich, „seit die Annexion [Elsass-Lothringens (NSch)] der Preis für die

---

<sup>489</sup> Vgl. Jürgen Osterhammel: *Gardiner*, in: Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart, München 2002, S. 112.

<sup>490</sup> Vgl. ebd.

<sup>491</sup> Alfred Stern: *S. R. Gardiners englische Geschichte 1603-1642*, in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 200, München 20.7.1883, S. 2930-2931, hier S. 2930.

<sup>492</sup> Vgl. *Life of Milton in Connexion with the history of His Own Time*, 6 Vol., 1858-1880 ([http://www.1911encyclopedia.org/David\\_Masson](http://www.1911encyclopedia.org/David_Masson), 23.4.2007).

<sup>493</sup> Alfred Stern, *Milton und seine Zeit*, Band 1, Erstes Buch, Leipzig 1877, S. VI.

Beendigung des Krieges wurde, ihre Sympathien wohl entzogen“.<sup>494</sup> Seine Beobachtungen decken sich mit denen moderner Forschung.<sup>495</sup> Die ambivalente Haltung der Engländer gegenüber der neuen europäischen Großmacht, gegenüber dem Volk der Dichter und Denker einerseits und dem militaristischen Kaiserreich andererseits, formulierte der oben erwähnte Harrison später folgendermaßen: „Lasst uns den Gelehrten, den Künstler, den Dichter des [deutschen (NSch)] Vaterlandes umarmen, [...] aber lasst uns unser Pulver trocken halten – und die Geburt, die Entwicklung und die Zukunft des Bismarck’schen Reiches genau verfolgen.“<sup>496</sup> Die Sympathien der Engländer für Frankreich führte Stern auf „die Erinnerungen an den Krimkrieg & das Bewusstsein“ zurück, dass die Engländer „ohne Frankreich in diesem [Krieg] verloren gewesen wären“.<sup>497</sup> Während ihm in England die „ganze Lebens-Anschauung [...] aristokratisch, mit frommer Heuchelei [...] durchsetzt“ vorkam, gefielen dem jungen Forschungsreisenden Schottland und die Schotten sehr – abgesehen von den schottischen Trinksitten: „[W]enn das Volk nur von der Erbsünde des Gin-Trinkens erlöst werden könnte[!]“<sup>498</sup> Mit seinem Material aus den Londoner Archiven und Bibliotheken kehrte er nach Göttingen zurück und habilitierte sich dort 25-jährig<sup>499</sup> Anfang des Jahres 1872 mit dem ersten Teil seiner Milton-Biographie. Die Materialien, die er in London gesammelt hatte, kamen auch seinem nächsten Werk zustatten, der *Geschichte der Revolution in England* (Berlin 1881), das im Rahmen der umfangreichen, von Wilhelm Oncken (1838-1905) herausgegebenen Reihe *Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen* erschien.

Der Titel seiner Habilitationsschrift, *Milton und seine Zeit* (2 Bände, Leipzig 1877/79), verrät bereits, dass Stern das Lebensbild Miltons in engem Zusammenhang mit der bewegten Geschichte seiner Zeit zeichnet, ihm also eine sowohl literarische als auch politisch-historische Biographie widmet. Der gelehrte Historiker scheut in seinem

<sup>494</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 28.9.1871, Bundesarchiv Koblenz, N 1001/60-8.

<sup>495</sup> Vgl. Jörn Leonard: *Construction and Perception of National Images: Germany and Britain 1870-1914*, in: *The Linacre Journal*, Number 4, December 2000, S. 45-67, hier S. 53.

<sup>496</sup> Frederic Harrison zitiert nach P. M. Kennedy: *Idealists and Realists: British Views on Germany 1864-1939*, in: *Transactions of the Royal Historical Society, Fifth Series, Volume 25*, London 1975, S. 137-156, hier S. 140f. („Let us embrace the savant, the artist, the poet of the Fatherland, but let us keep our powder dry – and study the birth, the growth, and the future of Bismarckism.”).

<sup>497</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 28.9.1871, N 1001/60-9.

<sup>498</sup> Ebd., N 1001/60-8.

<sup>499</sup> Weber gibt das durchschnittliche Habilitationsalter bei Historikern, die ihren ersten Ruf um 1875 erhielten, mit knapp 26 Jahren an (vgl. Wolfgang Weber: *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt am Main 1984, S. 142 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Band 216)).

„hervorragenden Werk der Gelehrsamkeit“<sup>500</sup> vor einer Analyse des literarischen Schaffens Miltons keineswegs zurück und liefert darüber hinaus in einem Kapitel *Blick auf die gleichzeitige poetische Literatur Englands*<sup>501</sup> einen beeindruckenden Beweis seiner Kompetenz auch auf literarischem Gebiet. In einem langen Kapitel bespricht er Miltons *Paradise Lost*, das „grossartigste Denkmal des Puritanismus“<sup>502</sup>, und stellt es neben andere Epen religiösen Inhalts, nämlich neben die Werke Klopstocks und Dantes. Stern übersieht die Wirkung Miltons auf die deutsche Dichtung des 18. Jahrhunderts nicht und meint, Klopstocks *Messiasde* sein ohne Miltons Hauptwerk undenkbar. Doch während man an Miltons Hand „sicher geführt“ werde, verliere „man über den lyrischen Ergüssen und rhetorischen Weitschweifigkeiten [den Faden des Klopstock’schen Epos] [...] aus dem Gesicht, und die Theilnahme erlahmt, da dem Dichter die Fähigkeit plastischer Gestaltung so gut wie ganz abgeht.“<sup>503</sup> „Klopstock wird je länger je mehr gegen Milton verlieren“<sup>504</sup>, stellt er fest, bevor er sich Dante zuwendet, in dessen Dichtung er – trotz aller Unterschiede und verschiedener Ausgangspunkte – ein Kunstwerk Milton’scher Größe erkennt: „Erhabene Denkmale zweier Weltanschauungen in grossartiger künstlerischer Fassung überdauern beide Dichtungen die Jahrhunderte, während der Strom der Zeit die schwach gezimmerten Götzen des Tages erbarmungslos wegschwemmt.“<sup>505</sup>

Mit gewissenhafter, vielleicht sogar ermüdender Detailversessenheit zeichnet Stern im ersten Band die Herkunft Miltons beginnend mit seinem Urgroßvater nach und greift diesen Faden im vierten und letzten Band wieder auf, indem er versucht, auch die letzten Nachkommen Miltons aufzulisten.<sup>506</sup> Der Detailreichtum in der Darstellung der Universität Cambridge beispielsweise, die Milton 1625 bezogen hatte, ist ebenfalls von einer Gründlichkeit, die versucht, alles zu erfassen: Statuten, Regeln, Architektur, Atmosphäre, selbst einige Lehrer werden mit kurzen Biographien und Charakteristiken

---

<sup>500</sup> William Bridges Hunter (Hrsg): *A Milton Encyclopedia*, Vol. 8, Bucknell University Press 1978, S. 38 („an excellent piece of scholarship”).

<sup>501</sup> Vgl. Alfred Stern: *Milton und seine Zeit. [Erster Theil]. Erstes Buch. Vor dem Ausbruch der Revolution 1608-1639*, Leipzig 1877, S. 162-199.

<sup>502</sup> Alfred Stern: *Milton und seine Zeit. Zweiter Theil. Viertes Buch. Unter der Restauration 1660-1674*, Leipzig 1879, S. 97.

<sup>503</sup> Ebd., S. 100.

<sup>504</sup> Ebd., S. 101.

<sup>505</sup> Ebd., S. 103.

<sup>506</sup> Vgl. Alfred Stern: *Milton und seine Zeit. [Erster Theil]. Erstes Buch. Vor dem Ausbruch der Revolution 1608-1639*, Leipzig 1877, S. 14f. bzw. *Zweiter Theil. Viertes Buch. Unter der Restauration 1660-1674*, Leipzig 1879, S. 190f.

vorgestellt.<sup>507</sup> Es scheint, als wolle Stern alles und jeden erfassen, mit dem Milton je in Berührung kam oder in Kontakt hätte kommen können<sup>508</sup>. In dieser frühen Arbeit lässt sich sowohl seine Akribie ausmachen, als auch sein positivistischer Ansatz, indem er penibel bemüht ist, all das weiterzuvermitteln, was sich irgendwo aufgezeichnet und dokumentiert finden lässt. In dieser Beziehung ist Sterns Werk ein typisches Produkt der positivistisch ausgerichteten Biographik des 19. Jahrhunderts, die „das Dargestellte durch Fakten abzusichern und ein möglichst lückenloses Bild zu präsentieren“ hatte und im Resultat nicht selten „zu erschlagendem Detailwissen und ausufernden Mega-Biographien [führte].“<sup>509</sup> Wie oben schon angedeutet, liegt Sterns Biographie in einem Trend der deutschen Geschichtsschreibung, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur auf nationalgeschichtliche Monographien konzentrierte, sondern sich auch gerade im Bereich der Neueren Geschichte mit mehrbändiger, monumentaler, überdimensionaler, oftmals dokumentarischer Individualbiographik beschäftigte.<sup>510</sup> Sterns Werk hat nicht den extremen Umfang mancher Biographien der Jahrhundertmitte<sup>511</sup>, brachte es aber auf immerhin fast 1400 Druckseiten und liegt damit in etwa auf dem „beträchtliche[n] durchschnittliche[n] Maß der großen Individualbiographie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“<sup>512</sup> von etwas über 1000 Seiten.

Doch die Biographie Miltons ist in erster Linie das Werk eines Historikers, der sich bereits bei seiner Promotion mit einer seiner Thesen ausdrücklich gegen das Diktum Carlyles gewandt hatte, die Universalgeschichte sei nichts anderes als die

---

<sup>507</sup> Vgl. Alfred Stern: *Milton und seine Zeit. [Erster Theil]. Erstes Buch. Vor dem Ausbruch der Revolution 1608-1639*, Leipzig 1877, S. 48ff.

<sup>508</sup> Vgl. William Bridges Hunter (Hrsg.): *A Milton Encyclopedia*, Vol. 8, Bucknell University Press 1978, S. 38 („Stern also attempts to list every person whom Milton knew, might have known, or might have met.”).

<sup>509</sup> Christian Klein: *Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme*, in: Ders. (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 1-22, hier S. 8.

<sup>510</sup> Vgl. Olaf Hähner: *Historische Biographik. Die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1999, S. 135ff. (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 829).

<sup>511</sup> Die sechsbändige Stein-Biographie des Leiters der Monumenta Germanicae Historica, Georg Heinrich Pertz (1795-1876), *Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein* (6 Bände, Berlin 1849-55), hat über 4000 Seiten (ebd., S. 143), Thomas Carlyles *Live of Frederik II of Prussia* (London 1897) bestand aus 8 Bänden. Lange, mehrbändige Biographien lassen sich auch in heutiger Zeit finden: Die Churchill-Biographie Martin Gilberts besteht aus acht Bänden und 15 Quellenbänden (London 1966ff.).

<sup>512</sup> Ebd., S. 140.

Lebensbeschreibung großer Männer (S. 10)<sup>513</sup>. Neben dem personalen Moment beschreibt Stern sorgfältig „die Geschichte der Zeit, in die Milton geboren wurde und in der er lebte.“<sup>514</sup> In Miltons Lebenszeit fielen der englische Bürgerkrieg (1641-1649), der mit der Enthauptung König Karls I. zur zeitweiligen Abschaffung der Monarchie und der Errichtung einer Republik in England führte, und die Militärdiktatur Cromwells mit der darauf folgenden Wiedereinführung der Monarchie unter König Karl II. im Jahre 1660. Stern bespricht die Spannungen zwischen Thron und Parlament und die Gegensätze zwischen den verschiedenen religiösen Gruppierungen ausführlich. Getreu den Maximen seiner Lehrer hält er sich in der Bewertung der geschilderten Ereignisse und Personen zurück und vermeidet ausdrückliche Werturteile, doch anders als in den späteren Werken schimmert in der Habilitationsschrift seine Haltung unmissverständlich durch: Seine Sympathien liegen offensichtlich wie die Miltons auf Seiten des Parlaments und der gegen die religiöse Observanz gerichteten Kritik der Puritaner.

Ähnlich wie in seiner Dissertation hatte sich Stern mit der Person und der Lebenszeit des englischen Dichters und Staatsphilosophen ein Thema gewählt, in dem mit der Souveränität des Volkes, mit der Fortschrittlichkeit einer republikanischen Verfassung gegenüber einer monarchischen und mit dem Aufbegehren gegen religiöse Bevormundung freiheitlich-liberale Gedanken zur Sprache gebracht werden konnten. Im eng miteinander verflochtenen Kampf zwischen Staat und Kirche und zwischen Monarchie und Republik stand Milton, mit seiner antiklerikalen Haltung und seiner Hingabe an die Freiheit<sup>515</sup>, ganz auf der Seite der religiösen und parlamentarischen Selbstbestimmung. Beide Aspekte dieser Streitigkeiten fasst Stern zusammen, wenn er beispielsweise sagt, Milton habe Gelegenheit genug gehabt, „jene bischöfliche Kirche hassen zu lernen, welche die Willkür der Staatsmacht vertheidigte, um diese als Büttel für eigene Gewaltthaten zu gebrauchen, er hatte sich zum Dienste dieser Kirche nicht

---

<sup>513</sup> Zur Promotion gehörten damals das Aufstellen und die Verteidigung von Thesen. Die hier erwähnte These führt Stern in seiner Selbstbiographie eigens an: „Es mag erwähnt werden, daß eine der bei diesem Anlaß von mir aufgestellten Thesen lautete: „Notum illud Th. Carlyle, clarissimi autoris Britannici dictum, historiam universalem nihil esse nisi virorum clarorum historiam nullo modo probandum est.““

<sup>514</sup> William Bridges Hunter (Hrsg): *A Milton Encyclopedia*, Vol. 8, Bucknell University Press 1978, S. 39 („[...] with painstaking detail Stern has written a history of the times into Milton was born, and in which he lived [...]“).

<sup>515</sup> Vgl. Martin Dzelzainis: *Milton's politics*, in: Cambridge Companions Online 2006, S. 70-83, hier S. 76 („[...] his anticlericalism and his devotion to liberty [...]“).

entschliessen können, weil er nicht zu heucheln verstand.“<sup>516</sup> In der Wahl der Worte deckt Stern hier seinen Standpunkt auf, in späteren Werken legt er ungleich größeren Wert auf vorsichtigere Formulierungen, die seine eigene Einstellung nicht so stark hervortreten lassen.

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang vielleicht auch, dass der junge Geschichtswissenschaftler die Form des historischen Werkes Miltons kritisiert. Miltons Vorstellung von einem gelungenen historischen Stil war die einer „reine[n] und ungeschminkte[n], klare[n] und würdige[n] Darstellung“, gegen „häufige Betrachtungen und weitläufige Urtheile“ hatte er seine Abneigung ausgesprochen.<sup>517</sup> In der Theorie waren sich Milton und Stern trotz der dazwischen liegenden Jahrhunderte durchaus einig. In der Praxis jedoch, so wies Stern nach, enthielt sich Milton keineswegs des Urteils und ließ seine Persönlichkeit nicht hinter der Darstellung zurücktreten. Im Gegenteil weise das Werk deutlichen „Bezug auf zeitgenössische Vorgänge“ auf, der Autor bringe „kurze[] Anspielungen auf neuere Ereignisse, gelegentliche Parallelen und moralische Aussprüche“ an und sei „von dem Vorwurfe der Tendenz [nicht völlig] frei[zu]sprechen.“<sup>518</sup> In dieser Kritik äußert sich Sterns eigenes Ideal der strengen wissenschaftlichen Objektivität Waitz'scher Prägung, dem er zeit seines Lebens nacheiferte. Zur Entschuldigung Miltons führt er an, dass von einem Mann, „der einen so regen Antheil an der Politik genommen hatte, kaum etwas anderes zu erwarten“ sei, „als dass er die Vergangenheit wie einen Spiegel für die Gegenwart betrachte“ und dabei versuche, „aus den früheren Schicksalen der Nation eine patriotische Nutzenanwendung für das lebende Geschlecht zu ziehen“<sup>519</sup>. Doch gerade diese Nachsicht, mit der er den englischen Dichter häufiger behandelte, wurde ihm selbst zum Vorwurf gemacht, indem sie ihm als übermäßige Sympathie angelastet wurde, die letztlich in eine „Erhöhung“ bzw. „Vergötterung“ Miltons ausarte<sup>520</sup>.

Eine Idealisierung der zentralen Gestalt, des Marquis de Mirabeau (1749-1791), wird man in der zweiten von Stern verfassten Biographie vergeblich suchen. Dieses Werk erschien unter dem Titel *Das Leben Mirabeaus* (Berlin 1889, 2 Bände) und wurde

---

<sup>516</sup> Alfred Stern: *Milton und seine Zeit. [Erster Theil]. Zweites Buch. Während der Revolution 1640-1649*, Leipzig 1877, S. 55.

<sup>517</sup> Alfred Stern: *Milton und seine Zeit. Zweiter Theil. Viertes Buch. Unter der Restauration 1660-1674*, Leipzig 1879, S. 137f.

<sup>518</sup> Ebd., S. 138f.

<sup>519</sup> Ebd., S. 138.

<sup>520</sup> William Bridges Hunter (Hrsg): *A Milton Encyclopedia*, Vol. 8, Bucknell University Press 1978, S. 38f. („Stern exalted Milton“, „Stern idolized Milton“).



nicht nur als eine „durch ihre Objektivität ausgezeichnete Biographie“ sondern auch als eine der „besten Monographien, die wir deutscherseits über Menschen oder Zustände der Revolutionsperiode besitzen“<sup>521</sup>, gerühmt. Das Werk bespricht in einer der Milton-Biographie nicht unähnlichen Verzahnung von Biographik und Historiographie nicht nur den Protagonisten, sondern auch ausführlich die revolutionäre Zeit, in der er lebte. Auch im Ausland wurde es als „deutsches Standardwerk“ aufgefasst.<sup>522</sup> Mit der gleichen weitläufigen Genauigkeit, mit der er Milton behandelt hatte, geht er in der Schilderung des Lebens Mirabeaus zu Werke. Er beginnt mit dem Stammbaum des Geschlechts Mirabeau, den er bis auf das Jahr 1346 zurückverfolgt, bevor er in drei Kapiteln auf Mirabeaus Vater und den Kampf zwischen den Eltern zu sprechen kommt<sup>523</sup>. Stern beeilte sich, das Werk zum 100. Jahrestag der Französischen Revolution fertig zu schreiben und beendete im April 1889 die Arbeit an der Lebensbeschreibung des „Monstrum[s] – denn das ist er moralisch und politisch, weit mehr als ich je geahnt habe“<sup>524</sup>. Ein Erscheinen im „Säkularjahre“<sup>525</sup> war ihm im Hinblick auf den Absatz des Buches wichtig: „Ich bin recht gespannt auf das Schicksal des Werkes, ob es totgeschwiegen wird oder ob es Anklang findet.“<sup>526</sup> Das Buch fand tatsächlich mehr Leser, als Stern gedacht hatte, so dass er noch vor Jahresende zufrieden an Baumgarten melden konnte: „Mein Verleger ist bisher nicht unzufrieden.“<sup>527</sup>

Bei den Protagonisten der Stern'schen Biographik handelte es sich nicht um Deutsche. Obwohl er sich auch mit preußischer Geschichte beschäftigte (*Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit 1807-1815*, Leipzig 1885), bricht er mit dem Grundkonsens der deutschen Geschichtswissenschaft seiner Zeit, der besagte, „daß der Fixpunkt des geschichtswissenschaftlichen Interesses der Nationalstaat ist [...]“<sup>528</sup>. Hier ist bereits eine europäische Blickrichtung festzustellen, die später sein Hauptwerk, die *Geschichte Europas*, prägen wird. Auch wenn hier noch

---

<sup>521</sup> Meyers Konversationslexikon: *Deutsche Litteratur (Historische Litteratur) bzw. (1890: Geschichte, Briefwechsel, Litteraturgeschichte)*, Bd. 18, Leipzig 1888-1890, S. 434 bzw. S. 205 (<http://www.retrobibliothek.de/retrobib/index.html>).

<sup>522</sup> Carlton Joseph Huntley Hayes: *A Political and Social History of Modern Europe*, Vol. I, New York 1916, S. 522 („a standard German work“).

<sup>523</sup> Vgl. Alfred Stern: *Das Leben Mirabeaus*, Berlin 1889, S. 1-62.

<sup>524</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 19.1.1888, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-84.

<sup>525</sup> Ebd.

<sup>526</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 23.10.1888, ebd., N 2013/23-90.

<sup>527</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 31.12.1889, ebd., N 2013/23-94.

<sup>528</sup> Olaf Hähner: *Historische Biographik. Die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1999, S. 179 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 829).

nicht von der gesamteuropäischen Dimension seines Hauptwerkes mit dem Postulat des gemeineuropäischen Geistes die Rede sein kann, wird dennoch deutlich, dass sich Stern in seiner Geschichtsschreibung nicht von einem nationalstaatlich verengten Ausgangspunkt begrenzen lässt, sondern frühzeitig den Blick über die Landesgrenzen hinaus richtet.

Doch vorerst begann nun mit der Habilitation Sterns akademische Lehrtätigkeit. Er eröffnete das Sommersemester mit einem Kolleg *Geschichte der englischen Revolution*, im anschließenden Wintersemester las er *Geschichte der französischen Revolution*. Nach eigenem Bekunden machte ihm das Dozieren von Anfang an viel Freude (S. 17). Schon seine ersten Vorlesungen fielen zu seiner Zufriedenheit aus, auch wenn ihre Vorbereitung ihn sowohl viel Zeit als auch reichlich Arbeit kostete. Bei seinen Studenten scheinen sie frühzeitig Beifall gefunden zu haben: „Meine Vorlesungen sind, was die Zahl der Zuhörer betrifft, weit über mein Erwarten gut zu Stande gekommen und machen mir soviel Freude wie Arbeit.“<sup>529</sup> Für seine finanzielle Lage war dieser Erfolg sicherlich nicht ganz ohne Bedeutung, mit seiner schriftstellerischen Arbeit und seiner Korrespondenz kam er dadurch allerdings in Verzug und konnte manche Briefe erst nach Monaten beantworten. Bei Baumgarten entschuldigte er sich folgendermaßen für eine über ein halbes Jahr verspätete Antwort:

*Sie wissen indes, wie sich das Schicksal eines jungen Docenten zu gestalten pflegt. Bringt er keine Vorlesungen zu Stande, so ärgert er sich, und gelingt es ihm damit, so fehlt ihm gänzlich die Zeit zu anderer, leider fast auch zu schriftstellerischer Thätigkeit. Jetzt bin ich nur in der immerhin glücklichen zweiten Alternative.*<sup>530</sup>

Stern hatte also über fehlende Studenten in seinen Vorlesungen nie zu klagen. Weder in Bern noch später in Zürich fehlte es an Zuhörern in seinen Lehrveranstaltungen. Aus Zürich schrieb er 1892 an Baumgarten und berichtete von seinen Erfolgen, die er jedoch bescheiden nicht sich selber, sondern äußeren Umständen zuschrieb:

---

<sup>529</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 30.4.1873, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-6.

<sup>530</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 2.11.1872, ebd., N 2013/23-4.

*Als Kolleg lese ich zum ersten Male über 1870/71 [...]. Ich muss das grösste Lokal nehmen, was durchaus nicht für mich, nur für den Stoff spricht, denn das Publicum (worunter freilich auch Universitätshörer) ist vor allem „rerum novarum studiosum“. Ältere Waare [...] findet weniger Liebhaber.<sup>531</sup>*

Auch in einer Notiz zu seinem 80. Geburtstag in einer Frankfurter Zeitung wurde sein ausgezeichnete Vortrag anerkannt und seine Art, „in freier, formschön gefeilter Rede vorzutragen“, hervorgehoben.<sup>532</sup> Dass Stern „frei und außergewöhnlich gut sprach“, bestätigte auch Ricarda Huch.<sup>533</sup>

Wie es sich in einer Gelehrtenbiographie gehört, nennt er diejenigen seiner Hörer, „die sich später einen Namen gemacht haben“ (S. 17). Er erwähnt beispielsweise den Rechtshistoriker Felix Liebermann (1851-1925), den Bruder des Malers Max Liebermann, und den tschechischen Historiker Jaroslav Goll (1846-1929). Dabei muss allerdings bemerkt werden, dass sich keiner seiner Schüler als Fachhistoriker einen außerordentlichen Namen gemacht hat. Stern hat weder in Göttingen, noch später in Bern bzw. Zürich eine Schule begründet, was wohl mit den kleinen Verhältnissen in Bern und mit der naturwissenschaftlichen Ausrichtung der ETH Zürich zusammenhängt – und wahrscheinlich auch damit, dass er zeit seines Lebens der Schule Rankes und Waitz' und ihrer Methodik treu blieb und sie nicht weiterentwickelte.

Unter seinen Freunden aus der Göttinger Zeit führt er bekanntere Namen an, beispielsweise den Mommsenschüler Otto Hirschfeld (1843-1922), der 1872 nach Prag, 1876 nach Wien und 1885 als Höhepunkt seiner Karriere als Nachfolger Mommsens nach Berlin berufen wurde. Hirschfeld war jüdischer Abstammung, jedoch zum Protestantismus übergetreten. Der Historiker Ernst Ludwig Steindorff (1835-1895), der von 1866 bis zu seinem Tode in Göttingen war, gehörte zwar als „eine mehr receptive Natur“<sup>534</sup> nicht zu den Fachvertretern, die sich mit häufigen Publikationen bemerkbar machten, als Schwiegersohn seines Lehrers Waitz passt er jedoch gut in das von Stern aufgezeichnete Beziehungsgeflecht. Als vielleicht Berühmtesten unter seinen Freunden

---

<sup>531</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 12.5.1892, ebd., N 2013/23-109.

<sup>532</sup> E. Caro: *Zum achtzigsten Geburtstag von Alfred Stern*, o.O., [Frankfurt?] 1926. Die ausgeschnittene Zeitungsnotiz befindet sich in der Universitätsbibliothek der Justus-Liebig-Universität Gießen im Nachlass Wilhelm Onckens (139/101-119a/b), der Name der Zeitung und das genaue Datum waren nicht festzustellen.

<sup>533</sup> Ricarda Huch: *Frühling in der Schweiz. Jugenderinnerungen von Ricarda Huch*, Freiburg i.Br., Zürich 1960, S. 26.

<sup>534</sup> Otto Heinemann: *Steindorff*, in: ADB, Bd. LIV, Leipzig 1875-1912, S. 464-466, hier S. 465.

führt er den Mathematiker Felix Klein (1849-1925) an, der sich damals wie Stern gerade habilitiert hatte und als Privatdozent in Göttingen wirkte.

Als Privatdozent war Stern auf die mageren Kollegelder angewiesen, die sich aus der Anzahl der Besucher seiner Vorlesungen berechneten und normalerweise „keine Grundlage für eine ausreichende Existenzsicherung“<sup>535</sup> boten. Daher wusste er es sicherlich zu schätzen, dass sein älterer Kollege Reinhold Pauli, der im Wintersemester eigentlich denselben historischen Stoff wie er behandeln wollte, davon absah und sich, um dem jungen Dozenten entgegenzukommen, ein anderes Thema wählte (S. 17). Denselben kollegialen Geist bewies Stern selber bei späteren Gelegenheiten. Als er 1887 an das Polytechnikum in Zürich berufen wurde, bat er in einem Brief an Meyer von Knonau, den Rektor und Professor für Geschichte an der Universität Zürich, um Mitteilung, was dieser im nächsten Winter zu lesen gedenke. Er wollte nämlich „Kollisionen mit den Kollegen der [benachbarten (NSch)] Universität, sowohl was Wahl des Themas der Vorlesungen im Laufe eines Semesters, wie was die Zeit betrifft“, möglichst vermeiden.<sup>536</sup> Doch was die oft als finanzielle „Durststrecke“ oder „wahre Hungerexistenz“<sup>537</sup> bezeichnete Privatdozentur angeht, wird man davon ausgehen dürfen, dass der Vater seinem Sohn auch jetzt freigiebig unter die Arme gegriffen und ihm weiterhin finanzielle Hilfe gewährt haben wird. Schließlich hatte der alte Stern ihm bereits durch die generöse Finanzierung des Berliner Semesters und des Studienaufenthaltes in England die unbeschwerte Beschäftigung mit der Wissenschaft ermöglicht und damit sein Wohlwollen und seine Großzügigkeit unter Beweis gestellt. Die triste Lage eines unbezahlten Privatdozenten hatte er ja selbst jahrelang am eigenen Leib gespürt. Die „dornig[e] [...] Docentenlaufbahn“<sup>538</sup> des jungen Alfred Stern war allerdings unverhältnismäßig kurz und dauerte nur drei Semester. Im Sommer 1873 wurde er als außerordentlicher Professor nach Bern in die Schweiz berufen.

---

<sup>535</sup> Martin Schmeiser: *Akademischer Hasard. Das Berufschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870-1920*, Stuttgart 1994, S. 38.

<sup>536</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 27.3.1887, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

<sup>537</sup> Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914*, München 1995, S. 425.

<sup>538</sup> Alfred Stern an Ernst Bernheim, 30.11.1882, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/3.

## IX. Lieber in dem aufblühenden Zürich alt werden

### Die Berner Demission

Höchstwahrscheinlich dachte Stern bei seinem Umzug nach Bern nicht daran, von nun an sein gesamtes akademisches Leben in der Schweiz zu verbringen. Wie viele deutsche Nachwuchswissenschaftler betrachtete er den Schweizer Lehrstuhl wohl eher „als probates Sprungbrett“<sup>539</sup> für eine akademische Karriere im Reich, vielleicht dachte er an eine Rückkehr nach Göttingen an die „Hochburg der Waitzianer“. Falls er tatsächlich solche Wünsche gehegt hatte, lässt er davon in der Retrospektive seiner Autobiographie freilich nichts anklingen. Es muss wiederum darauf hingewiesen werden, dass in der selbstbiographischen Darstellung das eigene Leben meistens als erfolgreich dargestellt wird. Diesem Aspekt würde das Eingeständnis, dass ihm der Sprung an eine deutsche Universität nicht gelang bzw. verwehrt blieb, widersprechen. Also spricht Stern in seiner Selbstbiographie von der Bezauberung, die das „wundervolle Land“ auf ihn ausübte (S. 18). Hier scheint der naturalisierte Schweizer zu sprechen, der sich nach fast 60 Jahren in der Schweiz die mythische Überhöhung der Natur, die nicht nur in der Schweiz „als Gegen- und Ruhepol zur menschlichen Gesellschaft gedeutet“ wurde<sup>540</sup>, zueigen gemacht hatte. Auf den Wunsch seiner Freunde und Bekannten, dass er wieder nach Deutschland zurückzukehren solle, deutet eine Bemerkung des Göttinger Philosophen Lotze hin. Der Freund des Vaters gratulierte dem „liebste[n] Alfred“ 1876 zu seinen ersten schriftstellerischen Erfolgen und sprach die Hoffnung aus, dass seine Laufbahn „bald eine Krümmung nach Deutschland zurück erfahren wird[,] und uns alle soll es sehr freuen, wenn Sie, nachdem Sie nun die Schweiz hinlänglich kennen gelernt haben, in das alte Stammland zurückkehren.“<sup>541</sup> Zu dieser Heimkehr sollte es nicht kommen. Doch wahrscheinlich hat er, wie Paul Guggenheim (1889-1977) in seinem Nachruf auf Stern bemerkt, in seinen frühen Jahren in der Schweiz in der Tat eine Berufung auf eine deutsche Lehrkanzel ersehnt. Guggenheim vermutet wohl zu Recht, dass diese Berufung ihm wahrscheinlich nicht nur wegen seiner liberalen, der Treitschke'schen „Historikerkirche [...] diametral entgegengesetzt[en]“

---

<sup>539</sup> Friedrich Traugott Külling: *Antisemitismus in der Schweiz zwischen 1866 und 1900*, Inaugural-Dissertation der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern zur Erlangung der Doktorwürde, Zürich 1977, S. 181.

<sup>540</sup> Manfred Hettling: *Geschichtlichkeit. Zwerge auf den Schultern von Riesen*, in: Ders., Mario König, Martin Schaffner, Andreas Suter, Jakob Tanner (Hrsg.): *Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen*, Frankfurt am Main 1998, S. 91-132, hier S. 94.

<sup>541</sup> Rudolf Hermann Lotze an Alfred Stern, 22.11.1876, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 2°Cod. Ms. philos. 182:Lotze.

Geschichtsauffassung sondern auch wegen seiner jüdischen Abstammung vorenthalten blieb.<sup>542</sup>

Zu der Einsicht, dass seine politische Haltung einer Karriere in Deutschland nicht förderlich war, war Stern bereits spätestens 1882 gelangt. Baumgarten hatte nach Paulis Tod angedeutet, dass sich Stern nun vielleicht um die Nachfolge des verwaisten Lehrstuhls in Göttingen bemühen sollte. Baumgartens Vorschlag und die Tatsache, dass er bereits in diesem Sinne gewirkt hatte, erfüllten Stern „mit Stolz und Dankbarkeit zugleich.“<sup>543</sup> Doch er wehrte ab:

*Allein ich mache mir nicht die mindesten Illusionen und denke vollkommen ruhig über die Sache. Meinem Vater habe ich in demselben Sinne schon vor ein paar Tagen geschrieben, auch er wird sich keine vergeblichen Hoffnungen machen[.] [...] Kühn wie ich die Dinge ansehe, glaube ich, dass mir vielleicht für immer die Laufbahn nicht nur in Preussen, sondern in Deutschland verschlossen ist und ich suche Bern die guten Seiten, die es neben vielen Mängeln hat, abzugewinnen.*<sup>544</sup>

Als Baumgarten zwei Jahre später wieder vorschlug, dass Stern sich erneut, diesmal in Bonn, bewerben solle, fiel seine Antwort ähnlich aus:

*Alle Bewerbungen werden gewiss in Sybel's Kabinet entschieden und von mir wird immer aus mehr als aus einem Grunde keine Rede sein. Ich mache mir darüber gar keine Illusionen, sondern sage mir: „Contenti estote“.*<sup>545</sup>

Die Macht des in seiner Autobiographie mit keiner Silbe erwähnten Heinrich von Sybel hat Stern wohl kaum unterschätzt. Sybel hatte als Grundleger und Herausgeber der *Historischen Zeitschrift*, seit 1875 als Direktor der Preußischen Archive und seit 1886 als Präsident der Historischen Kommission einflussreiche Positionen inne, die er u.a. dazu verwendete, um wissenschaftliche Kontroversen durch eine gezielte

---

<sup>542</sup> Paul Guggenheim: *Alfred Stern*, in: Jüdische Presszentrale, Nr. 887, 3.4.1936, S. 3.

<sup>543</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 13.6.1882, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-26.

<sup>544</sup> Ebd.

<sup>545</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, Frühjahr 1884, ebd., N 2013/23-54.

Personalpolitik zu initiieren und zu lenken.<sup>546</sup> Bei dem im Weiteren noch zu behandelnden Streit zwischen Treitschke und Baumgarten, bei dem Stern erklärtermaßen auf Seiten Baumgartens stand, griff Sybel mit Wort und Tat ein und, so kann man wohl sagen, entschied die heftige und teilweise stark polemische Auseinandersetzung zugunsten Treitschkes.<sup>547</sup> Auf das Wohlwollen und die Zustimmung Sybels bei einem Berufungsverfahren konnte Stern sicherlich nicht zählen.

Ein Lehrstuhl an einer deutschen Universität schien ihm darüber hinaus bei der gegenwärtigen politischen Lage in Deutschland wenig verlockend. Die über ein Jahrzehnt lange Reformperiode war mit der neuen Ausrichtung der Bismarck'schen Politik 1879 zu Ende gegangen und hatte zur Spaltung und zum Rechtsruck der Nationalliberalen Partei geführt. Es war die Zeit, „welche die Schmach erlebt hat, dass die s[o] g[enannten] National-Liberalen Stöcker wähl[t]en.“<sup>548</sup> Es sah „düster in Deutschland aus.“<sup>549</sup> Der Antisemitismus nahm zu, selbst „der Optimismus [s]eines Vaters, der [ihn] bisher immer mit Erinnerungen aus seiner Jugend zu trösten suchte, f[ing] an zu wanken.“<sup>550</sup> Er selbst trauerte über die politischen Zustände in Deutschland „als Deutscher, als Anhänger der Freiheit und als Jude.“<sup>551</sup> Da konnte es, vermutete er, nach der Beilegung des Kulturkampfes, bei der Bismarck der Kurie Zugeständnisse eingeräumt und sich mit der katholischen Kirche arrangiert hatte, nur noch schlimmer kommen:

*Wenn wir in Deutschland erst noch dicker Freund mit dem Pabste werden, wird ein Historiker auf einem deutschen Lehrstuhl auch wohl nicht mehr so frei von der Leber sprechen dürfen wie bisher.*<sup>552</sup>

Das Heimweh nach Deutschland war vielleicht mit dem Abflauen der liberalen Ära und dem erneuten Anwachsen des Antisemitismus im Kaiserreich sowieso abgeklungen. Hermann Cohen (1842-1918), seit 1876 ordentlicher Professor der Philosophie in

---

<sup>546</sup> Vgl. Christoph Frhr. v. Maltzahn: *Sybel*, in: *Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart*, München 2002, S. 323f.

<sup>547</sup> Vgl. Andreas Biefang: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422.

<sup>548</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 27.11.1884, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-56.

<sup>549</sup> Ebd., N 2013/23-67.

<sup>550</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 16.5.1882, ebd., N 2013/23-24.

<sup>551</sup> Ebd.

<sup>552</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 4.3.1887, ebd., N 2013/23-71.

Marburg, drückte die Hoffnungen der 1860-er Jahre und die darauf folgende, bittere Enttäuschung der deutschen Juden, die ungeachtet der Fortschritte der Emanzipation in Deutschland nicht zuletzt an deutschen Universitäten immer noch mit diskriminierender Zurückstellung und Übergehung zu rechnen hatten, folgendermaßen aus:

*Wir Jüngeren hatten wohl hoffen dürfen, daß es uns allmählich gelingen würde, in die Nation Kants uns einzuleben [...], daß es mit der Zeit möglich werden würde, mit unbefangenen Ausdruck die vaterländische Liebe in uns reden zu lassen und das Bewußtsein des Stolzes, an Aufgaben der Nation ebenbürtig mitwirken zu dürfen. Dieses Vertrauen ist uns gebrochen: die alte Beklommenheit wird wieder geweckt.*<sup>553</sup>

Auch Stern machte sich keine Illusionen mehr. Es gab eben neben seiner politischen Einstellung noch sein Bekenntnis zum Judentum, das seiner Berufung nach Deutschland abträglich war und im Wege stand. „Ein Jude hat in Deutschland keine Hoffnung als Historiker in der akademischen Laufbahn bis zum Ordinariat zu gelangen“, schrieb er im März 1887 kurz bevor er von Bern nach Zürich übersiedelte<sup>554</sup> und erklärte, er sei zu der Einsicht gekommen, dass er „als Jude, vom Politischen zu schweigen, nie Aussicht habe als Ordinarius nach Deutschland zu kommen“<sup>555</sup>. Einige Tage zuvor hatte er in einem anderen Brief festgestellt, dass es mit einer Karriere auf der anderen Seite des Rheins „ja ohnehin vorbei [ist]“.<sup>556</sup> Ähnlich schätzten seine Freunde die Lage ein. Ludwig Bamberger beispielsweise, damals freisinniger Reichstagsabgeordneter, der selber mit politisch und antisemitisch motivierten Anfeindungen Erfahrungen gemacht hatte, stellte in einem Brief an Stern fest, „daß in unserem verdummten Deutschland vorerst keine Aussicht für Sie ist“.<sup>557</sup> Von einer Rückkehr seines Freundes nach Deutschland, wo seiner Ansicht nach „die Proskynese in voller Blüte“<sup>558</sup> stand, hielt er nicht viel: „Die Welt wird jeden Tag etwas dümmere & gemeinere. Danken Sie Gott, daß Sie nicht unter deutschen Professoren jetzt leben müssen.“<sup>559</sup>

---

<sup>553</sup> Zitiert nach Shulamit Volkov: *Die Juden in Deutschland 1780-1918*, München 2000, S. 49 (= Enzyklopädie deutscher Geschichte, Band 16).

<sup>554</sup> Alfred Stern an Eduard Winkelmann, 27.3.1887, Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 1830.

<sup>555</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 28.3.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-72.

<sup>556</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 4.3.1887, ebd., N 2013/23-71.

<sup>557</sup> Ludwig Bamberger an Alfred Stern, 3.4.1887, ebd., N 2008/245-36.

<sup>558</sup> Ludwig Bamberger an Alfred Stern, 19.10.1888, ebd., N 2008/245-45.

<sup>559</sup> Ludwig Bamberger an Alfred Stern, 29.4.1887, ebd., N 2008/245-39.



Stern stand übrigens noch bis in die 90-er Jahre des 19. Jahrhunderts bei verschiedenen Berufungsverfahren zur Debatte. Trotz stark divergierender politischer Auffassungen unterhielt Stern ein ausgesprochen freundschaftliches Verhältnis zu Erich Marcks, einem Schüler Baumgartens, der sich vom nach Objektivität und Überparteilichkeit strebenden Neu-Rankeaner zum antidemokratischen Verkünder eines autoritären Machtstaates entwickelte und in seinen letzten Lebensjahren zum überzeugten Mitarbeiter des nationalsozialistischen *Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands* wurde.<sup>560</sup> Seinen Freiburger Ruf verdankte er Treitschke, bei dem er sich 1887 habilitiert hatte.<sup>561</sup> Als Marcks 1894 von Freiburg nach Leipzig berufen wurde, wollte die Freiburger Berufungskommission Stern als seinen Nachfolger ernennen: „Für meine Nachfolge fiel unser Blick [...] in erster Reihe auf Sie; die Kommission hat es einstimmig für notwendig gehalten, der Fakultät auszusprechen, daß in jeder dieser [sachlichen wie persönlichen (NSch)] Beziehungen Ihr Name weit voranstände“, schrieb Marcks an Stern und erwähnt einen früheren, erfolglosen Versuch, Stern nach Freiburg zu holen: Nur eine „frühere Ablehnung durch die Fakultät verhinder[t]e, Sie direkt auf die Liste zu setzen“.<sup>562</sup> Die Berufung Sterns nach Freiburg kam niemals zustande: „Sie wissen“, schrieb Marcks in seiner „verbotenen“, also streng vertraulichen Mitteilung, „wie heikel die Aufgabe war, für diese Stelle, damit sie nicht überhaupt eingeht, die Vorschläge zu machen: taktische Rücksichten sind da ganz unerlässlich, man darf nur vorschlagen, von wem man annimmt, daß er der Regierung annehmbar ist – auch wenn diese im Irrtum ist.“<sup>563</sup> Ob Stern der Regierung aus politischen Gründen nicht genehm war, oder ob antisemitische Vorurteile eine Rolle spielten, geht aus Marcks’ Schreiben nicht hervor.

Die Zurücksetzung aufgrund jüdischer Abstammung war für Stern jedenfalls ein vertrautes Motiv, das im Umfeld seines Vaters, des ersten jüdischen Ordinarius an einer deutschen Universität, wahrscheinlich häufig thematisiert worden war. Er selbst stand als Kind einer Zeit, in der die Religion immer mehr an Bedeutung verlor, den

---

<sup>560</sup> Vgl. Georg G. Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, Wien, Köln, Weimar 1997, S. 170; 296; 320; 324. Vgl. auch Bernd Faulenbach: *Marcks*, in: *Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart*, München 2002, S. 208ff.

<sup>561</sup> Vgl. Alexander Schmidt-Gernig: *Erich Marcks (1861-1938)*, <http://www.geschichte.hu-berlin.de/galerie/texte/marcks.htm>, 19.11.2007: „[Erich Marcks wurde] nicht zuletzt durch den Einfluß Treitschkes 1892 als ordentlicher Professor nach Freiburg berufen.“

<sup>562</sup> Erich Marcks an Alfred Stern, 1.2.1894, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., *Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern*, 719.

<sup>563</sup> Ebd.

Glaubensinhalten des Judentums eher abweisend gegenüber: „Mit dem alten Glauben“, schrieb er an Baumgarten mit einem Verweis auf die Wissenschaft und mit Bezug wohl nicht allein auf das jüdische Dogma, „scheint es mir nach Darwin und Strauss vorbei zu sein.“<sup>564</sup> In praktischer Hinsicht, vor allem bei der Besetzung universitärer Stellen, spielte sein jüdisches Bekenntnis jedoch durchaus eine Rolle. Auch im eigenen Umgangskreis war diese Problematik nicht unbekannt. In Berlin hatte er Philipp Jaffé kennen gelernt, der, da er als Jude keine akademische Laufbahn im geschichtswissenschaftlichen Bereich zu haben glaubte, zum Doktor der Medizin promoviert hatte. Allerdings wurde er später als erster Jude in Preußen außerordentlicher Professor für Geschichte in Berlin und konvertierte dann 1868 zur Lutherischen Konfession.<sup>565</sup> Fast 20 Jahre nach dessen tragischem Selbstmord<sup>566</sup> gedachte Stern seines alten Bekannten, als Harry Bresslau, seit 1872 habilitiert, sich 1889 in Berlin um ein „wohlverdientes Ordinariat“<sup>567</sup> bemühte. In Berlin hatte Sterns alter Studienfreund (S. 10) keinen Erfolg, er erhielt jedoch im Jahr darauf an der Universität Straßburg als erster Jude in Deutschland ein Ordinariat für Geschichte.<sup>568</sup> Sterns Freund und Mitbewerber um die Stelle in Bern, Ludwig Geiger, ein Literatur- und Kulturhistoriker, kam als Jude an der Berliner Universität trotz der „ausdrücklichen Förderung Wilhelm Scherers“<sup>569</sup> zeitlebens über den Status eines außerordentlichen Professors, den er erst 1880 erhielt, nicht heraus. Die Karriere von Heinrich (Henry) Simonsfeld (1852-1913), einem der frühen Göttinger Studenten Sterns, verzögerte sich wegen seiner jüdischen Herkunft beträchtlich. 1876 promovierte er in München mit *summa cum laude* und habilitierte sich pünktlich zwei Jahre später. Aber erst nach 20 Jahren, im Jahre 1898, wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und musste dann noch bis 1912 auf die Beförderung zum Ordinarius warten. Sie kam mithin erst ein Jahr vor seinem Tod zustande. Goetz meint in seiner Autobiographie, dass Simonsfeld

---

<sup>564</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 7.2.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-68.

<sup>565</sup> Vgl. Rainer A. Müller: *Jaffé*, in: *Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart*, München 2002, S. 168.

<sup>566</sup> Vgl. dazu Harry Bresslau: *Geschichte der Monumenta Germanicae Historica*, in: *Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde*, Band 42, Hannover 1921, S. 462ff., digitalisiert unter <http://www.mgh-bibliothek.de/mgh/bresslau.htm>. bzw. Siegmund Katznelson (Hrsg.): *Juden im deutschen Kulturbereich. Ein Sammelwerk*, Berlin 1959, S. 352ff.

<sup>567</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 23.10.1889, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-90.

<sup>568</sup> Vgl. Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 30.12.1890, ebd., N 2013/23-103.

<sup>569</sup> Christoph König: *Aufklärungskulturgeschichte. Bemerkungen zu Judentum, Philologie und Goethe bei Ludwig Geiger*, in: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 187-202, hier S. 196 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Band 3).

„keine imponierende Persönlichkeit“ war und als „Jude [...] in München einen schweren Stand“ hatte.<sup>570</sup> Seine Karriere schritt also nur langsam voran, trotz der „allgemeine[n] Anerkennung der Gelehrtenwelt in Deutschland und Italien“<sup>571</sup>. Die „Anerkennung [überall]“<sup>572</sup> blieb ihm versagt. Ob dies an seinen, wie ihm Goetz bescheinigte, „nicht allzu hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen“<sup>573</sup> lag, oder daran, dass ihn „sein eigener Trieb nach vielseitiger Ausbildung“ daran hinderte, „auf einem Arbeitsgebiete ausschließlich tätig [zu] sein“<sup>574</sup>, wie es im Nachruf der Münchener Universität heißt, mag dahingestellt sein. Nicht unwahrscheinlich erscheint, dass mit dem „Zwang äußerer Verhältnisse“<sup>575</sup> sein jüdisches Bekenntnis euphemistisch angedeutet wird. Somit wäre sein Judentum als Ursache für die verspätete Berufung zu betrachten. Auch Martin Philippon (1846-1916), den Stern zwar nicht persönlich kannte, dessen Werke er aber als „doch sehr liederlich gearbeitet“ einschätzte<sup>576</sup>, nahm 1879 einen Ruf nach Brüssel an, da er „trotz seiner patriotischen historischen Werke in Deutschland als Jude kaum auf einen Lehrstuhl für Geschichte hoffen konnte“<sup>577</sup>.

Jedenfalls gab es für Juden auch nach der Vollendung der Emanzipation trotz postulierter Unvoreingenommenheit keine Chancengleichheit an deutschen Universitäten.<sup>578</sup> Selbst wenn nun die Gesetzgebung der Berufung jüdischer Ordinarien keine Hindernisse mehr in den Weg legte, entschied bis in die Weimarer Zeit hinein oftmals der Widerstand der Ordinarien an den Fakultäten, die sich nicht zuletzt „im Bewußtsein sozialer Exklusivität gegen die Konkurrenz jüdischer Dozenten zu schützen [suchten].“<sup>579</sup> Man ließ die Berufung jüdischer Wissenschaftler nur ausnahmsweise zu. Dass die in vielen Zusammenhängen als nicht gesellschaftsfähig angesehenen Juden am

---

<sup>570</sup> Walter Goetz: *Walter Goetz*, in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1925, S. 128-170, hier S. 132.

<sup>571</sup> Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München für das Jahr 1912/1913 (vom 27. Juni 1912 bis 26. Juni 1913), München 1913, S. 12.

<sup>572</sup> Ebd., S. 15.

<sup>573</sup> Walter Goetz: *Walter Goetz*, in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1925, S. 128-170, hier S. 132.

<sup>574</sup> Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München für das Jahr 1912/1913 (vom 27. Juni 1912 bis 26. Juni 1913), München 1913, S. 15.

<sup>575</sup> Ebd.

<sup>576</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 8.6.1883, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-39.

<sup>577</sup> Ulrich Wyrwa: *Die europäischen Seiten der jüdischen Geschichtsschreibung: Eine Einführung*, in: Ders. (Hrsg.): Judentum und Historismus. Zur Entstehung der jüdischen Geschichtswissenschaft in Europa, Frankfurt/Main 2003, S. 9-36, hier S. 29.

<sup>578</sup> Vgl. Notker Hammerstein: *Universitäten in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Antisemitismus*, in: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871-1933, Göttingen 2001, S. 25-34 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Band 3).

<sup>579</sup> Monika Richarz: *Der Eintritt der Juden in die akademischen Berufe. Jüdische Studenten und Akademiker in Deutschland 1678- 1848*, Tübingen 1974, S. 217.

Ansehen und an der Exklusivität der Professoren teilhaben sollten, wurde von den Ordinarien der deutschen Universitäten lange „als Gefährdung des eigenen Sozialprestiges“<sup>580</sup> betrachtet. Dementsprechend waren 1909 10% der Privatdozenten und 7% der Extraordinarien, jedoch nur 2% der Ordinarien Juden.<sup>581</sup> 1909/10 gab es an der wichtigsten Universität des Kaiserreichs, der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, „keine einzige Fakultät, an der ein jüdischer Lehrer im Professorenrang tätig war“.<sup>582</sup>

Für einen jüdischen Wissenschaftler war also der Ruf an eine Schweizer Universität eine vielleicht einmalige Gelegenheit, eine akademische Position zu erreichen. Eine Berufung an eine Schweizer Universität war für Stern als Juden durchaus als Erfolg zu werten, andererseits aber auch nicht unproblematisch, da die Schweizer Universitäten an der Grenze des deutschen Sprachraumes lagen. Als kleine, außerhalb des Reiches in der wenig beachteten Provinz gelegene Hochschulen wurden sie weniger wahrgenommen als Universitäten des Reichsgebietes. Die fachliche Profilierung wurde durch den peripheren Standort dementsprechend erschwert. Das „Problem der Berufung zu ordentlichen Professoren“<sup>583</sup> existierte für Juden in der Schweiz allerdings nicht, obwohl die Gleichstellung der schweizerischen Juden dort erst 1866 auf ausländischen handelspolitischen Druck hin durchgeführt worden war,<sup>584</sup> nachdem den in der Schweiz lebenden französischen Juden zwei Jahre zuvor „vertragsmäßig [...] freie Niederlassung zugestanden werden musste“<sup>585</sup>. Damit war die Schweiz „eines der letzten Länder Europas [...], [das] den Juden die Gleichberechtigung gewährte“.<sup>586</sup> Der jüdische Anteil der Schweizer Bevölkerung bewegte sich im Promillebereich, von 0,28% im Jahre 1888 bis 0,49% im Jahre 1910,

---

<sup>580</sup> Norbert Kampe: *Jüdische Professoren im deutschen Kaiserreich. Zu einer vergessenen Enquete Bernhard Breslauer's*, in: Rainer Erb, Michael Schmidt (Hrsg.): *Antisemitismus und jüdische Geschichte*, Berlin 1987, S. 185-211, hier S. 189.

<sup>581</sup> Vgl. Monika Richarz: *Der Eintritt der Juden in die akademischen Berufe. Jüdische Studenten und Akademiker in Deutschland 1678- 1848*, Tübingen 1974, S. 217.

<sup>582</sup> Gordon A. Craig: *Deutsche Geschichte 1866-1945*, München 1999, S. 232.

<sup>583</sup> Aaron Kamis-Müller: *Antisemitismus in der Schweiz 1900-1930*, Zürich 2000, S. 227.

<sup>584</sup> Vgl. Friedrich Traugott Külling: *Antisemitismus in der Schweiz zwischen 1866 und 1900*, Inaugural-Dissertation der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern zur Erlangung der Doktorwürde, Zürich 1977, S. 4-14.

<sup>585</sup> Georg Kreis: *Die moderne Schweiz als Produkt ihrer Geschichte*, in: Kurt R. Spillmann, Rolf Kieser unter Mitarbeit von Thomas Köppel (Hrsg.): *Blickpunkt Schweiz. 27 Ansichten*, Zürich 1995, S. 34-47, hier S. 39.

<sup>586</sup> Friedrich Traugott Külling: *Antisemitismus in der Schweiz zwischen 1866 und 1900*, Inaugural-Dissertation der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern zur Erlangung der Doktorwürde, Zürich 1977, S. 21.

mit einem Ausländeranteil von über 50%.<sup>587</sup> Der Antisemitismus in der Schweiz war angesichts dieser marginalen Zahlen „noch mehr als andernorts auf Konstruktionen angewiesen.“<sup>588</sup> Die Schablonen dafür kamen aus dem Ausland, nicht zuletzt aus Deutschland.<sup>589</sup> Auch in der Schweiz herrschte Angst vor jüdischer Überfremdung aufgrund der Einwanderung von Juden aus dem Elsass oder von Ostjuden, es existierte eine gewisse Abneigung gegen jüdische Politiker und Amtsträger, der Vorwurf der Güterschlächtereie wurde erhoben und es gab eine Wucherdebatte. Das Herbeireden der „Judenfrage“ im Vorfeld der 1874 eingeführten Kultusfreiheit zielte auf die Rückgängigmachung der bürgerlichen Gleichstellung, und wie in Deutschland verband sich die Emanzipation der Juden auch in der Schweiz mit der Erwartung ihrer Assimilation.<sup>590</sup> Der Schweizer Schriftsteller Gottfried Keller (1819-1890) kam zu dem Befund: „Es ist bei uns wie überall.“<sup>591</sup>

Obwohl in der Schweiz und vielleicht gerade in einem „vorwiegend noch bäuerlichen Kanton[]“ wie Bern ein „konservative[r] Antiintellektualismus“ vorherrschte und der Beruf des Hochschullehrers vom negativen Bild des „weltfremden „verkehrten Gelehrten“<sup>592</sup> gekennzeichnet und dementsprechend schlecht besoldet wurde, bot sich dort aufstrebenden Akademikern die Chance, Erfahrungen zu sammeln und sich zu profilieren. Schon Sterns Vorgänger in Bern, Winkelmann, der „nach eigener Bewerbung und langem Hin und Her 1869 einen Lehrstuhl in Bern“<sup>593</sup> erhalten hatte, war vor allem wegen der sich in der Schweiz bietenden Aussichten dorthin

---

<sup>587</sup> Vgl. Aaron Kamis-Müller: *Antisemitismus in der Schweiz 1900-1930*, Zürich 2000, S. 28f.

<sup>588</sup> Jacques Picard: *Die Schweiz und die Juden 1933-1945. Schweizerischer Antisemitismus, jüdische Abwehr und internationale Migrations- und Flüchtlingspolitik*, Zürich 1994, S. 41.

<sup>589</sup> Die Rezeption Heines in der Schweiz etwa knüpft an antisemitische Aversionen der deutschen Literaturgeschichtsschreibung an. Die Schweizer Germanisten Emil Ermatinger (1873-1953) und sein Schüler Walter Muschg (1898-1965) konstruierten ein negatives Bild von Heines Charakter, das mit Heines jüdischer Herkunft begründet wurde (vgl. Corina Caduff: *Heinrich Heine in der Schweizer Germanistik vor und nach dem Dritten Reich*, in: Dies., Michael Gamper (Hrsg.): *Schreiben gegen die Moderne. Beiträge zu einer kritischen Fachgeschichte der Germanistik in der Schweiz*, Zürich 2001, S. 133-152, hier S. 133ff.).

<sup>590</sup> Vgl. Aaron Kamis-Müller: *Antisemitismus in der Schweiz 1900-1930*, Zürich 2000, S. 28f.

<sup>590</sup> Jacques Picard: *Die Schweiz und die Juden 1933-1945. Schweizerischer Antisemitismus, jüdische Abwehr und internationale Migrations- und Flüchtlingspolitik*, Zürich 1994, S. 25.

<sup>591</sup> Zitiert nach Friedrich Traugott Külling: *Antisemitismus in der Schweiz zwischen 1866 und 1900*, Inaugural-Dissertation der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern zur Erlangung der Doktorwürde, Zürich 1977, S. 387.

<sup>592</sup> Ebd., S. 181f.

<sup>593</sup> Wolfgang Weber: *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt am Main 1984, S. 309 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Band 216).

gegangen, „trotzdem die Bedingungen keineswegs glänzende waren“<sup>594</sup>. Da sich aus den genannten Gründen nur wenige Schweizer zu einer Universitätskarriere entschlossen, wurden häufig ausländische Professoren berufen. Gerade nach 1870 wurden vermehrt akademische Lehrstühle in der Schweiz frei, weil der neu gegründete Nationalstaat auf der anderen Seite des Rheins wieder lockte. In den ersten Jahren nach der Reichsgründung verließen daher nicht wenige deutsche Ordinarien ihre Stellen in der Schweiz, um wieder in Deutschland einen Lehrstuhl zu besetzen.

Doch neben der Attraktivität des aufstrebenden Reiches begründeten einige ihre Demission mit der Deutschfeindlichkeit, die in den 1870-er Jahren in der Schweiz eine nicht zu unterschätzende Rolle im wechselvollen deutsch-schweizerischen Verhältnis spielte. Das gegenseitige Einvernehmen, bei dem der „politische common sense der Schweizer [...] auf der einen, das Kulturniveau der Deutschen auf der anderen Seite hohe Achtung [genöß]“<sup>595</sup>, nahm nach dem Krieg von 1866 merkbar ab. Die für Schweizer und Deutsche völlig verschiedene Bedeutung der kriegerischen Ereignisse von 1870/71 brachte die latenten Spannungen in deutschfeindlichen Manifestationen anlässlich einer nationalistischen Siegesfeier der deutschen Kolonie in Zürich am 9. März 1871 im so genannten „Tonhallekrawall“ zur Entladung. Die Probleme, die seit 1866 zwischen Deutschschweizern und eingewanderten Deutschen entstanden waren, lassen sich zusammenfassend erklären aus einem „[g]espannte[n] Verhältnis in den innerstaatlichen Beziehungen, unterschiedliche[n] Vorstellungen von Demokratie und Freiheit, Sensibilität in nationalen Fragen, Gegensätze[n] ideologischer Art, wirtschaftliche[m] Konkurrenzneid und mangelnde[m] psychologische[m] Einfühlungsvermögen“<sup>596</sup>. Selbst Sprachschwierigkeiten, die man kaum zwischen deutschsprachigen Schweizern und eingewanderten Deutschen erwarten würde, machten sich geltend. Verschiedene Zuwanderer aus Deutschland registrierten überrascht, „daß die Nähe von Schriftdeutsch und Mundart letztlich eher trennt als verbindet“ und dass die Sprachverwandtschaft oft zu kulturellen Missverständnissen Anlass gab<sup>597</sup>. Auch heute kann man von Schweizern hören, „Hochdeutsch sei für sie eine Fremdsprache.“<sup>598</sup> War Stern in Deutschland Jude – Friedrich Meinecke (1862-

---

<sup>594</sup> Alfred Winkelmann: *Winkelmann*, in: ADB, Bd. XLIII, Leipzig 1875-1912, S. 435-442, hier S. 438.

<sup>595</sup> Klaus Urner: *Die Deutschen in der Schweiz. Von den Anfängen der Koloniebildung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Frauenfeld 1976, S. 207.

<sup>596</sup> Ebd., S. 204.

<sup>597</sup> Ebd., S. 214.

<sup>598</sup> Mathieu von Rohr: *Angst vorm „großen Kanton“*, in: *Der Spiegel*, 10/2007, S. 142-144, hier S. 144.

1954) spricht von dem „liberal-jüdische[n] Alfred Stern“<sup>599</sup> – galt er in der Schweiz zeitlebens als Preuße. Darauf deutet nicht nur die oben bereits erwähnte, in Verbindung mit der Überprüfung Einsteins vorgenommene „Verleihung“ des Adelsprädikats durch den eidgenössischen Detektiv Friedrich Hedinger hin<sup>600</sup>, sondern auch die Erwähnung in der Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der ETH Zürich, wo von dem „Preußen Alfred Stern“<sup>601</sup> die Rede ist.

Stern hat „sich immer als „Deutscher und Jude“ gefühlt“.<sup>602</sup> „[A]ls er im Jahre 1927 als „Schweizer Historiker“ bezeichnet wurde, berichtete er das dahin, „daß [er], obwohl seit 54 Jahren als akademischer Lehrer in der Schweiz tätig, [s]ich doch [...] nicht als „Schweizer“, sondern als deutscher Historiker betrachte.“<sup>603</sup> Seine deutsche Staatsbürgerschaft scheint er also zeit seines Lebens behalten zu haben (S. 21). Möglicherweise kann man darin eine trotzige Haltung gegenüber einem wachsenden Antisemitismus sehen, der die nationale Zugehörigkeit der deutschen Juden verstärkt infrage stellte. Vielleicht mag aber die Beibehaltung der Staatsangehörigkeit anfangs auch damit zusammengehangen haben, dass Stern eine Rückkehr nach Deutschland beabsichtigte. Als diese Aussichten jedoch schwanden, wäre ein Antrag auf schweizerisches Bürgerrecht vielleicht angemessen gewesen. Doch die Einbürgerung – und gerade die von Juden – verlief in den Schweizer Kantonen nicht immer ohne Komplikationen. Über die Aufnahme ins kantonale Bürgerrecht wurde vom Stadt- bzw. Kantonsrat entschieden, in dem die Anträge diskutiert, erörtert und geprüft wurden. Dabei mussten nicht wenige Juden „die Ablehnung [ihr]es Bürgerrechtsgesuches einstecken.“<sup>604</sup> Dem Risiko einer Zurückweisung oder einer entehrenden und peinlichen Breitschlagung „kleinste[r] und privateste[r] Familien- und Hausangelegenheiten“<sup>605</sup>, wie es nach der Jahrhundertwende bisweilen vorkam, wollte sich Stern vielleicht nicht aussetzen. Es ist auch anzunehmen, dass er über die Erfahrungen Gustav Gabriel Valentins, der mit seinem Vater eng befreundet gewesen war, genau Bescheid wusste. Valentin, einer der bedeutendsten Physiologen des 19. Jahrhunderts, war 1836 nach

---

<sup>599</sup> Friedrich Meinecke: *Autobiographische Schriften*. Herausgegeben und eingeleitet von Eberhard Kessel, Stuttgart 1969, S. 124.

<sup>600</sup> Wie Anm. 173.

<sup>601</sup> Eidgenössische Technische Hochschule Zürich: *Eidgenössische Technische Hochschule/École Polytechnique Fédérale 1855-1955*, Zürich 1955, S. 105.

<sup>602</sup> Arnold Berney: *Alfred Stern 1846-1936*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland*, Jg. 6, Nr. 4, 1936, S. 185-186, hier S. 186.

<sup>603</sup> Hanns Reissner: *Alfred Stern*, in: *Der Morgen*, Jg. 12, Nr. 5, 1936, S. 228-230, hier S. 228.

<sup>604</sup> Aaron Kamis-Müller: *Antisemitismus in der Schweiz 1900-1930*, Zürich 2000, S. 99.

<sup>605</sup> Ebd., S. 389.

Bern gekommen, nachdem er Berufungen nach Lüttich und Dorpat ausgeschlagen hatte, weil sie mit der Forderung eines Konfessionswechsels verknüpft waren. Als er 1850 das bernische Kantonsbürgerrecht beantragte<sup>606</sup>, scheiterte er im ersten Versuch, als bekannt wurde, dass er Jude war.<sup>607</sup> Valentin wurde erst im zweiten Anlauf eingebürgert.

Auch an den Schweizer Universitäten, nicht zuletzt an der Universität Bern, gab es ein gewisses Ressentiment gegen jüdische Gelehrte und eine Judenfeindlichkeit, die oft nur auf die richtige Gelegenheit wartete, um an die Oberfläche zu kommen.<sup>608</sup> In diesem Zusammenhang ist vielleicht ein Zeitungsartikel im *Berner Intelligenzblatt* im Mai 1887 anlässlich der Demission Sterns aus Bern zu lesen.<sup>609</sup> In Bern waren Stimmen laut geworden, die behaupteten, Stern wäre der Universität erhalten geblieben, wenn seitens der Berner Erziehungsdirektion ernsthafte Anstrengungen unternommen worden wären, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Daraufhin meldete sich der Berner Erziehungsdirektor Charles Gobat (1843-1914)<sup>610</sup> zu Worte und legte die Angelegenheit aus seiner Sicht dar. Stern und Gobat, das sei hier kurz angedeutet, kannten sich natürlich. Gobat begann seine politische Karriere im Jahre 1882 als Erziehungsdirektor in Bern, Stern wurde im gleichen Jahr Dekan der Berner Hochschule und bekleidete dieses Amt bis 1884. Gobat führte Reformen im Grundschul-, Gymnasial- und Hochschulbereich durch und reorganisierte die Lehrerausbildung.<sup>611</sup> Stern stand dieser Hochschulpolitik ablehnend gegenüber. Einem Brief an Gustav Vogt (1829-1901)<sup>612</sup> legte er den Entwurf Gobats für ein neues Hochschulgesetz bei und charakterisierte ihn als einen „formell wie materiell gleich flüchtige[n] Entwurf.“<sup>613</sup> An anderer Stelle, in

---

<sup>606</sup> Vgl. Emil Dreifuss: *Juden in Bern. Ein Gang durch die Jahrhunderte*, Bern 1983, S. 26.

<sup>607</sup> Vgl. Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz: *Eine Anekdote über den verstorbenen Berner Professor Valentin*, 20.1.1911, S. 7.

<sup>608</sup> Vgl. Aaron Kamis-Müller: *Antisemitismus in der Schweiz 1900-1930*, Zürich 2000, S. 228f.

<sup>609</sup> Berner Intelligenzblatt, 7.5.1887, S. 4, <http://intelligenzblatt.unibe.ch/>.

<sup>610</sup> Charles Albert Gobat war von 1882 bis 1912 Mitglied des Berner Regierungsrates, bis 1906 unterstand ihm die Berner Erziehungsdirektion. Seit 1884 saß er als Ständerat im Schweizer Parlament. 1889 zählte er zu den Teilnehmern der Gründerversammlung der Interparlamentarischen Union, die für den europäischen Frieden durch das Einsetzen von Schiedsgerichten eintrat. Ab 1892 leitete er das Zentralbüro der Union und erhielt zusammen mit Élie Ducommun (1833-1906), dem Leiter des Ständigen Internationalen Friedensbüros, im Jahre 1902 den Friedensnobelpreis für seine Tätigkeit. Nach dem Tod Ducommuns übernahm er 1906 die Leitung des Friedensbüros, das 1910 den Friedensnobelpreis erhielt (vgl. <http://nobelprize.org/>, 9.5.2007).

<sup>611</sup> Vgl. ebd.

<sup>612</sup> Gustav Vogt war Jurist und Redakteur. Der gebürtige Deutsche gilt als einer der „Promotoren der sozialistischen und der demokratischen Bewegung in der Schweiz“ (Klaus Urner: *Die Deutschen in der Schweiz. Von den Anfängen der Koloniebildung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Frauenfeld 1976, S. 176f.).

<sup>613</sup> Alfred Stern an Gustav Vogt, 12.1.1883, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl, Nachlass G. Vogt, 12.62. Vgl. auch Alfred Stern an Georg von Wyss, 25.10.1883, ebd., FA von Wyss, IX 339 40.



einem Brief an seinen vertrauten Freund Baumgarten, beließ er es nicht bei einer Charakterisierung der Hochschulpolitik Gobats, sondern beurteilte ihn persönlich als „einen ganz unverständigen und barschen Erziehungsdirektor.“<sup>614</sup>

Doch zurück zu Gobats Darstellung der Demission Sterns: Dieser habe ihm, so schreibt Gobat, am 7. März 1887 schriftlich Bescheid gegeben, dass ihm mit Frist bis zum 13. März eine Berufung ans Polytechnikum in Zürich in Aussicht gestellt worden sei. Er selbst habe daraufhin noch am gleichen Tag mit Stern gesprochen, und dieser habe ihm die Beweggründe aufgezählt, die ihn veranlassen könnten, Bern zu verlassen und nach Zürich zu gehen. Darauf sei Gobat dann auf die Gründe zu sprechen gekommen, die den Gelehrten vielleicht in Bern halten könnten, wobei eine Besoldungserhöhung zur Sprache gekommen sei. Dass die Regierung sich sofort zu einer kleinen Gehaltserhöhung von nur 500 Franken entschließen könnte, hielt der Erziehungsdirektor für wahrscheinlich, eine Erhöhung aufs Maximum glaubte er aber erst im nächsten Haushaltsjahr durchsetzen zu können.<sup>615</sup> Am 9. März brachte er die Angelegenheit vor der Regierung zur Sprache:

*Nachdem ich dem Regierungsrath vorgetragen hatte, wie wichtig es sei, daß Herr Stern der Hochschule Bern erhalten werde, beantragte ich eine Besoldungserhöhung; ich wurde aber darauf aufmerksam gemacht, daß eine sofortige Besoldungserhöhung den Anschein haben könnte, als mache Herr Stern aus der ganzen Angelegenheit nur eine Geldfrage; die Regierung ermächtigte mich daher, Herrn Stern eine Besoldungserhöhung für die allernächste Zeit in Aussicht zu stellen.*<sup>616</sup>

Gobat benachrichtigte Stern vom Beschluss der Regierung, und Stern antwortete umgehend. Er bedankte sich für die Zeilen, versicherte, dass es ihm schwer fallen würde „[s]eine langjährige akademische Wirksamkeit in Bern abzurechnen“ und drückte seine Hochschätzung für die „gefälligst mitgetheilte Willensmeinung des Hohen

---

<sup>614</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 24.12.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-79.

<sup>615</sup> Vgl. Berner Intelligenzblatt, 7.5.1887, S. 4, <http://intelligenzblatt.unibe.ch/>.

<sup>616</sup> Ebd.

Regierungsrathes“ aus.<sup>617</sup> Er schloss seinen Brief mit der Bitte, sich nicht auf eine allgemeine Zusicherung beschränken zu wollen:

*Ich erlaube mir vielmehr meine Bitte zu wiederholen durch einen schriftlichen Bescheid des hohen Regierungsrathes mich in genauer Weise, spätestens bis zum 12ten d. M. darüber gütig aufklären zu wollen, welche Besoldungserhöhung mir zuzusprechen es ihm gefallen würde.<sup>618</sup>*

In der nächsten Regierungssitzung am 12. März legte Gobat Sterns Schreiben vor. In der Tat fiel es der Regierung schwer, eine Gehaltserhöhung von, wie Gobat schrieb, „nur“ 500 Franken für Stern zu beschließen, geschweige denn sich auf ein Maximalgehalt für das nächste Haushaltsjahr festzulegen. In Abwesenheit des Finanzdirektors wurde zwar mit Wirkung vom 1. April 1887 eine vorläufige Erhöhung von Sterns Gehalt um 500 Franken beschlossen<sup>619</sup>, von einer weiteren Erhöhung im nächsten Jahr war allerdings nicht mehr die Rede. Gobat schließt seine Darstellung folgendermaßen ab:

*Dieser Bescheid wurde Herrn Stern durch ein offizielles Schreiben mitgetheilt, allerdings in der gleichen Form, wie es bei gewöhnlichen Sterblichen geschieht. Die Erziehungsdirektion glaubte ihren guten Willen genügsam kundgegeben zu haben; da übrigens Herr Stern selber die Angelegenheit auf den Boden einer Besoldungsfrage gelenkt hatte, so durfte die Angelegenheit füglich durch einen einfachen Geschäftsbrief ihren Abschluß finden. Nun möge man urtheilen.<sup>620</sup>*

Ob Gobat in Stern im Gegensatz zu „gewöhnlichen Sterblichen“ den verkehrten Gelehrten, den arroganten Deutschen oder den anmaßenden Juden anspricht, ist nicht leicht auszumachen. Als dreifacher Außenseiter bot Stern jedenfalls Angriffsflächen genug. Die mehrfach vorgebrachte Behauptung Gobats, Stern habe die ganze Sache zu einer reinen Geldfrage gemacht, bedient vielleicht eine der Standardstereotypen des Antisemitismus, nämlich die des geldgierigen Juden. Im Berufungsgutachten, das

---

<sup>617</sup> Staatsarchiv Bern: BB III b 622, Alfred Stern an den Erziehungsdirektor des Kantons Bern [Charles Albert Gobat], 9.3.1887.

<sup>618</sup> Ebd. (Unterstreichungen im Original).

<sup>619</sup> Vgl. Staatsarchiv Bern: BB III b 622.

<sup>620</sup> Berner Intelligenzblatt, 7.5.1887, S. 4, <http://intelligenzblatt.unibe.ch/>.

anlässlich der Berufung Einsteins nach Zürich im Jahre 1909 erstellt wurde, kam die Rede auf „allerlei unangenehme Charaktereigentümlichkeiten, wie Zudringlichkeit, Unverschämtheit, Krämerhaftigkeit“, die jüdischen Gelehrten „nicht ganz zu Unrecht“ nachgesagt würden.<sup>621</sup> Für Einstein hatte dieser Passus keine Folgen, man erkannte in Zürich, dass auch Nichtjuden derartige Charaktereigenschaften entwickeln konnten und „hielt [...] es für unwürdig, antisemitisch zu handeln.“<sup>622</sup> Somit scheint Gobat mit den meines Erachtens antisemitisch gefärbten Hinweisen auf Sterns „Krämerhaftigkeit“ den Verlauf der Sache damit erklären zu wollen, dass dieser letztlich nur aus finanziellen Gründen zum Umzug nach Zürich veranlasst worden sei.

Stern selbst, der sich, wie er schreibt, „um alles, was die Zeitungen in der Sache gebracht haben, gar nicht gekümmert [hat]“<sup>623</sup> und die publizistischen Turbulenzen der Demission auch in seiner Autobiographie stillschweigend übergeht, kommt dort genauso wie in den meisten seiner Briefe auf die finanziellen Seiten der Berufung nach Zürich überhaupt nicht zu sprechen. Dies kann natürlich damit zusammenhängen, dass man vom Geld nicht spricht, aber auch vielleicht damit, dass er – im Gegensatz zu Gobats Andeutungen – den pekuniären Aspekten nicht unbedingte Priorität einräumte. In zwei Briefen an Baumgarten nennt Stern die Höhe seines Berner Gehalts, nämlich 4000,- Franken, und lässt gleichzeitig durchschimmern, dass er damit nicht zufrieden ist.<sup>624</sup> Dabei verschwieg er seinem Freund keineswegs die bedeutende Verbesserung seiner finanziellen Verhältnisse, die ein Übergang nach Zürich mit sich führte, fügte aber sogleich hinzu: „[D]ies bestimmt mich nicht.“<sup>625</sup> Welche Beweggründe ihn zur Annahme des Rufes nach Zürich bewogen hatten, fasst er in seiner Autobiographie in drei Punkten zusammen. Eine Gehaltserhöhung kommt dabei nicht zur Sprache:

*Der Umfang meiner Lehrtätigkeit am Polytechnikum war bedeutend kleiner als der meiner Professur in Bern, so daß ich weit mehr Zeit für wissenschaftliche Arbeit erübrigen konnte. Die Voraussicht eines regeren geistigen Lebens in der Limmatstadt, die Universität und Poltechnikum umschloß, sowie des*

---

<sup>621</sup> Aaron Kamis-Müller: *Antisemitismus in der Schweiz 1900-1930*, Zürich 2000, S. 229.

<sup>622</sup> Ebd.

<sup>623</sup> Alfred Stern an Friedrich Salomon Vögelin, 27.3.1887, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., Ms.T. 311.233.

<sup>624</sup> Vgl. Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 28.3.1887 bzw. 24.12.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-73 bzw. 79.

<sup>625</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 28.3.1887, ebd., N 2013/23-72.

*Zusammenwirkens mit Fachgenossen [...] hatte viel Verlockendes. Endlich war ich gewiß, in den Zürcher Bibliotheken weit besser mit literarischen Hilfsmitteln versorgt zu sein, als dies in Bern der Fall war. (S. 21)*

An einer anderen Stelle seiner Autobiographie und nicht zuletzt in seiner Privatkorrespondenz erläutert er diese Punkte genauer. Dass Stern in seiner knapp bemessenen Autobiographie zweimal auf die Berner Verhältnisse und den Wechsel nach Zürich zu sprechen kommt, kann zusammen mit den vielen entsprechenden Stellen in seiner Privatkorrespondenz als Indiz dafür gerechnet werden, dass ihm vieles in Bern nicht zusagte und die Entscheidung, nach Zürich zu gehen, von großer Wichtigkeit für ihn war. Wie oben schon gezeigt wurde, hatte er eingesehen, dass eine Berufung nach Deutschland kaum mehr zustande kommen würde. Eine Verbesserung seiner Situation konnte er sich also nur im Ausland, vor allem in der Schweiz erhoffen.

Die Bedingungen in Bern waren für ihn, so scheint es, alles andere als optimal, und er hatte, wie er in seiner Autobiographie anmerkt, bereits „zu Beginn [s]einer akademischen Tätigkeit in Bern einige Enttäuschungen“ (S. 18) erlebt. Seine Arbeitsbedingungen wurden anfangs dadurch erschwert, dass er neben seiner Tätigkeit an der Universität „ohne je ein Lehrerexamen gemacht zu haben, auch noch den Geschichtsunterricht an den drei obersten Klassen des Gymnasiums“ (S. 18) erteilen musste. Seine Zeit wurde dadurch „übermäßig in Anspruch [genommen]“ (ebd.), er komme, schrieb er nach seinem ersten Jahr in Bern, „aus einer wahren Hetze nicht heraus“<sup>626</sup>. Durch Verzicht auf einen Teil seines Gehaltes gelang es ihm schließlich, die Verpflichtung zum gymnasialen Unterricht abzugeben, so dass er sich nun seiner akademischen Tätigkeit und seiner wissenschaftlichen Arbeit intensiver widmen konnte. Die finanziellen Einbußen nahm er für seine Entlastung und die Verbesserung seiner Arbeitsbedingungen gerne in Kauf. Auch eine Vorlesung über die Geschichte des Altertums, zu der er sich „volens nolens [hatte] verstehen müssen“<sup>627</sup>, der er sich aber „durchaus nicht gewachsen fühlte“, überließ er nach einigen Jahren einem „dafür sehr geeigneten Privatdozenten“ (S. 18).

Obwohl die Berner Universität nicht groß war und bei Sterns Demission gerade etwas mehr als 500 Studenten beheimatete, belastete ihn die akademische Lehrtätigkeit.

---

<sup>626</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 19.11.1874, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

<sup>627</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 22.1.1875, ebd.

Eigentlich war er auch mit seinen Studenten nicht zufrieden. Nicht nur, dass „ein vorwiegend praktischer Zug“ sie dazu verführte, „gleich Vorträge halten [zu] wollen, ohne noch etwas gelernt zu haben“, ihnen fehlte es auch, genau wie den Besuchern der Lehrerseminare, „an der nöthigen Vorbildung“<sup>628</sup>: Sie hatten, vermerkt er, „mitunter kein Lateinisch gelernt“<sup>629</sup>. Die Vorlesungen, notierte er 1875, nahmen ihm „sehr viel Zeit weg“, 1883 nahmen sie ihn „stark in Anspruch“<sup>630</sup>. Er komme in Bern, berichtete er an Meyer von Knonau, „zu Nichts Größerem“ mehr.<sup>631</sup> Möglicherweise ist seine Bemerkung, dass er sich aus „verschiedenen Gründen zu versagen [hatte], [s]eine Studien zur Geschichte der preußischen Reformzeit zu einer Gesamtdarstellung abzurunden“ (S. 20), ebenfalls im Zusammenhang mit seiner Arbeitssituation in Bern zu sehen. Verständlich wird, dass er sich ausdrücklich versichern ließ, dass seine Ferien in Zürich nicht kürzer ausfielen als in Bern.<sup>632</sup> Obwohl Stern im Kreis seiner Familie gern zu Erholungsaufenthalten in die Alpen oder nach Italien reiste, behielt er bei dieser Versicherung sicherlich auch seine Archiv- und Forschungsreisen im Auge. In späteren Briefen aus Zürich hebt er denn auch oft seine „Freiheit in mannigfacher Weise“<sup>633</sup> und die Möglichkeit, „[s]ein eigener Herr zu sein“<sup>634</sup>, hervor. Die neue Stelle ließ ihm „jedenfalls viel Zeit für [s]ich“<sup>635</sup>, so dass er sich in Ruhe seiner wissenschaftlichen Arbeit widmen konnte.

Es wäre verfehlt anzunehmen, dass sich Stern in Bern überhaupt nicht wohl gefühlt hätte. Der Ungezwungenheit des Berner Lebens, „dem Konventionelles fremd ist“<sup>636</sup>, wusste er durchaus die angenehmen Seiten abzugewinnen. Auch hatte er in Bern, wie er in seiner Autobiographie (S. 21) und in Briefen<sup>637</sup> schreibt, Freunde und Freundinnen gewonnen, die er und seine Frau „mit Schmerzen“<sup>638</sup> verließen. Wenn er also auch nicht als Mensch einsam war, so scheint er sich doch als Wissenschaftler an der kleinen Berner Universität isoliert und allein gefühlt zu haben: „Mangel an

<sup>628</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 20.11.1873, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-10 (Unterstreichung im Original).

<sup>629</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 28.3.1887, ebd., N 2013/23-72.

<sup>630</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 22.1.1875 bzw. 25.10.1883, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

<sup>631</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 19.11.1874, ebd.

<sup>632</sup> Vgl. Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 28.3.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-72f.

<sup>633</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 23.10.1889, ebd., N 2013/23-91.

<sup>634</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 2.12.1889, ebd., N 2013/23-93.

<sup>635</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 13.2.1888, ebd., N 2013/23-82.

<sup>636</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 29.4.1882, ebd., N 2013/23-22.

<sup>637</sup> Vgl. z.B. Alfred Stern an Georg von Wyss, 27.3.1887, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA von Wyss, IX 339 40.

<sup>638</sup> Ebd.

anregendem Umgang mit Fachgenossen muss ich durch Lektüre möglichst ersetzen“, schrieb er an seinen Straßburger Freund.<sup>639</sup> Auf seinen Forschungsreisen war ihm ebenfalls die Begegnung mit Kollegen immer wichtig, von deren „geistige[r] Anregung [er] möglichst viel zu profitieren such[t]e“<sup>640</sup>. Während des Semesters hingegen war er in fachlicher Hinsicht mehr oder weniger auf sich allein gestellt. Daher freute er sich nicht nur auf den Umzug in „die edle Zwinglistadt, die [ihm] mit jedem Male besser [gefiel]“<sup>641</sup>, sondern auch auf die „anregenden Fachgenossen [...] im schönen [...] Zürich“<sup>642</sup>, mit denen er sich austauschen und von denen er neue Impulse erhalten konnte. Gerade die Aussicht auf ein „Zusammensein mit den vielen trefflichen Fachgenossen“<sup>643</sup>, mit denen zusammen er „ein kleines Regiment“<sup>644</sup> auszumachen gedachte, scheint ihn gelockt zu haben. In seiner Autobiographie nennt er ihre Namen, es handelt sich um hervorragende schweizerische Vertreter des Geschichtsfaches: Georg von Wyss<sup>645</sup>, Ludwig Gerold Meyer von Knonau<sup>646</sup> und Wilhelm Öchsli (1851-1919)<sup>647</sup>.

Vor allem jedoch erschienen ihm die Bibliotheken Berns für seine und die Ansprüche seiner Arbeit „höchst kümmerlich“ (S. 18). Den „Mangel an literarischen Hilfsmitteln“ erwähnt er im Vorwort seiner in Bern geschriebenen Milton-Biographie ausdrücklich.<sup>648</sup> Auch in seiner Korrespondenz aus der Berner Zeit finden sich immer wieder Stellen, an denen er das Fehlen einer guten Universitätsbibliothek beklagt. Schon in seinem ersten Brief aus Bern an Baumgarten vermerkt er, dass die

<sup>639</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 29.4.1882, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-21.

<sup>640</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 9.11.1878, ebd., N 2013/23-16.

<sup>641</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 14.2.1877, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

<sup>642</sup> Alfred Stern an Friedrich Salomon Vögelin, 27.3.1887, ebd., Ms.T. 311.233.

<sup>643</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 27.3.1887, ebd., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

<sup>644</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 3.9.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-76.

<sup>645</sup> Nach mathematisch-physikalischen Studien in Berlin hatte sich Georg von Wyss, veranlasst von Rankes Vorlesungen, dem Studium der Geschichte zugewandt. Ab 1843 war er Sekretär der *Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz*, ab 1854 ihr Präsident. 1857 wurde er zum Dr.h.c. promoviert, wurde 1858 außerordentlicher und 1870 ordentlicher Professor an der Universität Zürich. Von 1856 bis 1873 war er alleiniger Redakteur des *Archivs für Schweizer Geschichte*. 1848 zum Mitglied des Zürcherischen Großen Rates gewählt, machte er sich als konservativer Politiker einen Namen (vgl. Ludwig Gerold Meyer von Knonau: *Wyss*, in: ADB, Bd. XLIV, Leipzig 1875-1912, S. 417-423).

<sup>646</sup> Ludwig Gerold Meyer von Knonau hatte in Zürich und an mehreren deutschen Universitäten studiert. Von 1872 bis 1920 war er ordentlicher Professor für Allgemeine Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Zürich und ihr Rektor (vgl.

<http://www.ahneninfo.com/de/genealogien/meyergerold.htm>).

<sup>647</sup> Wilhelm Öchsli hatte u.a. bei Theodor Mommsen studiert und wurde 1887 am Eidgenössischen Polytechnikum zum ersten Professor für Schweizer Geschichte ernannt. Den Lehrstuhl besaß er bis zu seinem Tod (vgl. <http://www.ethbib.ethz.ch/aktuell/galerie/oechsli/>, 9.10.2006).

<sup>648</sup> Alfred Stern: *Milton und seine Zeit. [Erster Theil]. Erstes Buch. Vor dem Ausbruch der Revolution 1608-1639*, Leipzig 1877, S. IX.

„Bibliotheken hier höchst miserabel [sind]“<sup>649</sup>. Ohne eine „genügende Bibliothek hinter mir“, schrieb er ihm wenig später, „macht sich mir [...] [dieser Mangel] immer fühlbarer, für die Vorlesungen, wie für das Seminar, [...] wie vor allem für die eigene Arbeit.“<sup>650</sup> Beim Anblick der Berner Büchersammlungen, die aus „nur eine[r] ärmliche[n] Stadtbibliothek & eine[r] Lesegesellschaft“<sup>651</sup> bestanden, ergriff ihn ein „horror vacui“<sup>652</sup>. An anderer Stelle schrieb er, dass ihn „leider“ die „hiesige Bibliothek wieder gänzlich im Stiche lässt“<sup>653</sup>. Da er „in Bern in einer literarischen Wüste leb[t]e“, hat er in seinen Ferien und auf Archivreisen immer wieder „hunderterlei nachholen müssen“<sup>654</sup>. „[A]lles, was ich hier leisten kann, [bleibt] sehr unbedeutend“<sup>655</sup>, seufzte er in einem Brief an Baumgarten im Hinblick auf die „Elendigkeit [der] literarischen Hilfsmittel“<sup>656</sup> in der Berner „Bücherwüste“<sup>657</sup>, die für seine Forschungsarbeit enge Grenzen setzte. „Glauben Sie denn, [...] was Sie [...] in Ihren trefflichen Artikeln [...] als selbstverständliches Handwerkszeug erwähnen oder voraussetzen, sei hier in irgendeiner Bibliothek? Rein gar nichts“, rief er zu einem Zeitpunkt aus, als er bereits seine ambitionöse, auf zehn Bände konzipierte *Geschichte Europas* ins Auge gefasst hatte und fuhr fort: „und dabei soll man die Kühnheit haben ein grosses Geschichtswerk zu planen. Wie das werden soll, weiss ich noch gar nicht.“<sup>658</sup> Wie zur Unterstreichung seiner wenig beneidenswerten Situation bat er den Freund im Anschluss an diesen Stoßseufzer, ihm aus der Straßburger Bibliothek einige Werke zu besorgen. Kein Wunder also, dass er sich auf die gut ausgerüsteten Zürcher Bibliotheken freute.

In einigen anderen Briefen fügt Stern noch einen Punkt hinzu, der gegen Bern sprach, den er aber in seiner Autobiographie unerwähnt lässt: Die Haltung der Kantonregierung zur Universität. An Winkelmann, der die Verhältnisse in Bern ja aus erster Hand kannte, schrieb er, dass „die philosophische Fakultät speciell sehr stiefmütterlich behandelt wird.“<sup>659</sup> An Baumgarten, dem er sich immer offen und rückhaltlos mitteilte, berichtete er entrüstet und empört: „Wir haben hier eine kantonale

<sup>649</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 20.11.1873, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-10.

<sup>650</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 19.1.1876, ebd., N 2013/23-12.

<sup>651</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 8.6.1883, ebd., N 2013/23-37.

<sup>652</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 20.11.1883, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

<sup>653</sup> Alfred Stern an Ernst Bernheim, 30.11.1882, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/3.

<sup>654</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, Frühjahr 1884, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-54.

<sup>655</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 9.11.1878, ebd., N 2013/23-16.

<sup>656</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 29.4.1882, ebd., N 2013/23-22.

<sup>657</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 25.5.1883, ebd., N 2013/23-36.

<sup>658</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 27.11.1886, ebd., N 2013/23-66.

<sup>659</sup> Alfred Stern an Eduard Winkelmann, 27.3.1887, Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 1830.

Bauernregierung, der es an Einsicht und Mitteln oder an beidem fehlt“; sie bringe es sogar fertig, zu erklären, „ein Professor[,] der auf Lebenszeit angestellt sei, müsse es sich gefallen lassen, wenn durch ein Bernisches Gesetz mit rückwirkender Kraft seine Anstellung in eine solche auf Zeit verwandelt würde!“<sup>660</sup> Er betrachtete es daher als positiv, als Angestellter des Polytechnikums der eidgenössischen Bundesbehörde unterstellt zu werden.

Seine Unzufriedenheit galt indessen nicht nur der Berner Regierung: „[D]as geistige Leben stagnirt wie die ganze Stadt.“<sup>661</sup> Daher wollte er „lieber in dem aufblühenden [...] Zürich [...] alt werden“<sup>662</sup>, das „viel mehr von einer großen, aufstrebenden Weltstadt [hat]“<sup>663</sup>. Dort ging der Schulrat offensiv zu Werke und verlangte neue Geldmittel für die Anstellung neuer Lehrkräfte<sup>664</sup>, während man in Bern sparte und knauserte. Charakteristisch für die Berner Zustände war es laut Stern, dass die Wiederbesetzung seiner Stelle, schließlich handelte es sich ja lediglich „um das unpraktische Fach der Geschichte“, aus Kostengründen hinausgezögert wurde: „Man spart“.<sup>665</sup> Zusammen mit den Kollegen der Fakultät hatte er der Berner Erziehungsdirektion einstimmig einen Kandidaten empfohlen<sup>666</sup>, aber die Antwort der Erziehungsdirektion ließ auf sich warten. Bereits im Oktober 1887, nachdem er gerade nach Zürich gekommen war, vermutete Stern, dass der vorgeschlagene Ansucher der Universität ungelegen kam. Er nahm an, dass bei dieser Verzögerung „[e]twas Antisemitismus [mit]spielt[e]“ – der Kandidat war Jude – und er glaubte, dass die Verschleppung der Neubesetzung bewusst geschah, weil damit Philipp Woker (1848-1924), ein Altkatholik, „in die Stelle & in die phil[osophische] Fakultät eingeschmuggelt werden soll[te]“.<sup>667</sup> Dass sein Stuhl von einem Katholiken übernommen werden sollte, war für ihn, nebenbei bemerkt, keine erfreuliche Vorstellung. Mit dem Katholizismus verband er, wie das bereits auf Seite 119

---

<sup>660</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 28.3.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-72 (Unterstreichungen im Original).

<sup>661</sup> Ebd.

<sup>662</sup> Alfred Stern an Eduard Winkelmann, 27.3.1887, Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 1830.

<sup>663</sup> Ludwig Bamberger an Alfred Stern, 3.4.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2008/245-36.

<sup>664</sup> Vgl. Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 3.9.1887, ebd., N 2013/23-76.

<sup>665</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 12.10.1887, ebd., N 2013/23-78 (Unterstreichung im Original).

<sup>666</sup> Dabei handelte es sich vielleicht um den Nationalökonom und Historiker Ignaz Jastrow (1856-1937), dem „all sein Fleiß, sein Scharfsinn und seine Organisationsgabe [...] nicht den Weg zum historischen Lehrberuf zu öffnen [vermochten]“. Er sattelte auf die Nationalökonomie um und erhielt erst mit der „Gründung der nichtstaatlichen Handelshochschule in Berlin [...] eine Professur“ (Siegmond Katznelson (Hrsg.): *Juden im deutschen Kulturbereich. Ein Sammelwerk*, Berlin 1959, S. 382).

<sup>667</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 12.10.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-78.



wiedergegebene Zitat belegt, eine Einschränkung der akademischen Freiheit und damit einen Angriff auf die Wissenschaft, die in seiner modernen Weltanschauung eine zentrale Position innehatte. Der Antirationalismus und Antimodernismus des ultramontanen Katholizismus, wie er sich beispielsweise im *Syllabus Errorum* manifestierte, war für den liberal denkenden Wissenschaftler unannehmbar. Im folgenden Februar meldete er mit einem resignierten „Nil admirari!“ an Baumgarten, dass seine Befürchtung sich bewahrheitet und Woker nun tatsächlich seine Nachfolge angetreten hatte.<sup>668</sup>

Alles in allem dürfte klar geworden sein, dass Stern eine ganze Reihe guter Argumente für einen Wechsel nach Zürich hatte, und dass er in der Tat, wie Ludwig Bamberger bemerkte, „einen guten Tausch“<sup>669</sup> gemacht hatte, auch wenn an der ETH – anders als an der Universität – die Geschichtswissenschaft nur die Rolle eines Nebenfaches spielte. Die finanzielle Verbesserung hatte bei seiner Entscheidung für den Umzug nach Zürich wahrscheinlich die unwesentlichste Rolle gespielt. Entscheidend dürften für ihn die unbefriedigenden Rahmenbedingungen in Bern gewesen sein. Das Interesse Gobats, den Fokus auf die Besoldungsfrage zu lenken, wird vor diesem Hintergrund vielleicht verständlich. Als Erziehungsdirektor war ihm nicht damit gedient, dass die Arbeits- und Forschungsbedingungen Sterns in der Presse besprochen wurden. Weiterhin gelangte Stern mit dem Umzug nach Zürich in eine größere, nicht zuletzt weltoffenere Stadt, in der es neben der Hochschule noch eine Universität gab. Auch wenn er mit seinem Wechsel von einer Universität an eine Technische Hochschule gewissermaßen abstieg, wurde ihm dadurch immerhin die Möglichkeit einer Intensivierung seiner schriftstellerischen Arbeit gegeben. Das wissenschaftliche Schreiben spielte für ihn seit dem Beginn seiner akademischen Karriere eine wichtige Rolle<sup>670</sup>, und in Zürich sollte er Zeit und Muße finden, sein „tollkühnes Lebenswerk“<sup>671</sup>, die *Geschichte Europas* in Angriff zu nehmen. Als Stern den Gedanken an sein Hauptwerk erstmals erwog, zeichnete sich bereits ab, dass die Hoffnung auf eine Berufung nach Deutschland aussichtslos war. Vielleicht – es handelt sich hierbei um eine reine Vermutung, für die keinerlei Textbelege beigebracht werden konnten – wollte er mit diesem Vorhaben die verwehrte Karriere an einer deutschen Universität

---

<sup>668</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 13.2.1888, ebd., N 2013/23-81 (Unterstreichung im Original).

<sup>669</sup> Ludwig Bamberger an Alfred Stern, 3.4.1887, ebd., N 2008/245-36.

<sup>670</sup> Vgl. Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 2.11.1872, ebd., N 2013/23-4.

<sup>671</sup> Alfred Stern an Friedrich Merkel, 28.1.1892, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 58.

kompensieren. Es ist denkbar, dass er, da ihm ein einflussreicher und möglicherweise erfolgreicher Lehrauftrag an einer der großen Universitäten des Reiches versagt blieb, aus der Not eine Tugend machen und nun den Großteil seiner Arbeitskraft und seines Elans der wissenschaftlichen Schriftstellerei widmen wollte. Mit der im Verhältnis zu einer Universität wesentlich geringeren Belastung durch Lehrveranstaltungen bot ihm die ETH Zürich in dieser Beziehung ideale Bedingungen.

Nach fast 15 Jahren in Bern war der Umzug nach Zürich für Stern „ein großer Entschluss“<sup>672</sup>. Die ersten vier Jahre war er als außerordentlicher Professor tätig gewesen, 1878 war er zum Ordinarius ernannt worden. Von 1882 bis 1884 hatte er das Dekanat an der Berner Hochschule bekleidet. Die Umstellung, auf die er sich mit dem Wechsel nach Zürich einließ, formulierte er aphoristisch in einem Brief an Georg von Wyss: Sie bestehe darin, „wenn man erst 40 Jahre alt ist, die Universitätslaufbahn zu verlassen, und wenn man schon 40 Jahre alt ist, sich einem ganz anders zusammengesetzten Publicum vorzustellen.“<sup>673</sup>

Als er um seine Entlassung zum 1. Oktober bat, begann er mit den Vorbereitungen zu seinem 28. und letzten Semester in Bern.<sup>674</sup> Die „gewünschte Entlassung von der Stelle einer ordentlichen Professur der allgemeinen Geschichte an unserer Hochschule auf 1. Oct. 1887 in allen Ehren und unter bester Verdankung der geleisteten Dienste“ wurde ihm am 2. April gewährt.<sup>675</sup> Die Berner Studentenschaft verabschiedete ihn nach Beendigung des Sommersemesters mit einem Fackelzug, den er als Demonstration gegen die Regierung und als Parteinahme für sich wertete.<sup>676</sup> Im Herbst zog er mit seiner Familie, zu der inzwischen der emeritierte Vater gestoßen war, in ein geräumiges Haus in der Englischviertelstrasse, in einer gutbürgerlichen Gegend Zürichs.

---

<sup>672</sup> Alfred Stern an Georg von Wyss, 27.3.1887, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA von Wyss, IX 339 40.

<sup>673</sup> Ebd. (Unterstreichungen im Original).

<sup>674</sup> Vgl. Staatsarchiv Bern: BB III b 622, Alfred Stern an den Erziehungsdirektor des Kantons Bern [Charles Albert Gobat], 29.3.1887.

<sup>675</sup> Ebd., 2.4.1887.

<sup>676</sup> Vgl. Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 12.10.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-78.

## X. Wider Treitschke

Die Treitschke-Baumgarten-Kontroverse 1882/83

Dass ihm die neue Stelle in Zürich mehr Zeit für seine wissenschaftliche Arbeit gewährte, war für Stern nicht zuletzt daher von großer Bedeutung, als er bereits seit spätestens Mitte der 1880-er Jahre<sup>677</sup>, zu einem Zeitpunkt also, als er noch in Bern lehrte, an dem Plan für eine umfassende Darstellung der europäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts arbeitete. Dieses Vorhaben sollte in Zürich zur Ausführung kommen. In seine Berner Zeit fielen nur zwei größere Veröffentlichungen. Nachdem er den ersten Band seiner zweibändigen Milton-Biographie *Milton und seine Zeit*, mit dem er sich habilitiert hatte, 1877 in Bern druckfertig gemacht und veröffentlicht hatte, publizierte er den zweiten im Jahre 1879. Zwei Jahre später trat er mit der *Geschichte der Revolution in England* (Berlin 1881) an die Öffentlichkeit. Daneben erschienen kleinere Artikel und Rezensionen. Im April 1889 hatte er sein Werk *Das Leben Mirabeaus* fertig gestellt. Nun bestrebte er sich in Zürich, „möglichst ganz [s]ein eigener Herr zu sein, um alle Kraft auf die eine grosse Aufgabe zu konzentrieren, die ein halbes Leben füllen kann.“<sup>678</sup> Die Arbeit an diesem „Riesenwerk“<sup>679</sup> sollte ihn tatsächlich über drei Jahrzehnte hinweg in Anspruch nehmen. Sein wichtigstes Werk, in das er sich „für sein Leben hinein verbissen“<sup>680</sup> hatte, erschien in den Jahren von 1894 bis 1924 in zehn Bänden.

Mit seiner „Lebensarbeit“<sup>681</sup> konnte sich Stern auf zwei wichtige Vorgänger berufen, wobei der eine, Georg Gottfried Gervinus, als Vorbild diente und der andere, Heinrich von Treitschke, als Negativbild.

Gervinus hatte eine *Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen* (8 Bände, Leipzig 1855-1866) geschrieben, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch immer „einen beträchtlichen Einfluß besaß“<sup>682</sup>. In diesem Werk betrachtete er Gesamteuropa und hob „immer wieder den einheitlichen Grundzug der Entwicklung in ganz Europa“<sup>683</sup> hervor. Gervinus hatte kein wissenschaftlich

---

<sup>677</sup> Vgl. Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 27.11.1886, ebd., N 2013/23-66.

<sup>678</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 2.12.1889, ebd., N 2013/23-93.

<sup>679</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 23.10.1889, ebd., N 2013/23-91.

<sup>680</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 2.11.1892, ebd., N 2013/23-112.

<sup>681</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 8.5.1890, ebd., N 2013/23-96.

<sup>682</sup> Andreas Biefang: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422, hier 395.

<sup>683</sup> Lothar Gall: *Georg Gottfried Gervinus*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 493-512, hier S. 507.

objektives, sondern ein leidenschaftlich politisches Werk geschrieben, das „zu politischer Neuorientierung und entsprechendem Handeln“ aufrief und dazu aufforderte, sich „den politischen Demokratisierungsbestrebungen an[zu]schließen und alle die Kräfte [zu] bekämpfen, die sich dem entgegenstellten.“<sup>684</sup> Unter dem Eindruck des Auftretens Bismarcks und des taktisch-opportunistischen Verhaltens der Mehrheit der Liberalen, zu denen auch sein damaliger Mitarbeiter und Assistent Hermann Baumgarten gehörte, resignierte Gervinus und stellte die Arbeit an seinem Werk mit der Darstellung der Folgen der Juli-Revolution von 1830 ein. „Das Werk war gemeint als ein Lehrbeitrag für eine weit andere Art von Entwicklung Deutschlands als die jetzt begonnene [...]; und ich sehe mich außerstande, an dem breitangelegten Opus fortzuarbeiten“, schrieb er 1867 enttäuscht an einen Kollegen.<sup>685</sup> Stern bezog sich sowohl in seiner Autobiographie (S. 23) als auch in seinem *Vorwort zur ersten Auflage* ausdrücklich auf Gervinus' Werk und übernahm den gesamteuropäischen Blick seines Vorgängers und Vorbildes. Wie dieser wollte er „innerhalb der Geschichte der einzelnen Völker und Staaten Europas die großen gemeinsamen Grundzüge zur Anschauung [...] bringen“<sup>686</sup>, allerdings ohne dabei außereuropäische Verhältnisse zur Sprache zu bringen.<sup>687</sup> Gervinus hatte sein Augenmerk auch auf südamerikanische Zustände gerichtet. Bei der Ausarbeitung seiner ersten Bände ging Stern „Gervinus Schritt für Schritt nach[...] und bewunder[t]e immer aufs neue, was er, mit sehr mangelhaftem Material, für seine Zeit geleistet hat.“<sup>688</sup> Damit spricht er die für die deutschen Historiker des frühen 19. Jahrhunderts allgemein prekäre Quellenlage an, die von der Unzugänglichkeit der staatlichen Archive, der restriktiven Haltung restaurativer Regierungen und der Pressezensur geprägt war. Gervinus litt besonders unter den schwierigen Bedingungen, da er sich aufgrund des bereits erwähnten Hochverratsprozesses, den er sich mit den demokratischen Tendenzen seiner *Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts* eingehandelt hatte, kaum Hoffnungen auf Zugang zu staatlichen Archiven machen konnte.

---

<sup>684</sup> Ebd., S. 505f.

<sup>685</sup> Georg Gottfried Gervinus an Heinrich Ewald, Frühjahr 1867, zitiert nach ebd., S. 510.

<sup>686</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Erster Band (Erste Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1913, S. VII.

<sup>687</sup> Ganz abgesehen davon, dass Sterns Vorhaben einer umfassenden europäischen Geschichte seine Arbeitskapazität bis zum Äußersten beansprucht haben wird, hätte eine Darstellung beispielsweise der amerikanischen Geschichte Archivreisen auf die andere Seite des Atlantiks erfordert, da seine Forschung grundsätzlich auf der Einsicht von Originalquellen aufbaute. Wahrscheinlich beschäftigte er sich daher nie mit außereuropäischen Verhältnissen.

<sup>688</sup> Alfred Stern an Eduard Zeller, 9.3.1896, Universitätsbibliothek Tübingen, Md 747-738.

Ein leidenschaftlich politisches Werk stellt auch Heinrich von Treitschkes *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert* (5 Bände, Leipzig 1879-1894) dar. Anders als Gervinus wählte Treitschke in seinem ebenfalls unvollendet gebliebenen Lebenswerk einen nationalstaatlich verengten Ausgangspunkt. Für wissenschaftliche Objektivität und Methodik hatte er nur ein müdes Lächeln, Geschichtsschreibung war für ihn „ein Mittel zur Erreichung politischer Ziele, der nationalen Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, der Stärkung der Machtstellung Preußens und Deutschlands, des Schutzes der bürgerlichen Ordnung.“<sup>689</sup> Mit der Schwerpunktsetzung auf die preußische Entwicklung ging eine Hervorhebung des Staates und seiner Institutionen, des Adels und der traditionellen Eliten einher. Die Bedeutung der öffentlichen Meinung und des Parlamentes schätzte Treitschke dementsprechend gering ein. Diese Gewichtungen spiegeln den Rechtsruck Treitschkes wider und seine Abwendung von seiner einstigen liberalen Gesinnung, wegen der ihm lange der erhoffte Ruf an eine preußische Universität versagt blieb und er erst 1873 nach Berlin berufen wurde.<sup>690</sup> Mit seiner Geschichtsschreibung vom preußischen Standpunkt aus, die ganz auf das Telos der nationalen Einheit unter preußischer Ägide ausgerichtet ist, stellt der „Wächter auf den Zinnen der Hohenzollernburg“<sup>691</sup> die Behauptung auf, dass die Hohenzollern seit Mitte des 17. Jahrhunderts bewusst auf die Befreiung Deutschlands von Fremdherrschaft hingearbeitet hätten. Die wichtigsten Gegner der deutschen Einheit sieht er in den ersten beiden Bänden vor allem in Österreich, mit seinem – so Treitschke in seinem charakteristischen herablassend-chauvinistischen Ton – „Völkergewimmel jener subgermanischen Welt, wo das Deutschtum nur mühsam ein geistiges Übergewicht behauptet“<sup>692</sup>, und im Liberalismus südwestdeutscher Prägung. Damit verfolgt er zwei typische Gedanken des preußischen Nationalismus, und zwar „die Verherrlichung der friderizianischen Idee und die Herabsetzung des süddeutschen Wesens“<sup>693</sup>. In den drei letzten Bänden benennt er Judentum und Radikalismus als Widersacher Deutschlands und der deutschen Kultur. Im fünften Band zählt er zu den Gegnern Deutschlands England hinzu und wird mit seiner Forderung nach Flottenbau

---

<sup>689</sup> Georg Iggers: *Heinrich von Treitschke*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 174-188, hier S. 174.

<sup>690</sup> Vgl. ebd., S. 178.

<sup>691</sup> Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 326.

<sup>692</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Erster Teil. Bis zum Pariser Frieden*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. 13.

<sup>693</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 221.

und Eroberung eines Kolonialreiches zum „Apostel einer aggressiven Weltpolitik“ des Kaiserreiches.<sup>694</sup>

Treitschke, der „sich eigentlich nie ausschließlich oder hauptsächlich als Historiker [betrachtete] und [...] immer sowohl über Politik als auch über Geschichte [las]“<sup>695</sup>, schrieb als ausgezeichneter Rhetoriker einen mitreißenden und packenden Stil. Mit seinem Buch wollte er nach eigenem Bekunden „einfach erzählen und urteilen.“<sup>696</sup> „Es ist bekannt“, schrieb Erich Marcks wohlwollend, „was seine Geschichtsschreibung erstrebt und leistet: wie sie [...] vor allem energisch urtheilen, lehren, Liebe und Haß stark aussprechen will, wie die feurige Natur des großen Schriftstellers sich in all ihrer berausenden subjectiven Kraft frei, fessellos, leidenschaftlich in ihr ergießt.“<sup>697</sup> „Man muß ihn in einem Zuge trinken, seine Fülle ganz auf sich wirken lassen, es ist kein Buch für den gelehrten Betrachter“, urteilte der Lyriker Otto Braun (1897-1918) in jugendlichem Überschwang kurz vor dem Ersten Weltkrieg.<sup>698</sup> Selbst seine Gegner mussten die „rhetorische Gelenkigkeit“ des „Sprachkünstler[s]“ anerkennen.<sup>699</sup> Mit seinem Werk erfüllte Treitschke damit den Anspruch des lesenden Publikums, das, mit einem Wort Fritz Sterns, den Historiker „als Prediger haben [wollte]“<sup>700</sup>. Dieses Werk ist als ein „glänzende[s] Buch [...], ein charakteristisches Denkmal seiner Zeit“<sup>701</sup> beschrieben, aber auch als ein „erratischer Block in der deutschen Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte“<sup>702</sup> bezeichnet worden. Es erzielte jedenfalls hohe Auflagen und wurde bis in die 30-er Jahre des 20. Jahrhunderts immer wieder neu aufgelegt.

---

<sup>694</sup> Georg Iggers: *Heinrich von Treitschke*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 174-188, hier S. 184f.

<sup>695</sup> Ebd., S. 178.

<sup>696</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Erster Teil. Bis zum Pariser Frieden*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. VII.

<sup>697</sup> Erich Marcks: *Einleitung*, in: Hermann Baumgarten: *Historische und politische Aufsätze und Reden*, Straßburg 1894, S. I-CXXXIV, hier S. CXV.

<sup>698</sup> Zitiert nach Paul Wentzcke: *Über Treitschkes Deutsche Geschichte – Urteile von Freunden und Fachgenossen*, in: *Archiv für Politik und Geschichte*, 1924, S. 252-279, hier S. 253.

<sup>699</sup> Ludwig Bamberger: *Heinrich von Treitschke*, in: Ders.: *Charakteristiken*, Berlin 1894, S. 171-211, hier S. 183 bzw. 190.

<sup>700</sup> Fritz Stern: *Einleitung*, in: Ders. (Hrsg.): *Geschichte und Geschichtsschreibung. Möglichkeiten, Aufgaben, Methoden. Texte von Voltaire bis zur Gegenwart*, München 1960, S. 13-35, hier S. 14.

<sup>701</sup> John Bagnell Bury: *Geschichte als Wissenschaft*, in: Fritz Stern (Hrsg.): *Geschichte und Geschichtsschreibung. Möglichkeiten, Aufgaben, Methoden. Texte von Voltaire bis zur Gegenwart*, München 1960, S. 214-229, hier S. 226.

<sup>702</sup> Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 387.

Treitschkes nationalistische Heroenessays und Heldenreden gehörten ebenfalls bis in die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zu den „populärsten historischen Werken“<sup>703</sup>.

Treitschke hatte ein politisches und parteiisches Werk geschrieben, das sich durchaus mit dem einflussreichen Werk Gervinus' und dessen Geschichtsbild auseinandersetzte. „Wenn ich nicht vorhergewußt hätte, daß meine Deutsche Geschichte die Schüler von Gervinus bis aufs Blut ärgern würde,“ schrieb er im Dezember 1882 an seinen Freund und Nachfolger auf dem Heidelberger Lehrstuhl Bernhard Erdmannsdörffer (1833-1901), „hätte ich sie gar nicht geschrieben.“<sup>704</sup> Diese nicht gerade freundliche Bemerkung Treitschkes, die auch seine Freude an der Provokation verdeutlicht, muss in Verbindung mit Reaktionen gesehen werden, die die Veröffentlichung seines zweiten Bandes zeitigte. Zwar hatte ein Rezensent, der Greifswalder Historiker Heinrich Ulmann (1841-1931), bereits 1879 beim Erscheinen des ersten Bandes die politische Tendenz des Werkes kritisiert und beanstandet, dass „die Frage, ob ein Akteur Preußens deutsche Aufgabe erkenne oder nicht, zum alleinigen Maßstab für ein entschiedenes Lob oder ein ebenso entschiedenes Verdikt erhoben worden sei.“<sup>705</sup> Doch erst der zweite Band, der die Jahre von 1814 bis 1819 behandelt und Ende 1882 erschien, „löste eine heftige publizistische Kontroverse aus, an der sich führende Repräsentanten der deutschen Geschichtswissenschaft [...] beteiligten.“<sup>706</sup>

Den Anfang machte Sterns Freund, der Straßburger Geschichtspräsident Hermann Baumgarten, der „nichts weniger [war] als ein Opportunist“<sup>707</sup>. Mit drei Artikeln, die er in der *Allgemeinen Zeitung* im Dezember 1882 und im Jahr darauf in einem Separatdruck veröffentlichte, kritisierte er das Werk seines ehemaligen Meinungsgenossen und Freundes<sup>708</sup> auf grundsätzlicher Basis: Treitschke habe keine

---

<sup>703</sup> Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006, S. 452.

<sup>704</sup> Zitiert nach Andreas Biefang: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422, hier 396.

<sup>705</sup> Ebd., S. 400.

<sup>706</sup> Ebd., S. 391.

<sup>707</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 222.

<sup>708</sup> 1862 hatten Baumgarten und Treitschke noch gemeinsam gegen Bismarck gewettert. Treitschke schrieb, wenn er „so einen flachen Junker, wie diesen Bismarck, von dem ‚Blut und Eisen‘ prahlen [höre], womit er Deutschland unterjochen will, so scheint mir die Gemeinheit nur noch durch die Lächerlichkeit überboten“ (Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 97). Baumgarten schrieb an Sybel, Menschen wie Bismarck müsse „man zittern machen“ und in ihnen „die lebendige Besorgnis erregen, daß sie eines Tages wie tolle Hunde totgeschlagen werden“ (Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band:*

deutsche, sondern eine preußische Geschichte geschrieben, er verteidigte Preußens Politik, wo immer es ginge, während er Österreich und die süddeutschen Staaten durchweg kritisierte.<sup>709</sup> Darüber hinaus beanstandete er vor allem die dürftige Archivarbeit Treitschkes und warf ihm vor, einen „schwer begreiflichen Fehler begangen“ zu haben, indem er versuchte, „eine deutsche Geschichte der Jahre 1816-19 allein auf die preußischen Archive gründen zu können“.<sup>710</sup> Seine Kritik und die Behauptung, dass Treitschke nicht selten „gegen die historische Gerechtigkeit gesündigt hat“<sup>711</sup>, untermauerte Baumgarten mit drei ausführlichen Beispielen und kam zu dem Schluss, dass „das alte *sine ira et studio* für diesen Geschichtsschreiber nicht vorhanden [ist]. Unbefangene Wahrheitsliebe, Sorgfalt ruhiger Untersuchung, Gerechtigkeit des Urtheils, diese ersten und wesentlichsten Eigenschaften jedes Historikers, welche durch keinen Glanz der Diction, durch keinen Schwung der Beredsamkeit ersetzt werden können, fehlen hier in ungewöhnlichem Maße.“<sup>712</sup> Treitschkes Darstellung bezeichnete er als „politisch so unverantwortlich wie historisch falsch.“<sup>713</sup> Sein abschließendes Urteil fiel hart aus: „[Z]uverlässige Belehrung darf man bei [Treitschke] nicht suchen.“<sup>714</sup>

Natürlich blieb Baumgartens Kritik nicht unbeantwortet. Treitschke holte zum Gegenschlag aus, und andere Historiker meldeten sich zu Wort, die sich, je nach politischer Orientierung, bald auf die Seite Treitschkes, bald auf die Baumgartens schlugen. Dieser Schlagabtausch, der binnen kurzem starke emotionale und polemische Züge bekam und im Schatten der polarisierten politischen Verhältnisse zu betrachten ist, wurde bereits andernorts beschrieben<sup>715</sup> und soll hier nicht weiter behandelt werden. Indessen kann festgestellt werden, dass selbst späte Apologeten Treitschkes einräumen mussten, dass „unzählige Einzelforschungen die harte Kritik, mit der damals an erster

---

Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, München 1995, S. 272f., vgl. auch ebd. S. 277). Auch Stern erwähnt die Freundschaft zwischen Treitschke und Baumgarten „in dem aufreibenden Kampf des Liberalismus gegen offene und versteckte Widersacher“ (Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Zehnter Band (Dritte Abteilung. Vierter Band)*, Stuttgart und Berlin 1924, S. 238f.).

<sup>709</sup> Vgl. Hermann Baumgarten: *Treitschke's Deutsche Geschichte*, Straßburg 1883, S. 3ff.

<sup>710</sup> Ebd., S. 3.

<sup>711</sup> Ebd., S. 8.

<sup>712</sup> Ebd., S. 29.

<sup>713</sup> Ebd., S. 40.

<sup>714</sup> Ebd., S. XI.

<sup>715</sup> Vgl. Andreas Biefang: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422 und Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 361ff.



Stelle Hermann Baumgarten einsetzte, in vielen Teilen bestätigt und vertieft“ haben.<sup>716</sup> Hier interessiert nun Sterns Beitrag zu diesem „Historikerstreit“ des späten 19. Jahrhunderts, an dem er sich als Sekundant Baumgartens beteiligt und dessen Ausgang für ihn wichtige Konsequenzen hatte, den er aber dennoch in seiner Autobiographie stillschweigend übergeht.

Über die Haltung Sterns zu der charismatischen Leitfigur des rechten Nationalliberalismus brauchen wir uns nicht im Unklaren zu sein. Die Rechtsbewegung der Nationalliberalen seit 1879 betrachtete er mit Sorge. Schon bevor der umstrittene zweite Band Treitschkes erschien, hatte er im Mai 1882 in einem Brief an Baumgarten bezüglich der Zustände im Kaiserreich und der Entwicklung der nationalliberalen Politik folgendes geäußert:

*Da aber das Wesen, welches man den Deutschen National-Liberalismus nannte, einen grossen Theil der Schuld daran trägt, dass es so weit gekommen, wäre vor allem Einkehr, „Kritik“ nöthig, und daran fehlt es sehr. Was hat nur der eine Treitschke auf dem Gewissen!*<sup>717</sup>

Die Kontroverse zwischen Treitschke und Baumgarten hatte er aufmerksam verfolgt. Er hatte selbst einen für die *Allgemeine Zeitung* bestimmten Artikel verfasst und das Manuskript Anfang Januar 1883 mit der Bitte um Kenntnisnahme an Baumgarten geschickt. Er wusste, dass Baumgarten einen Separatdruck seiner Kritik beabsichtigte:

*Nimmt die Zeitung meinen Artikel auf, so ist es Ihnen vielleicht erwünscht, auf ihn zu verweisen. Nimmt sie ihn nicht auf, so stelle ich Ihnen seinen Inhalt ganz zur Verfügung, da gar nichts darauf ankommt, dass ich noch einige Proben Treitschke'scher Zuverlässigkeit und Unparteilichkeit gefunden habe, sondern nur darauf, dass auch diese bekannt werden.*<sup>718</sup>

Es ging ihm, das macht diese leicht ironisch gefärbte Stelle deutlich, nicht nur um die eigene Profilierung, sondern auch darum, wie er es einmal in einem anderen Brief an

---

<sup>716</sup> Paul Wentzcke: *Über Treitschkes Deutsche Geschichte – Urteile von Freunden und Fachgenossen*, in: *Archiv für Politik und Geschichte*, 1924, S. 252-279, hier S. 278.

<sup>717</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 16.5.1882, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-24.

<sup>718</sup> Ebd., N 2013/23-27 (Unterstreichung im Original).

Baumgarten in einer auf den ersten Blick als naiv-objektivistisch zu bezeichnenden Bemerkung ausdrückte, „seine Pflicht im Dienste der Wahrheit [zu] thun.“<sup>719</sup> Doch diese Verpflichtung auf die Wahrheit, die „Maxime aller Wissenschaft“, hatte in einer Phase, in der der politische Liberalismus seine Rolle so gut wie ausgespielt hatte, auch als das Credo des „geistigen Liberalismus“ zu gelten.<sup>720</sup> Die „stolze Freiheit des denkenden Ich“<sup>721</sup>, die auch bei Rankes viel zitierte Forderung nach Objektivität Pate gestanden hatte, steht in scharfem Kontrast zu einer Tendenzforschung, wie sie Treitschke betrieb.

Da die *Allgemeine Zeitung* seinen Aufsatz nicht annahm, schickte Stern das Manuskript an Ludwig Bamberger in Berlin. Bamberger war selber kein Freund Treitschkes und hatte bereits in den 1860-er Jahren politische Streitschriften gegen ihn verfasst.<sup>722</sup> Er bezeichnete den preußischen Geschichtsschreiber nach dem Erscheinen des vierten Bandes als einen Historiker, der „nicht nur eine falsche Methode anwendet, sondern auch mit dieser eine falsche Weltanschauung verbindet“ und damit „doppelt an der Lehre und an den Menschen [sündigt]“. <sup>723</sup> Treitschkes Historiographie rechnete der liberale Politiker dem „ultraorthodox-lutherisch-monarchisch-absolutistischen Mystizismus“ zu.<sup>724</sup> Bamberger übergab die Rezension Sterns „mit großem Vergnügen“<sup>725</sup> der Berliner Tageszeitung *Die Tribüne*. Dort erschien die Besprechung mit der für Stern ungewöhnlich kurz und aggressiv gehaltenen Überschrift *Wider Treitschke*.<sup>726</sup> Dieser Titel war denn auch überhaupt nicht vorgesehen. Die Redaktion hatte seine „übermäßig lange Überschrift“ als Untertitel verwendet und mit der kürzeren ersetzt und dabei – in einer Mitteilung an Bamberger – sein Einverständnis vorausgesetzt: „Das ist ihm doch recht?“<sup>727</sup> „Solche kleine Scherze können nun einmal die Redaktions-Consorten nicht lassen“<sup>728</sup>, bemerkte Bamberger dazu. Er ahnte wohl,

---

<sup>719</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 25.8.[?]1883, ebd., N 2013/23-34.

<sup>720</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 299.

<sup>721</sup> Ebd.

<sup>722</sup> Z.B. Ludwig Bamberger: *Über Rom und Paris nach Gotha oder die Wege des Herrn von Treitschke*, Stuttgart 1866. Eine kurze Zusammenfassung der Auseinandersetzungen Bambergers mit Treitschke gibt Marie-Lise Weber: *Ludwig Bamberger. Ideologie statt Realpolitik*, Stuttgart 1987, S. 101-105.

<sup>723</sup> Ludwig Bamberger: *Heinrich von Treitschke*, in: Ders.: *Charakteristiken*, Berlin 1894, S. 171-211, hier S. 174.

<sup>724</sup> Ebd., S. 179.

<sup>725</sup> Ludwig Bamberger an Alfred Stern, 24.1.1883[3], Bundesarchiv Berlin, N 2008/245-13.

<sup>726</sup> Vgl. Alfred Stern: *Wider Treitschke. Ein Beitrag zur Kritik des zweiten Bandes von H. v. Treitschke's Deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*, in: *Die Tribüne*, 23. Jahrgang, Nr. 49-50, 30.-31.1.1883.

<sup>727</sup> Mitteilung der Redaktion an Ludwig Bamberger, 29.1.1883, Bundesarchiv Berlin, N 2008/245-10.

<sup>728</sup> Ludwig Bamberger an Alfred Stern, 30.1.1883, ebd., N 2008/245-10.

dass die Vermutung des Redakteurs überhaupt nicht zutraf und die neue Überschrift dem eher konziliant veranlagten Freund kaum gefallen würde. Tatsächlich bat Stern, als er seinen Tribüne-Artikel einige Monate später erneut Baumgarten als Anhang für eine Neuauflage seiner Streitschrift anbot, ausdrücklich darum, von dem „willkürlich zugesetzten Titel“<sup>729</sup> abzusehen. In dem in seinem Zürcher Nachlass befindlichen Exemplar der aktuellen Ausgabe der *Tribüne* sind nicht nur die Druckfehler am Rand korrigiert, auch der Titel ist von Sterns Hand unmissverständlich durchgestrichen<sup>730</sup>.

Auch wenn ihm der von der *Tribüne* gewählte Titel zu schroff erschien, machte Stern aus seinem Standpunkt zur Sache keinen Hehl: Im Streit um „die Zuverlässigkeit des zweiten Bandes von Treitschke’s Deutscher Geschichte [...] wird man [bei näherer Betrachtung] [...] finden, daß auch hier jene Vorsicht geboten ist, zu der Baumgarten mahnt“<sup>731</sup>. Sodann führt er einen anderen Mitstreiter an, den Bremer Gymnasialdirektor Constantin Bulle (1844-1905), der sich 1879 von der Nationalliberalen Partei getrennt hatte. Der „naseweise[] Schulmeister in Bremen“<sup>732</sup>, so Otto Elben (1833-1899) an Treitschke, hatte in der *Weser-Zeitung* weitere Beweise für Treitschkes willkürlichen und verfälschenden Umgang mit Zitaten geliefert, was Baumgarten zu der Bemerkung veranlasste: „Ich hätte [Treitschke], aufrichtig gesagt, derartiges nicht zugetraut.“<sup>733</sup> Bulle hatte sich in seinem Artikel dem vernichtenden Urteil Baumgartens angeschlossen.<sup>734</sup>

Hatte Baumgarten Treitschkes Werk auf prinzipieller Basis kritisiert und die durchgängig preußenfreundliche Tendenz moniert, beschränkt sich Sterns Artikel in der Hauptsache auf Treitschkes Behandlung der preußischen Verfassungsfrage und seine Darstellung des Verhältnisses zwischen Karl August von Hardenberg (1750-1822) und Wilhelm von Humboldt (1767-1835). Beide Themen kannte er von seiner eigenen

---

<sup>729</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 27.4.1883, ebd., N 2013/23-32.

<sup>730</sup> *Die Tribüne* stellte bald darauf ihr Erscheinen ein. Ihr letzter Jahrgang scheint sich in deutschen Bibliotheken nicht erhalten zu haben. Sterns *Tribüne*-Artikel ist daher heute nur schwer zugänglich. Ein Exemplar davon befindet sich in seinem Nachlass in der Zentralbibliothek Zürich, ein anderes im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin im Nachlass Heinrich von Sybels.

Übrigens kann man bei der Durchsicht des Nachlasses Sterns rasch feststellen, dass er fast alle seiner Zeitungsartikel penibel „nachkorrigiert“ und im Hinblick auf Druckfehler sorgfältig durchgesehen hat.

<sup>731</sup> Alfred Stern: *Wider Treitschke. Ein Beitrag zur Kritik des zweiten Bandes von H. v. Treitschke’s Deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*, in: *Die Tribüne*, 23. Jahrgang, Nr. 49, 30.1.1883.

<sup>732</sup> Otto Elben an Heinrich von Treitschke, 29.1.1883, zitiert nach Paul Wentzcke: *Über Treitschkes Deutsche Geschichte – Urteile von Freunden und Fachgenossen*, in: *Archiv für Politik und Geschichte*, 1924, S. 252-279, hier S. 258.

<sup>733</sup> Hermann Baumgarten: *Treitschke’s Deutsche Geschichte*, Straßburg 1883, S. 33.

<sup>734</sup> Vgl. Constantin Bulle: *Baumgarten und Treitschke*, in: *Weser-Zeitung*, Nr. 12928-12930, 29.-31.12.1882.

Arbeit her gut. Er macht dabei auf „einige bedenkliche Punkte aufmerksam [...], die der arglose Leser leicht übersehen wird“, und wirft dem Autor ein „Spiel mit Worten“ vor, das „nur dazu dienen [kann], in dem Leser ganz falsche Vorstellungen zu erwecken.“<sup>735</sup> Weit entfernt von einer grundsätzlichen Kritik der Grundkonzeption des Treitschke'schen Werkes findet er weitere Belege für die Unzuverlässigkeit und Willkür Treitschkes in der Arbeit mit seinen Quellen und führt auch Beispiele an, die Baumgarten bereits vor ihm gefunden hatte. „[L]eider waren einige Wiederholungen nicht zu vermeiden“, schrieb er dazu an Baumgarten, „das Publikum darf aber manches auch doppelt hören“.<sup>736</sup> Allerdings hat Stern nicht alle seine Einwände gegen Treitschke in dem Artikel zur Sprache gebracht. In seinem Brief an Baumgarten erklärt er, dass er die Tatsache, dass Treitschke einen Verfassungsentwurf Hardenbergs außer Acht lässt, nicht aufgreift, da er „nicht pro domo sprechen [wollte].“<sup>737</sup> Er hatte den Entwurf selbst gerade in der *Historischen Zeitschrift* besprochen. Weiterhin vermutet er, dass Treitschke die Protokolle der interimistischen Nationalrepräsentation im Original überhaupt nicht kannte, sondern sich an andere Akten hielt. „Treitschke ist mir gegenüber brieflich früher so aufgetreten, als hätte er jene Protokolle entdeckt. [...] Die Protokolle werden in Bd. 2 auch nur einmal [...] citiert, nach einer Angabe, die ich Tr[eitschke] von Göttingen aus, wo ich den betr[effenden] Band benutzte, gemacht habe.“<sup>738</sup> Auch andere, kleinere Anmerkungen zu Treitschkes Werk deutet er in seinem Brief an Baumgarten nur an, in seinem Artikel erwähnt er sie nicht. Ob seine Zurückhaltung aus Bescheidenheit oder aus einem Gefühl der Anständigkeit geschah – der Briefwechsel zwischen ihm und Treitschke war schließlich privater Natur – mag dahingestellt sein. Es scheint ihm hauptsächlich darauf angekommen zu sein, Stellung zu beziehen und „[s]eine Zustimmung zu Baumgarten's Kritik“ nicht nur kundzutun, sondern auch „zu rechtfertigen.“<sup>739</sup> „[I]ch [bin] stolz darauf in Ihrer und Bulles Gesellschaft zu erscheinen“<sup>740</sup>, schrieb er einige Monate später an Baumgarten, als die

---

<sup>735</sup> Alfred Stern: *Wider Treitschke. Ein Beitrag zur Kritik des zweiten Bandes von H. v. Treitschke's Deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*, in: Die Tribüne, 23. Jahrgang, Nr. 49, 30.1.1883.

<sup>736</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 27.4.1883, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-27.

<sup>737</sup> Ebd., N 2013/23-28.

<sup>738</sup> Ebd. Der kurze Briefwechsel zwischen Treitschke und Stern scheint sich nicht erhalten zu haben.

<sup>739</sup> Alfred Stern: *Wider Treitschke. Ein Beitrag zur Kritik des zweiten Bandes von H. v. Treitschke's Deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*, in: Die Tribüne, 23. Jahrgang, Nr. 50, 31.1.1883.

<sup>740</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 25.8.[?]1883, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-34.

Niederlage von „Baumgarten und Genossen“<sup>741</sup> längst ein Faktum war. Er wollte also durchaus mit der Opposition zu der vorherrschenden Richtung der Geschichtswissenschaft identifiziert werden, wie es ja auch in seiner Selbstbiographie deutlich wird. Das Thema der Treitschke-Baumgarten-Kontroverse bringt er aber dort überhaupt nicht zur Sprache. Diese Übergehung, die weiter unten nochmals aufgegriffen werden soll, hängt offensichtlich mit dem Ausgang des Streites zusammen: Weder die Niederlage noch die Rolle als Verlierer einer erbitterten öffentlichen Auseinandersetzung passen in eine Erfolgsgeschichte, als die die Selbstbiographie, wie einleitend schon gesagt wurde, oft geschrieben wird.

In seinem Artikel ließ er die Gelegenheit zur Ehrenrettung seines Vorbildes Gervinus nicht ungenutzt vorübergehen. Treitschke hatte Gervinus abwertend einen „gelehrten Publicisten“ gescholten. Dieses Wort griff Stern in seinem Artikel auf und erklärte, dass man über die Haltung des Freiherrn vom Stein in der preußischen Verfassungsangelegenheit bei Gervinus „weit mehr Aufschluß [...] finden [wird], als bei Treitschke“.<sup>742</sup> Stern schloss seinen Artikel mit einer Frage, die wohl als der einzige persönliche Seitenhieb auf Treitschke aufzufassen ist: „Wenn Gervinus nach Treitschke’s Ausspr[u]che nur ein „gelehrter Publicist“ ist, wie soll man mit allen seinen glänzenden Gaben, unter denen die Bescheidenheit gewiß nicht die letzte ist, Heinrich von Treitschke nennen?“<sup>743</sup> Treitschke nahm weder den Fehdehandschuh Sterns noch den Bulles auf und erwiderte ihre kritischen Anmerkungen nicht.

In der öffentlichen Auseinandersetzung um den zweiten Band der *Deutschen Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts* hatte sich die „Mehrzahl der in der Tagespresse und den bedeutenderen Zeitschriften veröffentlichten Rezensionen [...] für Baumgarten ausgesprochen, aber auch Treitschke hatte einige gewichtige Fürsprecher gefunden.“<sup>744</sup> Bernhard Erdmannsdörffer beispielsweise schloss sich, von geringfügigen Einschränkungen abgesehen, den Auffassungen Treitschkes an. In der gespannten Lage registrierte Stern alle Äußerungen zu diesem Thema: „Sie werden gesehen haben, dass

---

<sup>741</sup> Redaktion der Historischen Zeitschrift: *Erklärung der Redaktion gegen Hermann Baumgarten*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 50, München und Leipzig 1883, S. 559.

<sup>742</sup> Alfred Stern: *Wider Treitschke. Ein Beitrag zur Kritik des zweiten Bandes von H. v. Treitschke’s Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*, in: *Die Tribüne*, 23. Jahrgang, Nr. 49, 30.1.1883.

<sup>743</sup> Ebd.

<sup>744</sup> Andreas Biefang: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422, hier S. 412.

für Treitschke in den Grenzboten Erdmannsdörffer eine Lanze gehalten hat.<sup>745</sup> Bekundungen, die seine eigene bzw. die Auffassung Baumgartens bestätigten, bewertete er als „gutes Gegengift gegen Treitschke.“<sup>746</sup>

Die Entscheidung in dieser Sache, wenn eine solche Angelegenheit denn überhaupt endgültig entschieden werden kann, erwartete man von einer Rezension in der *Historischen Zeitschrift*, dem tonangebenden Organ der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft. Der Begründer und Herausgeber dieser Zeitschrift, Heinrich von Sybel, der, wie bereits erwähnt, eine einflussreiche und mächtige Position innehatte und es auch verstand, sie zu nutzen, stand der Angelegenheit allerdings keineswegs unparteiisch gegenüber, sondern befand sich eindeutig auf Treitschkes Seite: Er hatte in einem langen Brief an Baumgarten bereits ausgesprochen, dass ihn die Lektüre der Kritik an Treitschkes Werk „schmerzlich bewegt“ hatte und er es sich gewünscht hätte, dass Baumgarten „sich von der Herausgabe hätte[] abhalten lassen“.<sup>747</sup> An Treitschke schrieb Sybel einen Tag später, dass er Baumgartens Artikel „mit stets wachsendem Ärger und Schmerz gelesen“ habe.<sup>748</sup> „[W]as die Sache betrifft, so haben Sie in allem und jedem so vollständig recht, wie es selten bei solchen Auseinandersetzungen vorkommt“, fuhr er fort und bot gleichzeitig seine Unterstützung an: „Was ich dazu tun kann, Sie gegen den Unglimpf zu decken, der Ihrem trefflichen Buche widerfahren ist, werde ich mit Freuden tun.“<sup>749</sup> Auch für Sybel, der als „rechthaberisch und unduldsam“ beschrieben wird, waren „Wissenschaft und Politik aufs engste verflochten“<sup>750</sup>.

Stern hatte diese Haltung und die Macht Sybels erfahren, als er im Herbst 1882 in der *Historischen Zeitschrift* einen Artikel *Zur Geschichte der preußischen Verfassungsfrage* veröffentlicht hatte.<sup>751</sup> Dieser Text, obwohl vor Erscheinen von Treitschkes zweitem Band veröffentlicht, stand schon daher in einem Zusammenhang mit der laufenden Debatte, da er mit der Verfassungsfrage ein Thema aufgriff, das ein paar Monate später bei der Kritik an Treitschke keine unwichtige Rolle spielen sollte.

---

<sup>745</sup> Alfred Stern an Gustav Vogt, 3.11.1883, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl, Nachlass G. Vogt, 12.62 (Unterstreichung im Original).

<sup>746</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 20.11.1883, ebd., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

<sup>747</sup> Heinrich von Sybel an Hermann Baumgarten, 21./22.12.1882, zitiert nach Paul Wentzcke: *Über Treitschkes Deutsche Geschichte – Urteile von Freunden und Fachgenossen*, in: Archiv für Politik und Geschichte, 1924, S. 252-279, hier S. 263 bzw. 266.

<sup>748</sup> Heinrich von Sybel an Heinrich von Treitschke, 23.12.1882, zitiert nach ebd., S. 267.

<sup>749</sup> Ebd.

<sup>750</sup> Hellmut Seier: *Heinrich von Sybel*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 132-146, hier S. 140 bzw. 133.

<sup>751</sup> Vgl. Alfred Stern: *Zur Geschichte der preußischen Verfassungsfrage*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 48, München und Leipzig 1882, S. 236-304.

Entrüstet stellt Stern später in einem Brief an Baumgarten fest, dass die Redaktion der *Historischen Zeitschrift* Stellen seines Aufsatzes, die als Kritik an Treitschke aufgefasst werden konnten, „ohne mich zu fragen [...] unterdrückt hat“; „wo ich Treitschke lobe“, fügt er hinzu, „ist es natürlich stehen geblieben“. <sup>752</sup> Als er sich beschwerte und um eine Erklärung bat, warum die Redaktion die Streichung dieser Stellen vorgenommen habe, ohne vorher seine Einwilligung einzuholen, ging der Redakteur der *Historischen Zeitschrift*, Max Lehmann, auf diesen Punkt nicht ein. Wohl aber erhielt Stern eine Begründung, deren Wortlaut er an Baumgarten weitergab:

*Was die von Ihnen aufgeworfene Frage betrifft, so sieht die Redaction ihr Recht, in den eingegangenen Beiträgen Streichungen vorzunehmen, als selbstverständlich an. Sie hat in dem vorliegenden Falle von demselben Gebrauch gemacht, weil die Mehrzahl der gestrichenen Stellen (wenn nicht alle) einen mit dem Thema in keinem nothwendigen Zusammenhange stehenden polemischen Nebenzweck verfolgte.* <sup>753</sup>

Die gestrichenen Stellen schickte Stern zusammen mit einer Abschrift des Schreibens Lehmanns seinem Straßburger Freund und bot ihm an, „Gebrauch von dieser Waffe [zu] machen.“ <sup>754</sup> Baumgarten griff später auf dieses Angebot zurück.

Sterns Irritation über diese relativ unbedeutende Angelegenheit wird begreiflicher, wenn man sie nicht nur vor dem Hintergrund der laufenden Debatte, sondern auch in Zusammenhang mit der Rezension von Theodor Flathe (1827-1900) betrachtet, die eben im folgenden Band der *Historischen Zeitschrift* erschienen war. Auch dort machte Lehmann, sicherlich mit der ausdrücklichen Billigung Sybels, von seinen redaktionellen Rechten in Aufsehen erregender Weise Gebrauch. Dem eher unbekanntem Historiker Flathe, der im Herbst desselben Jahres in der von Wilhelm Oncken herausgegebenen *Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen* mit dem Band *Das Zeitalter der Restauration und Revolution 1815-1851* (Berlin 1883) <sup>755</sup> an die

---

<sup>752</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 25.8.[?]1883, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-34 (Unterstreichung im Original).

<sup>753</sup> Max Lehmann an Alfred Stern, 30.10.1882, zitiert nach der Abschrift in: ebd.

<sup>754</sup> Ebd.

<sup>755</sup> Zu diesem Werk bemerkte Stern in seinem Brief an Baumgarten: „Sie werden kleine Irrthümer [...] bemerken, aber auch, dass der Th. F. sich vor manchen Treitschkeschen Böcken, um kein anderes Wort zu gebrauchen, hütet.“ (Ebd., N 2013/23-36).

Öffentlichkeit treten sollte, war die heikle Aufgabe zugefallen, im Streit zwischen Baumgarten und Treitschke ein entscheidendes Wort zu sprechen. Flathe löste seine Aufgabe ohne einseitig Partei zu ergreifen und ohne Unsachlichkeiten und

*ließ Treitschkes kämpferische Subjektivität als eine mögliche Form der historischen Darstellung gelten, lobte seine schriftstellerische Gestaltungskraft und würdigte die „vollständige Bahnbrechung“ des Werkes auf unerforschtem Terrain. Er äußert aber auch vorsichtige Kritik an der teilweise „drastischen Ausdrucksweise“ und an einigen „Einseitigkeiten und Übertreibungen“ sowie an der „Vermischung von politischer und wissenschaftlicher Tätigkeit.“<sup>756</sup>*

Seine Kritik hakte in der Hauptsache an Punkten ein, die auch von liberaler Seite bemängelt worden waren: Er kritisierte Treitschkes „abschätzige[s] Urteil über das Bürgertum im Gegensatz zum Adel sowie [...] die Herabsetzung des außerpreußischen Deutschlands im Gegensatz zu Preußen.“<sup>757</sup> Auch aus heutiger Sicht erscheint seine Rezension als „mit Abstand die abgewogenste und am wenigsten polemische.“<sup>758</sup> Das sah Stern wohl ähnlich. In seinem Brief an Baumgarten spricht er von dem „Orakelspruche“ der *Historischen Zeitschrift* und der „Kritik(?) von Th. F[lathe]“<sup>759</sup> – das Fragezeichen sollte wohl andeuten, dass ihm die Kritik zu vorsichtig und zurückhaltend ausgefallen war.

Doch Flathe's Rezension erregte weniger wegen ihres sachlichen Inhalts Aufsehen, als wegen zweier Fußnoten, die die Redaktion der *Historischen Zeitschrift* eingeschaltet hatte. Flathe hatte einleitend festgestellt, dass Treitschkes zweiter Band „zum Theil sehr lebhafteste Proteste hervorgerufen [hat].“<sup>760</sup> Diese schlichte Bemerkung veranlasste die Redaktion zu einer Anmerkung:

---

<sup>756</sup> Andreas Biefang: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422, hier S. 413.

<sup>757</sup> Ebd.

<sup>758</sup> Ebd., S. 413f., vgl. auch Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 365.

<sup>759</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 25.8.[?]1883, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-33.

<sup>760</sup> Theodor Flathe: *Rezension zu Band 2 der Deutschen Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert von Heinrich von Treitschke*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 49, München und Leipzig 1883, S. 512-518, hier S. 512.



*Dieselben entbehren jedoch sämmtlich der fachlichen Begründung. Man kann über einzelne politische Urtheile Treitschke's verschiedener Meinung sein; man kann auch einräumen, daß in zwei oder drei Details die Angaben des Buches auf Irrthum oder Versehen beruhen: in welchem Werke unserer größten Meister käme dergleichen nicht vor? Dennoch aber kann die Red[aktion] in allem Wesentlichen nur der von Erdmannsdörffer in den Grenzboten veröffentlichten Besprechung beipflichten, und den lebhaften Wunsch aussprechen, daß sich die Nation den Genuß eines gleich sehr nach Form und Inhalt ausgezeichneten Werkes durch jene Recension nicht verkümmern lassen möge.<sup>761</sup>*

Im Laufe seiner Rezension kam Flathe dann auf die seiner Meinung nach übertrieben kritische Beurteilung des deutschen Liberalismus durch Treitschke zu sprechen, und wieder griff die Redaktion der *Historischen Zeitschrift* mit der Hinzufügung einer berichtigenden Bemerkung ein, die auch einen Seitenhieb auf Baumgarten enthält:

*Wir wären mit dem geehrten Hrn. Referenten vollkommen einverstanden, wenn es richtig wäre, daß Treitschke den Liberalismus überhaupt mit der bezeichneten Schärfe verurtheilte. In der That aber ist dies nicht der Fall: Was Tr[eitschke] so lebhaft kritisiert, ist nicht der Liberalismus, sondern die Verfälschung desselben durch ein rationalistisches Naturrecht, welches den Staat nicht nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten des historisch gegebenen Volkes, sondern nach den Forderungen angeblicher droits des hommes konstruiert. [...] Wenn dagegen Baumgarten rügt, daß Tr[eitschke] in so viel nachsichtigerem Tone von den Fehlgriffen des preußischen, als von Intriguen des württembergischen Königs rede, so erschiene es uns umgekehrt der Gipfel der Ungerechtigkeit, die aus der geistigen Beschaffenheit eines rechtschaffenen Mannes erwachsenen Irrthümer mit derselben Geißel zu treffen, wie die bewusste Doppelzüngigkeit eines starken und über seine Pläne völlig klaren Geistes.<sup>762</sup>*

War die erste redaktionelle Bemerkung noch von einer leicht durchschaubaren und rechthaberischen Plumpheit, bezog die *Historische Zeitschrift* mit der zweiten

---

<sup>761</sup> Ebd.

<sup>762</sup> Ebd., S. 515f.

Anmerkung Stellung für den rechten Nationalliberalismus Treitschke'scher Prägung, von dem sowohl Stern als auch Baumgarten entschieden Abstand nahmen. Die anschließende Erwähnung Baumgartens musste von diesem wohl als direkte Herausforderung aufgefasst werden.

Über das Schalten und Walten der *Historischen Zeitschrift* und ihr Eingreifen zugunsten Treitschkes erregten sich Stern und Baumgarten. Baumgarten griff die *Historische Zeitschrift* in der dritten Auflage seiner Kritik an Treitschke an und nahm dort einige Bemerkungen auf, in denen er das Ungehörige der Redaktion anzeigte und ihr vorwarf, statt Wissenschaft Politik zu betreiben.

Die Redaktion der *Historischen Zeitschrift* erwiderte diesen Angriff mit einer *Erklärung der Redaktion gegen Hermann Baumgarten*<sup>763</sup>, in der Baumgarten vorgeworfen wurde, mit „leidenschaftlicher Erbitterung“ einen „Hader“ begonnen zu haben.<sup>764</sup> Er wird als ein rechthaberischer und bornierter Mann vorgeführt, da er sich in einer solchen „Stimmung“ befinde, dass ihm „jede Abweichung von seiner Meinung, jede Ablehnung seiner Argumente [...] nicht mehr als Mahnung zur Selbstkritik, sondern nur noch als Beweis eines pathologischen Seelenzustandes bei dem Gegner erscheint.“<sup>765</sup> Die Redaktion halte es „für eine Pflicht gegen [sich] selbst“, so fährt sie fort, „jeden Verdacht einer Gemeinschaft mit jener Polemik [[von] Baumgarten und Genossen] abzuschneiden“.<sup>766</sup> Baumgartens Erörterungen verfehlten ihren Zweck und seien von Treitschke und Erdmansdörffer „abschließend widerlegt“, soweit sie sich nicht „auf völlig unbedeutende Details“ bezögen.<sup>767</sup> Endlich wird ihm seine Behauptung, Treitschke fehle die unbefangene Wahrheitsliebe, die Sorgfalt ruhiger Untersuchung und die Gerechtigkeit des Urteils, als „Schmähung“ und „abscheuliche Injurie“ vorgehalten.<sup>768</sup>

Erich Marcks, der bei Baumgarten studiert und sich bei Treitschke habilitiert hatte, versuchte in seiner ausführlichen biographischen *Einleitung* zu Baumgartens *Historische und politische Aufsätze und Reden* (Straßburg 1894) den Affront zwischen seinem Lehrer und seinem Gönner herunterzuspielen und zu beschönigen. Marcks

---

<sup>763</sup> Vgl. Redaktion der *Historischen Zeitschrift*: *Erklärung der Redaktion gegen Hermann Baumgarten*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 50, München und Leipzig 1883, S. 556-561.

<sup>764</sup> Ebd., S. 559.

<sup>765</sup> Ebd.

<sup>766</sup> Ebd.

<sup>767</sup> Ebd., S. 560.

<sup>768</sup> Ebd.

schrieb, dass der „sachliche Unterschied in der entscheidenden historischen Auffassung [zwischen Baumgarten und Treitschke (NSch)] schließlich gar nicht so groß [war]“<sup>769</sup>.

Dennoch war mit dieser schroffen *Erklärung* der definitive Bruch zwischen Baumgarten und der Hauptrichtung der deutschen Historiographie vollzogen und seine „angestrebte Isolierung [...] innerhalb der Geschichtswissenschaft wesentlich vorangetrieben.“<sup>770</sup> Baumgarten fühlte sich „geächtet“ und „litt unter dem Erlebnis schwer.“<sup>771</sup> Schließlich hatte sich mit der *Historischen Zeitschrift* das repräsentative Organ der Zunft gegen ihn ausgesprochen und seinen Widersacher nachdrücklich unterstützt. Seine Niederlage – und damit auch die Sterns – wurde Anfang 1884 mit der Verleihung des Verdun-Preises an Heinrich von Treitschke besiegelt. Dieser „wohl bedeutendste Historiker-Preis des Kaiserreiches [...] wurde alle fünf Jahre für das beste Werk zur vaterländischen Geschichte vergeben.“<sup>772</sup> Mit diesem Preis erhielt Treitschkes Werk die „offiziellen Weihen der deutschen Geschichtswissenschaft.“<sup>773</sup> Das Gutachten, mit dem die aus Angehörigen der preußischen Universitäten und der Preußischen Akademie der Wissenschaften zusammengesetzte Jury einen würdigen Preisträger finden sollte, hatte Heinrich von Sybel, selbst Mitglied der Jury, erstellt.<sup>774</sup> Überraschend war die Preisverleihung samt der damit einhergehenden Machtdemonstration für Stern und Baumgarten allerdings keineswegs. Baumgarten scheint sie erwartet und in einem Brief angedeutet zu haben. „Die Vermuthung in Sachen des Preises“, antwortete Stern darauf, „scheint mir sehr viel für sich zu haben [...]. Wollen die Gewaltigen des Tages mit Ertheilung des Preises einen Haupttrumpf gegen uns ausspielen, so muss die Zukunft richten.“<sup>775</sup> In diesem Verweis auf die Zukunft macht sich eine nicht geringe Resignation bemerkbar.

Obwohl Baumgarten die Hauptlast der publizistischen Auseinandersetzung trug, traf die Exkommunikation aus der Treitschke'schen Historikerkirche auch Stern.

---

<sup>769</sup> Erich Marcks, *Einleitung*, in: Hermann Baumgarten: *Historische und politische Aufsätze und Reden*, Straßburg 1894, S. I-CXXXIV, hier S. CXIII.

<sup>770</sup> Andreas Biefang: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422, hier S. 416.

<sup>771</sup> Erich Marcks, *Einleitung*, in: Hermann Baumgarten: *Historische und politische Aufsätze und Reden*, Straßburg 1894, S. I-CXXXIV, hier S. CXVI.

<sup>772</sup> Andreas Biefang: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422, hier S. 416.

<sup>773</sup> Ebd., S. 418.

<sup>774</sup> Vgl. ebd., S. 417.

<sup>775</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 25.8.[?] 1883, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-33f.

Darüber machte er sich keine Illusionen. Erstaunt stellte er nach dem Streit fest, dass der ADB-Artikel über den preußischen Reformier Freiherr vom Stein ihm, dem Ketzer, anvertraut wurde. Damit hatte er nicht gerechnet: „Mich wundert im stillen, dass nicht Sybel oder Treitschke die Hand auf Stein gelegt, und mich freut nicht wenig, dass [die Redakteure der ADB (NSch)] mir dem „Niger“ so viel Vertrauen geschenkt haben.“<sup>776</sup> Sterns Eigenauffassung als aus der guten Gesellschaft ausgeschlossen kommt in der Verwendung des Schimpfwortes Niger präzise zum Ausdruck. Sein Renommee im Ausland, nicht zuletzt in dem von Treitschke angegriffenen Österreich, wird dagegen kaum unter dieser Fehde gelitten haben. Aus Wien erhielt er beispielsweise von Alfred Ritter von Arneth (1819-1897), dem Direktor des Wiener Staatsarchivs, aufmunternde Worte: „Daß ich bei dem Streite zwischen Baumgarten und Treitschke nicht nur mit meinen Sympathien, sondern auch mit meinem objektivem Urtheile ganz auf der Seite des Ersteren stehe, dessen brauche ich Sie wohl nicht erst besonders zu versichern.“<sup>777</sup> Auch Arneth sollte sich übrigens später „in fast leidenschaftlicher Weise“ mit Treitschke und seiner Darstellung des Wiener Kongresses auseinandersetzen.<sup>778</sup> Wenn auch der alte Theodor Mommsen in einem Brief an Sybel gegen Treitschke Stellung bezog, ihn als „de[n] rechte[n] Ausdruck der sittlichen Verrohung“ bezeichnete und bezüglich des Geschichtswerkes Treitschkes äußerte, es gebe „kein glänzenderes, aber auch kein gemeinschädlicheres Buch als seine Geschichte“<sup>779</sup>, gehörte Stern in Deutschland nun zu der von der *Historischen Zeitschrift* ausgemachten Gruppe von „Baumgarten und Genossen“, umso mehr, als sich einige Zeilen der *Erklärung* auch auf ihn bezogen.

Baumgarten hatte in seinem Angriff von der von Stern angebotenen „Waffe“ Gebrauch gemacht und die Streichung der Treitschkekritischen Stellen aus Sterns Text als Beispiel angeführt und als Zensur gewertet. Stern habe Aufklärung begehrt und erhalten und weiter keine Beschwerde geführt, antwortete die Redaktion, und er sei weiterhin tätiger Mitarbeiter der Zeitschrift. Sie fuhr fort: „Daß er jetzt nachträglich

---

<sup>776</sup> Ebd., N 2013/23-36.

<sup>777</sup> Alfred Ritter von Arneth an Alfred Stern, 8.1.1883, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 608.

<sup>778</sup> Bruno Gebhardt: *Rezension zu Johann Freiherr v. Wessenberg. Ein österreichischer Staatsmann des 19. Jahrhunderts von Alfred von Arneth* (2 Bände, Wien und Leipzig 1898), in: *Historische Zeitschrift*, Band 83, München und Leipzig 1899, S. 98-99, hier 98.

<sup>779</sup> Theodor Mommsen an Heinrich von Sybel, 7.5.1895, zitiert nach Paul Wentzcke: *Über Treitschkes Deutsche Geschichte – Urteile von Freunden und Fachgenossen*, in: *Archiv für Politik und Geschichte*, 1924, S. 252-279, hier S. 279.

seine Noten an Baumgarten zur Stärkung der Angriffe gegen die Zeitschrift eingesandt hat, ist auch ein charakteristischer Zug für die Manier, in welcher der gegen Treitschke und alle Freunde Treitschke's eröffnete Vernichtungskrieg geführt wird.<sup>780</sup>

Von diesen Sätzen in dem führenden Organ der deutschen Geschichtswissenschaft fühlte sich Stern getroffen. Vor allem ging ihm der Vorwurf nahe, er habe seine Noten erst nachträglich an Baumgarten geschickt. Nachdem dieser ihm den Inhalt der *Erklärung* kurz referiert hatte, antwortete er aus dem Urlaub:

*Schicken Sie mir nur ja nicht das Sybel'sche Heft. Ich [...] werde das ganze Elaborat [...] in nicht zu ferner Zeit zu Gesicht bekommen. Was mich betrifft, so bin ich entschlossen[,] jetzt der Red[aktion] das letzte Wort zu lassen; ich will das Publikum nicht durch Persönlichkeiten und Entwirrung von Halbwahrheiten behelligen und behalte mir ein Wort der Aufklärung für spätere Veröffentlichungen vor. Unbefangene Fachgenossen werden jetzt schon wissen, was von dem Verfahren der Redaktion zu halten ist, und Befangene überzeuge ich doch nicht. Ich würde es an Ihrer Stelle auch so machen [...]. Nehmen Sie die ganze Angelegenheit, wie sie sich entwickelt, nur nicht zu tragisch. Das Recht bleibt doch auf unserer Seite, und es wird noch ruhig urtheilende Richter geben.*<sup>781</sup>

Stern beabsichtigte also, die Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen, rechnete aber trotzdem damit, dass Baumgarten den Kampf weiterführen werde. „Zur Beleuchtung der gegen [ihn] gemünzten Sätze“ fügte er daher seinem Schreiben einige Abschnitte hinzu, die als Argumente für die nächste Auflage der Schrift Baumgartens gedacht waren. Er hatte, so argumentiert er, seine Noten nicht nachträglich an Baumgarten geschickt, sondern sie, wie er schon im Schreiben an Lehmann mitgeteilt hatte, auch bei der Versendung seiner Exemplare an andere Kollegen „mit zugefügter Erläuterung des Thatbestandes“ handschriftlich beigegeben. Was es mit seiner „thätigen Mitarbeiterschaft [...] dieser Redaktion gegenüber“ auf sich hatte, erläuterte er kurz, indem er schrieb, dass er der *Historischen Zeitschrift* „keine Zeile mehr geschickt“ habe. „Bis auf Weiteres sende ich Referate über Englische Werke der Deutschen

---

<sup>780</sup> Redaktion der Historischen Zeitschrift: *Erklärung der Redaktion gegen Hermann Baumgarten*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 50, München und Leipzig 1883, S. 557f.

<sup>781</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 25.8.1883, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-42.

Literaturzeitung zu“, schrieb er wenig später.<sup>782</sup> Abschließend weist er darauf hin, dass der Vorwurf, „Stücke aus der Arbeit eines Autors ohne ihn zu fragen [...] weggelassen zu haben“, noch immer nicht beantwortet sei.<sup>783</sup>

Tatsächlich erschienen in der *Historischen Zeitschrift* von sowohl Baumgarten als auch Stern vorerst keine Artikel mehr. Stern veröffentlichte erst über zehn Jahre später wieder einen kürzeren Artikel in der Zeitschrift (HZ, Bd. 73, 1894, S. 284), und zwar erst nachdem Sybel 1893 die Redaktion der *Historischen Zeitschrift* an Friedrich Meinecke abgegeben und dieser sich mit der Bitte um „gütige Unterstützung“ und um die Aufnahme seiner „frühere[n] Mitarbeiterschaft“<sup>784</sup> an Stern gewandt hatte. Die „Erneuerung [seiner] Mitarbeiterschaft“ sagte Stern erst zu, nachdem Meinecke die Beachtung seiner Bedingungen versichert hatte, die, wenn man die Vorgeschichte betrachtet, aller Wahrscheinlichkeit nach redaktionelles Eingreifen ohne vorherige Rücksprache betrafen.<sup>785</sup>

Doch vorerst war die Angelegenheit auch für Stern noch längst nicht erledigt. Gerade die Behauptung der Nachträglichkeit, die er wohl als ehrenrührig auffasste, ging ihm nicht aus dem Sinn. Als er im Oktober 1883 in Berlin war, um die dortigen Archive einzusehen, marschierte er in die Höhle des Löwen. Da er Sybel in seinem Büro nicht antraf, suchte er ihn – das unterstreicht die Wichtigkeit, die er seinem Anliegen beimaß – in seiner Wohnung auf. Im „Verlauf des langen Besuches“ kamen natürlich Treitschkes Buch und die damit verbundene Kontroverse zur Sprache, und Sybel suchte ihm „in einer langen Erklärung klar zu machen, wie sehr [sie] Unrecht hätten.“<sup>786</sup> Bei dieser Unterhaltung griff Stern sein Anliegen, den ihn betreffenden Passus der *Erklärung*, wieder auf und fragte Sybel, „ob ihm denn Lehmann [s]einen Brief vom 2. Okt[ober] 1882 nicht vorgelegt hätte, worin mit klaren Worten stünde, dass [er] bei Versendung von Exemplaren die willkürlich ausgemerzten Stellen nachgetragen hätte.“<sup>787</sup> Als Sybel dies verneinte und „das Geschehene [auf Lehmann] ihn entschuldigend [ab]wälzte“<sup>788</sup>, forderte er ihn auf, im nächsten Heft der *Historischen*

---

<sup>782</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 28.10.1883, ebd., N 2013/23-48

<sup>783</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 25.8.1883, ebd., N 2013/23-42f. (Unterstreichung im Original).

<sup>784</sup> Friedrich Meinecke an Alfred Stern, 12.10.1893, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 758.

<sup>785</sup> Vgl. Friedrich Meinecke an Alfred Stern, 23.10.1893, ebd., 759.

<sup>786</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 11.10.1883, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-44.

<sup>787</sup> Ebd.

<sup>788</sup> Ebd., N 2013/23-45.

*Zeitschrift* eine von ihm formulierte Berichtigung zu bringen, die einer gewissen Pedanterie nicht entbehrt:

*Der Unterzeichnete ersucht die Redaction um Aufnahme folgender Berichtigung einer ihn betreffenden Stelle der Erklärung gegen H. Baumgarten [...]. Als ich am 2. Okt. 1882 Aufklärung darüber erbat, „wieso die Red. dazu gekommen sei, ohne mich vorher um Einwilligung zu ersuchen, einige Anmerkungen meiner Arbeit zur Gesch[ichte] der preuss[ischen] V[erfassungs]frage zu streichen“, liess ich die Red[aktion] sofort gleichzeitig wissen, dass diese ohne meine Einwilligung ausgemerzten Anmerkungen, über deren Inhalt sich jeder Leser des Nachtrages zur 3. Auflage der B[aumgartenschen] Schrift ein Urtheil bilden kann, bei Versendung von Exemplaren erläuternd von mir nachgetragen worden seien.<sup>789</sup>*

Doch er hatte „die Rechnung ohne den Wirt – das ist der Red[akteur] einer mächtigen Z[eitschrift]“<sup>790</sup> gemacht. Sybel rückte zwar eine Notiz in das nächste Heft ein, in der die Stern betreffenden Zeilen zurückgezogen wurden, doch sie blieb nach Sterns Meinung „an Schärfe, Deutlichkeit und Sachlichkeit hinter der von [ihm] eingesandten weit zurück.“<sup>791</sup> Durchaus geneigt, die Sache weiter zu verfolgen, sah er dennoch ein, dass sie „für ein anderes Organ zu persönlich und unbedeutend“<sup>792</sup> war und kam auf sein „ceterum censeo gegenüber der Clique“ zu sprechen: „Eine neue Zeitschrift“.<sup>793</sup>

Baumgarten und Stern arbeiteten seit geraumer Zeit an Plänen für eine neue historische Zeitschrift nach dem Vorbild der französischen *Revue Historique* Monods. „Warum sollen wir nicht von unserem Nachbarn lernen?“, fragte Stern und listete als nachzuahmende Vorzüge der französischen Zeitschrift neben dem systematischen Inhaltsverzeichnis und den Auszügen aus anderen Fachzeitschriften auch den Einsatz von Auslandskorrespondenten auf.<sup>794</sup> Er schlug ein vorsichtiges, fast schon konspirativ zu nennendes Vorgehen vor: Nichts dürfe in dieser ernstesten Sache übers Knie gebrochen werden, und er habe

---

<sup>789</sup> Ebd., N 2013/23-47.

<sup>790</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 28.10.1883, ebd., N 2013/23-48.

<sup>791</sup> Ebd.

<sup>792</sup> Ebd., N 2013/23-47.

<sup>793</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 25. 8.[?] 1883, ebd., N 2013/23-34.

<sup>794</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 8.6.1883, ebd., N 2013/23-38.

*deshalb bisher auch keinem Fachgenossen, selbst dem vertrautesten Freunde nicht etwas von unserer Korrespondenz über die Sache mitgeteilt. Erst wenn Sie mir dazu Erlaubnis geben, werde ich bei einigen, die mir besonders nahe stehen und auf deren Schweigen ich rechnen darf, anfragen, ob und inwiefern sie geneigt sind[,] sich bei einer neuen historischen Zeitschrift zu betheiligen, deren Redaktion, wie ich annehme, ihren Sitz in Strassburg haben würde.<sup>795</sup>*

Die Pläne waren weit gediehen. Er legte seinem Brief eine nur für Baumgarten bestimmte, vierseitige Liste bei, auf der über fünfzig – freilich erst noch zu gewinnende – Mitarbeiter für die verschiedenen historischen Fachgebiete verzeichnet waren und gab auch zu bedenken, dass man, „um alles Parteiische zu vermeiden, noch einige Preussen von reinstem Wasser“<sup>796</sup> in die Liste aufnehmen müsse. Jedoch äußerte er mit Blick auf die institutionelle Macht der *Historischen Zeitschrift* und ihrer Redaktion die Befürchtung, dass die jungen Leute auf seiner Liste, „wie die Dinge heute stehen, leicht in ihrem Fortkommen geschädigt werden“ könnten, und meinte, dass es vielleicht „edler“ gehandelt wäre, wenn man sie „keinem Martyrium“ aussetzte.<sup>797</sup> Er erwartete, dass sich auf jeden Fall ein großes Feldgeschrei erheben werde. Aber Stern dachte nicht nur an jüngere, aufstrebende Akademiker, er hoffte auch, „grosse Namen wie Mommsen, Arneht, Ficker und J. Burckhardt“, ja auch Waitz, der „so hoch über dem Parteiwesen“ stehe, für das gemeinsame Unternehmen gewinnen zu können; darüber hinaus müsse man auch „auf recht viele tüchtige Lehrer und Archivare bedacht sein“.<sup>798</sup> „Hat man nun einen kleinen Stamm von Mitarbeitern und ist das Geschäftliche in den Grundzügen geregelt“, so spann er den Faden weiter und mahnte dabei zur Vorsicht, müsse ein Programm entworfen werden, „aus dem alles wegzulassen [wäre], was als direkt gegen S[ybel] gemünzt aussähe oder was an die Polemik gegen Tr[eitschke] erinnerte. Zu betonen wäre jedoch stark [...]: nur Wissenschaft ohne jede Rücksichtnahme auf Partei. Sapienti sat, auch ohne dass Namen genannt werden.“<sup>799</sup>

Die Pläne für eine neue historische Zeitung, in der Platz für die Auffassungen der Dissidenten und vielleicht sogar für eine eigene Schule geschaffen werden sollte,

---

<sup>795</sup> Ebd., N 2013/23-37 (Unterstreichungen im Original).

<sup>796</sup> Ebd., N 2013/23-38.

<sup>797</sup> Ebd., N 2013/23-39 (Unterstreichung im Original).

<sup>798</sup> Ebd., N 2013/23-38f.

<sup>799</sup> Ebd., N 2013/23-37.



zerschlugen sich sowohl aus personalen als auch geschäftlichen Gründen. Stern sondierte das Terrain und versuchte potenzielle Mitarbeiter zu werben. Dies war nicht einfach, da die Bereitschaft zur Mitarbeiterschaft eine Stellungnahme gegen die vorherrschende Strömung bedeutete und damit, wie er schon angedeutet hatte, Folgen für die Karriere haben konnte. Enttäuscht meldete er einige Monate später aus Berlin an Baumgarten: „[A]uf Berlin [ist] freilich nicht zu rechnen.“<sup>800</sup> Harry Bresslau beispielsweise, Jude und in der unsicheren Stellung eines außerordentlichen Professors, wollte „es mit Sybel nicht verderben.“<sup>801</sup> „Wir sollten den Plan nicht aus den Augen verlieren und die Erkenntnis, dass die hist[orische] Z[eitschrift] grosse Mängel hat, weiterverbreiten“, rät er und kommt dann auf die geschäftliche Seite zu sprechen: „Findet sich ein Verleger, so wollen wir auf’s neue die Bundesgenossen mustern.“<sup>802</sup> Da es den beiden Versprochenen letztendlich nicht gelang, einen Verleger für ihr Unternehmen zu finden, scheiterte das Projekt.

Drei Jahre später „schwamm [Stern] auf den Wellen des Heidelberger Jubilaeums, das [ihm] das Wiedersehen mit manchem alten Bekannten und die Anknüpfung mancher neuen Bekanntschaft eingetragen hat.“<sup>803</sup> Dort traf er erstmals mit Treitschke zusammen: „Es blieb bei von gegenseitigem Lächeln begleiteter Vorstellung; ein Gespräch ist mit ihm wegen seiner Taubheit überhaupt nicht zu führen.“<sup>804</sup> Aber Stern konnte sich mit anderen Kollegen, „Leuten von untadeliger Gesinnung“<sup>805</sup>, austauschen und registrierte interessiert, „dass sich allgemein die Überzeugung Bahn bricht, wie viel die Sybel’sche Z[eitschrift] seit einiger Zeit zu wünschen übrig lasse. Solange sie durch Sybel’s Namen gedeckt wird, wird sich, meiner Meinung nach, nichts ändern.“<sup>806</sup> Das gemeinsame publizistische Vorhaben erwähnt er in seinem Brief an Baumgarten nicht mehr. Es kommt natürlich auch in seiner Autobiographie nicht zur Sprache.

Nachzutragen wäre, dass nach der Jahrhundertwende der Versuch gemacht wurde, die Frage nach der Zuverlässigkeit Treitschkes von der deutschen Justiz beantworten zu lassen. Im Sommer 1901 hatte die *Deutsche Reform*, die sich im Laufe

---

<sup>800</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 11.10.1883, ebd., N 2013/23-45.

<sup>801</sup> Ebd.

<sup>802</sup> Ebd.

<sup>803</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 10.10.1886, ebd., N 2013/23-64.

<sup>804</sup> Ebd.

<sup>805</sup> Ebd.

<sup>806</sup> Ebd.

des Jahres in *Deutsche Hochwacht* umbenannte, eine Glosse über das Judentum gedruckt, die zu einem „gar seltsame[n] Prozeß“ vor dem Königlichen Landgericht in Berlin führte.<sup>807</sup> Die umstrittene Glosse lautete: „Die Juden lügen und überheben sich, schreiben sich sogar das Hauptverdienst an den Siegen des Befreiungskrieges zu.“<sup>808</sup> Für jede Quelle, mit der diese Behauptung untermauert werden konnte, stellte der *Verein zur Abwehr des Antisemitismus* tausend Taler in Aussicht, worauf die *Deutsche Hochwacht* fünf Belege beibrachte und einen Anspruch auf die entsprechende Summe erhob. Als die Bezahlung ausblieb, strengte die *Deutsche Hochwacht* gegen den Redakteur des *Verein zur Abwehr des Antisemitismus* einen Prozess an. Das Gericht ließ sich von der Rechtmäßigkeit des Anspruchs nicht überzeugen und wies die Klage ab, ohne die angeführten Belege zu prüfen. Auch in der Berufung vor dem Kammergericht konnte die *Deutsche Hochwacht* ihre Forderung nicht geltend machen.<sup>809</sup>

Interessant in unserem Zusammenhang ist, dass sich die *Deutsche Hochwacht* in ihrer Beweisführung auf eine Stelle gerade in jenem zweiten Band von Treitschkes *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert* berief, der auch Ausgangspunkt der Auseinandersetzung von fast 20 Jahren zuvor war. An der betreffenden Textstelle ist von der antijüdischen Bewegung nach den Befreiungskriegen die Rede und von dem „literarischen Kampfe“, in dem sich, so Treitschke, „auf jüdischer Seite nicht selten eine erschreckende Verlogenheit und Überhebung [offenbarte]“.<sup>810</sup> Treitschke bezieht sich in seiner Darstellung auf vier Quellen, die seitens der *Hochwacht* als weitere Belege angeführt wurden. Sowohl in den *Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus*<sup>811</sup> als auch in der *Allgemeinen Zeitung des Judenthums*<sup>812</sup> wurde diese Stelle samt der angeführten Quellen einer eingehenden Untersuchung unterzogen, die mit einem für Treitschke verheerenden Resultat endete: Kein einziger seiner Belege hielt einer Nachprüfung stand. Nachgewiesen wurde nicht nur, dass Treitschke an der

---

<sup>807</sup> Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus: *Ein gar seltsamer Prozeß*, Nr. 49, 4.12.1901, S. 403-405, hier 403.

<sup>808</sup> Ebd.

<sup>809</sup> Vgl. ebd.: *Zur Abwehr. Ein gar seltsamer Prozeß*, Nr. 16, 16.4.1902, S. 122.

<sup>810</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Zweiter Teil. Bis zu den Karlsbader Beschlüssen*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. 418.

<sup>811</sup> Vgl. Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus: *Ein gar seltsamer Prozeß*, Nr. 49, 4.12.1901, S. 403-405.

<sup>812</sup> Vgl. Allgemeine Zeitung des Judenthums [Dr. H. M. C.]: *Wie Treitschke citirt und Geschichte schreibt*, Nr. 38, 8.8.1902, S. 376-380. Auf diesen Artikel weist übrigens Stern im ersten Band seiner *Geschichte Europas* „zur Berichtigung vieler falscher Angaben“ Treitschkes hin (Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Erster Band (Erste Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1913, S. 318).

betreffenden Stelle aus dem Zusammenhang gerissene Zitate anführt und sie entstellt, indem er beispielsweise ironische Wendungen als Behauptungen ausgibt, sondern auch, dass er Eingang und Schluss einer zitierten Stelle weglässt, damit sie sich ohne anzuecken in seine antisemitisch gefärbte Interpretation einfügt. Darüber hinaus kann in einem Falle sogar aus der fehlerhaften Titel-, Orts- und Jahresangabe eines Buches geschlossen werden, dass Treitschke ein Werk, auf das er sich bezieht, überhaupt nicht zur Hand hatte. Der Autor des ausführlichen Artikels in der *Allgemeinen Zeitung des Judenthums*<sup>813</sup> fand somit Anlass, Treitschke „ein Armutszeugniß für seinen historischen Sinn“<sup>814</sup> auszustellen, seine Geschichtsdarstellung als „Fälschung“<sup>815</sup> zu betrachten und schließlich festzustellen, dass sie „den geschichtlichen Zusammenhang entstellt“<sup>816</sup> und „im Wesentlichen auf falschen, beziehentlich entstellten Citaten sich aufbaut“<sup>817</sup>. Die Charakteristik, die Bamberger bereits zehn Jahre zuvor in einem Brief an Stern geäußert hatte, scheint demnach zutreffend zu sein: Bamberger bezeichnete Treitschke als einen „Fälscher, in dem auch eine Dosis Gemeinheit“<sup>818</sup> steckt.

Dass „die Haltlosigkeit der Treitschkeschen Darstellung“ erst jetzt und „nur durch einen Zufall“ aufgedeckt wurde, „nachdem Hunderte von Juden Treitschkes Werk gelesen haben, darunter in großer Zahl auch solche, welche die wissenschaftliche Qualifikation besaßen, die Treitschkesche Darstellung auf ihre Richtigkeit zu prüfen“, verwundert den Autor des Artikels der *Allgemeinen Zeitung des Judenthums*.<sup>819</sup> Diese Kritik musste sich auch Stern gefallen lassen. Die seitenlangen Beschreibungen und Interpretationen der deutsch-jüdischen Verhältnisse im Werk Treitschkes greift er an keiner Stelle auf. Dabei spielten taktische Erwägungen – den Juden wurde von antisemitischer Seite eine „Empfindlichkeit [...] gegen alle tadelnden Urtheile“ vorgeworfen<sup>820</sup> – wohl kaum eine Rolle, denn er kommt auf dieses Thema auch in seiner Privatkorrespondenz nicht zu sprechen. Er verfolgte das Erscheinen der

---

<sup>813</sup> Dieser Autor, der sich hinter den Initialen Dr. H. M. C. verbirgt, wird in einer späteren Nummer der Zeitung als „ein Forscher, der sich im Kampf gegen den Antisemitismus durch seine unermüdliche Arbeit, durch seine scharfe Beobachtung und durch seine vornehme Ruhe ganz besonders ausgezeichnet hat“, charakterisiert (*Allgemeine Zeitung des Judenthums*, *Zweierlei Maß*, Nr. 38, 19.9.1902, S. 445-446, hier S. 445).

<sup>814</sup> *Allgemeine Zeitung des Judenthums* [Dr. H. M. C.]: *Wie Treitschke citirt und Geschichte schreibt*, Nr. 38, 8.8.1902, S. 376-380, hier S. 380.

<sup>815</sup> Ebd., S. 377.

<sup>816</sup> Ebd., S. 380.

<sup>817</sup> Ebd., S. 377.

<sup>818</sup> Ludwig Bamberger an Alfred Stern, 12.1.1892, Bundesarchiv Berlin, N 2008/245-78.

<sup>819</sup> *Allgemeine Zeitung des Judenthums* [Dr. H. M. C.]: *Wie Treitschke citirt und Geschichte schreibt*, Nr. 38, 8.8.1902, S. 376-380, hier S. 377.

<sup>820</sup> Ebd.

folgenden Bände mit kritischem Interesse. „Treitschke Bd. 3. finde ich auch vorsichtiger, doch noch voll von Widersprüchen und Gewagtem“, heißt es in einem Brief an Baumgarten.<sup>821</sup> Im vierten Band fand er gar Belehrung „für [s]eine grossen Pläne“, doch das Amusement überwog: „Wie viel Vorlesungs-Witzchen, die für Füchse gut sind, [...], wie viel Dilettantisches – unglaublich, S. 480 über die Melancholie der Chemiker („das Einerlei der Experimente“ kostbar!!) – wie viel Zornausbrüche. Und das soll in aeternum geschrieben sein!“<sup>822</sup> Doch selbst Stern, von dem man als Wissenschaftler erwarten dürfte, dass er die Frage nach dem Wert der Form im Verhältnis zur Qualität des Inhalts aufwerfen würde, ließ sich von dem lebendigen und fesselnden Stil Treitschkes beeindrucken und gestand ihm „künstlerisch fein ausgestaltete Partien“<sup>823</sup> zu.

Die Kontroverse mit Treitschke erwähnt Stern in seiner Autobiographie mit keinem Wort. Dabei hatte die Niederlage der Gesichtspunkte, die er und Baumgarten vertraten, nicht nur für ihn Konsequenzen. Ihm verstellte sie eine Berufung nach Deutschland. Doch auch für das Geschichtsverständnis der Deutschen hatte sie weit reichende Folgen. Der Ausgang der Auseinandersetzung verstärkte nicht nur die „vorwaltenden politischen Trends“, er ließ auch den „Rechtsruck des Nationalliberalismus [...] als wissenschaftlich begründet und legitimiert“ erscheinen und „bestätigte und konservierte“ somit auf Jahre hinaus die Tendenz, dem Liberalismus als „politisch tätige Kraft allenfalls eine marginale Rolle“ zuzusprechen.<sup>824</sup> So trug die Kontroverse auch erheblich zu einer „dauerhafte[n] Etablierung des national-konservativen Geschichtsbildes des späteren Kaiserreiches“ bei.<sup>825</sup> Die verhängnisvolle Wirkung Treitschkes nicht nur auf die Geschichtsauffassung der Gesellschaft des Wilhelminischen, sondern auch des Weimarer Deutschlands war damit von entscheidender, ja sogar dramatischer Bedeutung. Einige Historiker reihen ihn daher nicht nur unter die „geistigen Wegbereiter des Ersten Weltkrieges“ ein<sup>826</sup>, sondern

---

<sup>821</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 1.3.1886, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-61.

<sup>822</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 31.12.1889, ebd., N 2013/23-94f. (Unterstreichung im Original).

<sup>823</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 1.3.1886, ebd., N 2013/23-61.

<sup>824</sup> Andreas Biefang: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422, hier S. 418ff.

<sup>825</sup> Ebd., S. 420.

<sup>826</sup> Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 335.

auch unter die des Nationalsozialismus.<sup>827</sup> Fritz Stern stellt die Behauptung auf, dass „die wachsende Entfremdung der Deutschen vom Westen, die im Zusammenbruch der deutschen Demokratie in den dreißiger Jahren tragisch ihren Höhepunkt fand“, jedenfalls bis zu einem gewissen Maße „dem Mißverstehen des westlichen liberalen Denkens, das deutsche Historiker verewigten“, zuzuschreiben sei.<sup>828</sup> Ein größeres Durchsetzungsvermögen des von Stern vertretenen Geschichtsverständnisses wäre Deutschland und Europa durchaus zu wünschen gewesen.

Treitschkes Desavouierung des Liberalismus hatte somit ernste Folgen, die für den geübten historischen Blick Sterns eigentlich schon erkennbar sein mussten, als er gegen Ende der Weimarer Republik seine Autobiographie schrieb. Vielleicht hat er diese Konsequenzen tatsächlich übersehen. Dafür spricht, dass er Treitschke niemals prinzipiell, sondern immer nur im Detail kritisiert hat. Oder sollte er die Tragweite der Treitschke'schen Historiographie erfasst haben? Schließlich hatte er schon 1869 in einem Aphorismus folgende Einsicht formuliert: „Um beurteilen zu können, unter welchem geistigen Impuls ein Zeitalter gestanden hat, kommt es darauf an, zu wissen, nicht was geschrieben, sondern was gelesen worden ist.“<sup>829</sup> Und Treitschkes Werk wurde, davon zeugen die vielen Auflagen, immer wieder gelesen – nicht zuletzt an höchster Stelle: Wie schon erwähnt, gehörte Kaiser Wilhelm II. zu Treitschkes eifrigsten Lesern. Dazu noch ein gewagtes, weil schwer belegbares Argument: Wenn man davon ausgeht, dass Stern und Einstein neben naturwissenschaftlichen und musikalischen Gesprächen auch solche über Geschichte führten, und dass Sterns Ansichten dabei das Geschichtsverständnis Einsteins beeinflussten, ist vielleicht eine Stelle in einem Brief Einsteins an Romain Rolland (1866-1944) bemerkenswert. Einstein schrieb 1917 an den Pazifisten, dass der deutsche Sieg über Frankreich im Jahre 1870 und die im Anschluss daran erlangten wirtschaftlichen und industriellen Erfolge zur Entstehung „einer Art Machtreligion“ geführt haben, „die in Treitschke einen adäquaten, gar nicht übertriebenen Ausdruck gefunden hat. Diese Religion beherrscht fast alle Gebildeten; sie hat die Ideale der Goethe-Schiller-Zeit fast

---

<sup>827</sup> So beispielsweise der Historiker George W. F. Hallgarten (1901-1975), vgl. Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 16.

<sup>828</sup> Fritz Stern: *Einleitung*, in: Ders. (Hrsg.): *Geschichte und Geschichtsschreibung. Möglichkeiten, Aufgaben, Methoden. Texte von Voltaire bis zur Gegenwart*, München 1960, S. 13-35, hier S. 21.

<sup>829</sup> Alfred Stern: *Aphorismen*, (unveröffentlichtes Manuskript), Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., Nachlass Alfred Stern.

vollkommen verdrängt.<sup>830</sup> Da sich Gespräche über Historiographie und ihre Wirkung im Briefwechsel zwischen Einstein und Stern nicht nachweisen lassen, ist es eine reine Vermutung, dass sich in der Äußerung des Physikers die Auffassungen des Zürcher Historikers widerspiegeln. Wenn dem aber so ist, dass Einstein in seinem Brief Sterns Stimme wiedergibt, hatte Stern nicht nur die Geschichtsauffassung Einsteins beeinflusst, sondern auch die nachhaltige Wirkung der Geschichtsschreibung Treitschkes durchaus verstanden. Dann ist es vielleicht verständlich, dass ein so nachdrückliches Scheitern der eigenen, liberalen Geschichtsauffassung und die Etablierung der gegenteiligen, nationalistisch-chauvinistischen, die das Geschichtsverständnis in Deutschland so nachhaltig beeinflussen sollte, vom Standpunkt des Verlierers aus kein lohnendes Thema für eine autobiographische Selbstdarstellung abgaben.

---

<sup>830</sup> Robert Schulmann, A. J. Kox, Michael Janssen, József Illy (Hrsg.): *The collected papers of Albert Einstein. Volume 8. The Berlin Years: Correspondence. 1914-1918. Part A: 1914-1917*, Princeton University Press 1998, Dok. 374, S. 505.

## **XI. Den Ocean in eine Trinkschale fassen**

Das Opus magnum in 10 Bänden: *Die Geschichte Europas*

Eine umfassende Rekonstruktion des Stern'schen Hauptwerkes, der *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871* (10 Bände, Stuttgart, Berlin 1894-1925, 2. Auflage 1913-1928) würde den Rahmen der hier vorliegenden Studie sprengen. Die Untersuchung beschränkt sich daher in der Hauptsache auf die Aufnahme des Werkes, wie sie sich in zeitgenössischen Rezensionen im In- und Ausland widerspiegelt, und auf die Darstellung seines positivistisch-objektivistischen Ansatzes.

Einleitend soll kurz auf die beiden Verlage eingegangen werden, in denen Sterns wichtigstes Geschichtswerk erschien. Die ersten drei Bände des Werkes wurden von Wilhelm Hertz (1822-1901) verlegt. Hertz entstammte einer jüdisch-großbürgerlichen Hamburger Familie. Sein Verlag, der seit 1847 in Berlin als *Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung)* firmierte, unterschied sich von den vielen neuen, überwiegend kaufmännisch auf den literarischen Massenmarkt abzielenden Verlagen dadurch, dass er sich bewusst der Verbreitung wissenschaftlicher und anspruchsvoller belletristischer Werke im weitesten Sinne widmete und versuchte, sie an einen kleinen Kreis kaufkräftiger Kunden abzusetzen. Den Höhepunkt seiner Entwicklung erreichte der Verlag 1889, als dort gleichzeitig Werke von Keller, Fontane<sup>831</sup> und Heyse erschienen. Damals schrieb Friedrich Fontane, Hertz sei nun die absolute Nummer 1 im deutschen Buchhandel. Hertz führte zu jener Zeit ein neues Verlagssignet mit einem Horaz-Zitat ein: *portum fortiter occupa* (verteidige den Hafen tapfer). In diesem Signet drücken sich sowohl sein verlegerisches Selbstbewusstsein als auch ein Abwehrgestus gegenüber rein kommerziellen Verlagen aus. Von einem besonderen Qualitäts- und Soliditätsbewusstsein getragen, lieferte Hertz nicht zuletzt im wissenschaftlichen Bereich, der über die Hälfte seiner umfangreichen Verlagsproduktion ausmachte, keine Massenware, sondern ausgesuchte Titel. Hertz' Verlag in der Behrenstraße lag in unmittelbarer Nähe der Universität und der Königlichen Bibliothek. Von dieser Adresse aus pflegte er Kontakte zu Gelehrten und Wissenschaftlern, so dass er durchaus imstande war, die Werke, die er verlegte, einzuschätzen. Im Bereich der Geschichte gab er mehrere wichtige Monographien heraus, beispielsweise Kurd von Schlözers

---

<sup>831</sup> Fontane wurde übrigens erst im zweiten Anlauf von Hertz angenommen (vgl. Gerhard Hay: *Einführung*, in: Kurt Schreinert: Theodor Fontane: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz. 1859-1898. Stuttgart 1972, S. 375-395, hier S. 375.).

*Geschichte der deutschen Ostseeländer* (3 Bände, Berlin 1850-1853) und Arnold Schäfers *Geschichte des Siebenjährigen Krieges* (3 Bände, Berlin 1870-1874).<sup>832</sup>

Sterns wichtigstes Werk kam also bei einem durchaus angesehenen Verleger unter. Bei ihm fand Stern „volles Entgegenkommen“ (S. 25) für seine Arbeit. Als Hertz 1901 starb, wurde sein Verlag von Adolf Kröner (1836-1911) für Cotta erworben. Obwohl dieser Verlag als der deutsche Klassikerverlag schlechthin gilt, hatte er auch ein beträchtliches Volumen im wissenschaftlichen Bereich. Den Verlag der naturwissenschaftlichen und damit verwandten Fächer gab Kröner um die Jahrhundertwende an andere Firmen ab und konzentrierte sich auf geisteswissenschaftliche Fächer, „allen voran die Geschichte“<sup>833</sup>. Der Verlag Cotta war zwar bereits mit Historikern von Ruf bestens versorgt, bemühte sich aber auch um den Historiker Stern, den er mit dem Kauf des Hertz'schen Verlages übernommen hatte. Die letzten sieben Bände der *Geschichte Europas* und die zweite Auflage erschienen bei Cotta. Der „Inhaber dieser berühmten Firma [ging] willig auf meine Wünsche ein“, schrieb Stern in seiner Selbstbiographie (S. 25f.). Er hatte also auch bei Cotta keine Schwierigkeiten, Verständnis und Wohlwollen für seine Arbeit zu finden.

Die Bindung an einen Verlag sollte nicht überbewertet werden, sie ist auch für die Qualität eines Werkes nur bedingt aussagekräftig. Dennoch kann der Hinweis auf diese beiden anerkannten Verlage ein Bild ergänzen, das mit den nun anzuführenden Rezensionen und Besprechungen aus verschiedenen Ländern vervollständigt werden soll.

In seiner Autobiographie räumt Stern seinem Hauptwerk erwartungsgemäß viel Platz ein (S. 23-27). Großen Wert legt er dabei auf seine umfassenden Archivarbeiten und auf die Feststellung, dass es ihm darum ging, „die Verflechtung der nationalen und universalen Geschehnisse nachzuweisen“ (S. 26). Selbstkritisch bemerkt er, dass er „hinter dem Ideal, das [ihm] [...] vorgeschwebt hatte, weit zurückgeblieben“ sei, um so mehr freue ihn „die Anerkennung, die [s]ein Streben innerhalb und außerhalb des deutschen Sprachgebiets gefunden“ habe (S. 27).

---

<sup>832</sup> Vgl. Michael Davidis: *Der Verlag von Wilhelm Hertz. Beiträge zu einer Geschichte der Literaturvermittlung im 19. Jahrhundert, insbesondere zur Verlagsgeschichte der Werke von Paul Heyse, Theodor Fontane und Gottfried Keller*, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens. AGB. Herausgegeben von der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e.V. Redaktion: Bertold Hack, Reinhard Wittmann, Marietta Kleiß und Hans-Georg Dewitz. Band XXII: Lieferung 6, 7, Frankfurt am Main 1981, S. 1253-1590, vor allem S. 1253- 1292, 1307- 1317.

<sup>833</sup> Liselotte Lohrer: *Cotta. Geschichte eines Verlags. 1659-1959*. Stuttgart 1959, S. 146.



Treitschkes Geschichtswerk stellte für Sterns Opus magnum einen Gesprächszusammenhang<sup>834</sup> dar und spielte mithin als kommunikativer Kontext keine unwichtige Rolle. Dennoch war Treitschkes Vorlage für ihn alles andere als ein Vorbild. Die Geschichtsschreibung seines Vorgängers machte gleichsam die dunkle Folie aus, vor der er sich positiv abheben wollte. „Bei den deutschen Abschnitten habe ich die Abweichungen von Treitschke mit Interesse verfolgt; Sie wissen, daß auch ich auf den großen Schriftsteller keineswegs blind schwöre“, schrieb ihm Marcks, der damals vielleicht noch als Neu-Rankeaner aufzufassen war, nach Erscheinen des ersten Bandes, „gefremt hat es mich doch zugleich, wie viel von ihm Sie doch geglaubt haben übernehmen zu müssen.“<sup>835</sup> Auch in den verschiedenen Rezensionen zu dem Stern'schen Werk wird Treitschkes Darstellung immer wieder zum Vergleich herangezogen. Stern selbst sah sich, jedenfalls was die deutsche Geschichte anging, „zu einer scharfen Kontrolle Treitschke's genötigt“<sup>836</sup>. „Jetzt stecke ich in Preussen“, berichtete er Baumgarten, „wo ich Treitschke bei jeder Zeile zu kontrolliren habe.“<sup>837</sup> „Es [wird] hie und da unumgänglich sein, gläubig angenommene Lehren und verführerische Aussprüche mächtiger Autoritäten, soferne sie der Nachprüfung nicht Stand zu halten scheinen, durch bestimmten Vermerk als irrtümlich zu kennzeichnen“<sup>838</sup>, schrieb er im Vorwort zu seinem ersten Band und hatte dabei gewiss auch Treitschke im Blick. In den ersten Bänden seines Werkes verweist er jedenfalls in einer Vielzahl von Fußnoten immer wieder berichtend und ergänzend auf Treitschke oder führt Werke an, in denen Treitschke korrigiert wird. Seine eigene Geschichtsschreibung der deutschen Staaten ist in sich selbst eine korrigierende Überarbeitung des Treitschke'schen Werkes, so dass sein Zürcher Kollege Antoine Guillard (1861-1938) mit Recht sagen konnte, dass Stern seinen Vorgänger „fast auf jeder Seite berichtigt“<sup>839</sup>.

---

<sup>834</sup> Vgl. dazu Philipp Müller: *Erkenntnis und Erzählung. Ästhetische Geschichtsdeutung in der Historiographie von Ranke, Burckhardt und Taine*, Köln, Weimar, Wien 2008, S. 38ff. (= Beiträge zur Geschichtskultur, Band 33).

<sup>835</sup> Erich Marcks an Alfred Stern, 25.11.1894, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 722.

<sup>836</sup> Alfred Stern an Ernst Bernheim, 21.3.1892, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/8.

<sup>837</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 9.3.1892, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-107.

<sup>838</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Erster Band (Erste Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1913, S. VI.

<sup>839</sup> Antoine Guillard: *Rezension zu Band 1, 2, 3, der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 28/T. 82, Paris 1903, S. 375-381, hier S. 377 („A chaque page presque il rectifie Treitschke [...].“).

Übrigens scheint sich Stern zeit seines Lebens mit Treitschkes Historiographie auseinandergesetzt zu haben. Als er 1925 eine Schrift des Historikers Karl Alexander von Müller (1882-1964) über den Kotzebue-Mörder Karl Ludwig Sand (1795-1820) in einer kurzen Rezension besprach, referierte er Müllers Urteil über seinen längst verstorbenen Kontrahenten:

*Nachdrücklich tritt auch er Einzelheiten der Erzählung Heinrich von Treitschkes entgegen, von der er sagt: „Wie immer glänzend, farbig und eindrucksvoll, aber nicht gerecht, oft vorschnell aburteilend, auch nicht ohne tatsächliche Irrtümer.“<sup>840</sup>*

Dass er „im besonderen Treitschke gerade da anführt, wo er ihn glaubt berichtigen zu können“, erwähnt auch der Rezensent des ersten Bandes in der *Historischen Zeitschrift*, der Breslauer Historiker und Schüler Baumgartens<sup>841</sup> Georg Kaufmann (1842-?).<sup>842</sup> Darüber hinaus stellt er fest, dass Stern Treitschke „offenbar [...] mehr [verdankt] als irgendeinem anderen Vorgänger“.<sup>843</sup> Trotz des unterschiedlichen Geschichtsverständnisses und der damit verbundenen ungleichen Bewertung und Interpretation der Geschehnisse und agierenden Personen sei seine Darstellung, so erklärt Kaufmann, der Treitschke'schen verpflichtet. Eine ausdrückliche Würdigung des preußischen Geschichtsschreibers, der „durch Sichtung und Gruppierung des Stoffes [viel] geleistet und [Stern (NSch)] vorgearbeitet“<sup>844</sup> habe, wäre nach Ansicht des Rezensenten durchaus angebracht gewesen. Dass Stern in seinem Vorwort zum ersten Band die „[breite Grundlage] in deutschen und fremdländischen Darstellungen“<sup>845</sup> erwähnt und damit wohl auch implizit Treitschke meint, genügte Kaufmann nicht. Er verlangte, wohl im Rückblick auf die Kontroverse 1882/83, „aus [Sterns (NSch)] Kreise

---

<sup>840</sup> Alfred Stern: *Eine Schrift über Karl Sand* [Rezension zu Karl Alexander von Müller: Karl Sand, in: Tim Klein (Hrsg.): Stern und Unstern. Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteuer. Fünftes Buch, München 1924], in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 34, 6.1.1925, S. 1.

<sup>841</sup> Vgl. Erich Marcks: *Einleitung*, in: Hermann Baumgarten: *Historische und politische Aufsätze und Reden*, Straßburg 1894, S. I-CXXXIV, hier S. XCVI.

<sup>842</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band I der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 76, München und Leipzig 1896, S. 123-126, hier S. 123.

<sup>843</sup> Ebd., S. 124.

<sup>844</sup> Ebd.

<sup>845</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Erster Band (Erste Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1913, S. V.

eine volle Würdigung zu hören.“<sup>846</sup> Bei seiner Forderung scheint Kaufmann allerdings zu übersehen, dass Stern an einem anderen, umfassenderen Thema als Treitschke arbeitete. Immerhin schrieb er keine deutsche, sondern eine europäische Geschichte und musste sich deshalb in seinen Abschnitten der deutschen Geschichte „im Rahmen „Europa“ mit ein paar Strichen begnügen“ und konnte „nicht Miniatur malen wie Treitschke“<sup>847</sup>. Dass er Treitschkes Darstellung der deutschen Geschichte in groben Zügen folgte, ist sicherlich richtig; genauso wird er in seiner Behandlung der italienischen oder englischen Geschichte den entsprechenden Historikern dieser Länder gefolgt sein. Entscheidend ist, dass er, wie Kaufmann selbst feststellt, „mit eigenen Augen sieht und prüft“<sup>848</sup>. „Auch da, wo er die bisherige Auffassung wiederholt“, schreibt Kaufmann in seiner Rezension zum dritten Band, „sind wir sicher, nicht nur eine Wiederholung zu finden“<sup>849</sup>. In der Besprechung des vierten Bandes erkennt er „Sterns Selbständigkeit“ durchaus an, obwohl er an der Auffassung festhält, dass es „bei der vielfachen Übereinstimmung scheinen könnte, als ob ihm Treitschkes ausführlichere Darstellung als Unterlage diene“<sup>850</sup>.

Sterns Stil unterscheidet sich deutlich von dem Treitschkes. Zu der „leuchtende[n] Pracht [der] Treitschke’schen Darstellung“<sup>851</sup> ließ er sich nicht hinreißen, die „Erregung leidenschaftlicher Gefühle“<sup>852</sup> betrachtete er, wie er in seiner Eröffnungsvorlesung am Zürcher Polytechnikum betonte, nicht als seine Aufgabe. Er schrieb einen nüchternen, beherrschten und zurückhaltenden Stil, der von den verschiedenen Rezensenten als ohne „Farbe“<sup>853</sup>, „weniger packend, geschweige denn hinreißend“<sup>854</sup> und als „in einer blassen und eintönigen Erzählung verharren[d]“<sup>855</sup>

<sup>846</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Historische Zeitschrift, Band 76, München und Leipzig 1896, S. 123-126, hier S. 124.

<sup>847</sup> Alfred Stern an Ferdinand Frensdorff, 29.11.1902, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Cod. Ms. F. Frensdorff, I Briefe, Nr. 367-369, hier 367.

<sup>848</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Historische Zeitschrift, Band 76, München und Leipzig 1896, S. 123-126, hier S. 123.

<sup>849</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 3 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 89, München und Berlin 1902, S. 108-110, hier S. 108.

<sup>850</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 4 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 103, München und Berlin 1909, S. 367-370, hier S. 369.

<sup>851</sup> Erich Marcks: *Einleitung*, in: Hermann Baumgarten: *Historische und politische Aufsätze und Reden*, Straßburg 1894, S. I-CXXXIV, hier S. CXV.

<sup>852</sup> Alfred Stern: *Eröffnungsvorlesung am schweizerischen Polytechnikum zu Zürich*, in: Sonntagsblatt des Bund, 20.11.1887, S. 369-371, hier S. 369.

<sup>853</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Historische Zeitschrift, Band 76, München und Leipzig 1896, S. 123-126, hier S. 126.

<sup>854</sup> Herman von Petersdorff: *Rezension zu Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 131, München und Berlin 1925, S. 99-101, hier S. 100.

beschrieben wird. Er „reißt uns nicht fort, aber er gibt uns stets das Gefühl der Sicherheit“, vermerkt Kaufmann in einer späteren Rezension.<sup>856</sup> Sterns Sprache, so Guiland, verrate von Anfang an, wes Geistes Kind er sei: Er vermeide Treitschkes verletzende Ausdrucksweise und schreibe „allenthalben ruhig, gerecht und ausgewogen“.<sup>857</sup> Ein anonymer französischer Kritiker bezeichnet seine Schreibweise als „klar und leicht verständlich“<sup>858</sup>, während der Oxforder Historiker James Wycliffe Headlam (1863-1929) die Verbindung zu Treitschke herstellte, indem er bemerkte, dass Stern nicht versuchte, mit Treitschke und „seinen kraftvollen Beschreibungen“ zu wetteifern<sup>859</sup>. Kaufmanns Bemerkung, „[d]as Buch belehrt mehr, als daß es packt“<sup>860</sup>, die in ihrer Umkehrung vielleicht Treitschkes Werk charakterisieren könnte, wird Stern kaum als Tadel aufgefasst haben. Tatsächlich war er sich im Klaren darüber, dass er „nicht nach der heutigen, von Treitschke beeinflussten Mode“<sup>861</sup> schrieb. Indirekt formulierte er sein Ideal wissenschaftlichen Schreibens in einer Rezension, die er während der Treitschke-Baumgarten-Kontroverse geschrieben hatte. Wahrscheinlich hatte er Treitschkes ganz anders geartete Geschichtsschreibung vor Augen, als er dem englischen Historiker Gardiner einen „einfach[en], klar[en], männlich[en]“ Stil bescheinigte, der ohne „pomphafte Worte und rhetorische Wirkungen“ auskomme.<sup>862</sup> Zwar weist er darauf hin, dass Gardiner „mitunter zu viel selbst spricht, statt nur die Thatsachen sprechen zu lassen“, er unterstreicht aber dennoch, dass der Engländer nicht versuche „den Leser zu fangen“, sondern sich bemühe, „ihn durch den Hinweis auf

---

<sup>855</sup> Egmont Zechlin: *Rezension zu Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Archiv für Politik und Geschichte, Nr. 10, 1924, S. 522-524, hier S. 522.

<sup>856</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 4 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Historische Zeitschrift, Band 103, München und Berlin 1909, S. 367-370, hier S. 369.

<sup>857</sup> Antoine Guiland: *Rezension zu Band 1, 2, 3, der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Revue Historique, Année 28/T. 82, Paris 1903, S. 375-381, hier S. 379 („La phrase de M[onsieur] S[tern] trahit dès l'abord cette pente de son esprit. Jamais sous sa plume on ne trouve la rhétorique vitupérative de Treitschke [...]. Il est partout calme, juste et pondéré.”).

<sup>858</sup> Anonyme: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Revue Historique, Année 20/T. 57, Paris 1895, S. 404-405, hier S. 404 („limpide et facile“).

<sup>859</sup> James Wycliffe Headlam: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: The English Historical Review, Vol. 10, No. 39, 1895, S. 593-596, hier S. 595 (“[...] he does not attempt to rival the Prussian historian in his vigorous descriptions [...]).

<sup>860</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 3 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Historische Zeitschrift, Band 89, München und Berlin 1902, S. 108-110, hier S. 110.

<sup>861</sup> Alfred Stern an Eduard Zeller, 9.3.1896, Universitätsbibliothek Tübingen, Md 747-738.

<sup>862</sup> Alfred Stern: *S. R. Gardiners englische Geschichte 1603-1642*, in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 200, München 20.7.1883, S. 2930-2931, hier S. 2931.

Vergangenes und Künftiges, durch Anwendung von Analogien und Vergleichen auf eine höhere Warte zu heben.“<sup>863</sup>

Den „Wahlspruch“ für seinen emotionslosen Stil hatte er, wie er Eduard Zeller mitteilte<sup>864</sup>, im Briefwechsel des Schriftstellers und Theologen David Friedrich Strauß (1808-1874) gefunden:

*Der Historiker muß Abstoßung und Anziehung durch die Ruhe eines epischen Geistes zu würdiger Haltung ermäßigen; er darf tadeln, aber niemals schelten; loben, aber nicht außer sich kommen vor Bewunderung.*<sup>865</sup>

Sterns ruhige Sprachführung muss, wie Guiland richtig erkannte, im Zusammenhang mit seiner Haltung zum historischen Stoff gesehen werden. Ohne Parteinahme bemüht er sich, wie er es bei Ranke und nicht zuletzt in der positivistischen Schule Waitz' gelernt hatte, um größtmögliche Objektivität. Dieses Objektivitätsstreben wurde von den Rezensenten durchaus anerkannt. Headlam bescheinigt ihm bereits 1895 nach dem Erscheinen des ersten Bandes eine im Vergleich zu Treitschke „überlegene Urteilskraft und Redlichkeit in der Darstellung“<sup>866</sup> und, „eher selten bei deutschen Historikern, ein hohes Maß an Unparteilichkeit.“<sup>867</sup> Sein Werk sei „mit größter Sorgfalt geschrieben“ und mit „peinlicher Genauigkeit“ und biete dem Leser „die Ereignisse, wie sie tatsächlich geschehen“ seien.<sup>868</sup> Guiland spricht von „seiner großen Besonnenheit“<sup>869</sup> und „seinem Streben nach absoluter Exaktheit“<sup>870</sup> und führt als Gegenbeispiel Treitschke an, „den die Leidenschaft immer wieder irreleitet“<sup>871</sup>. In seiner ersten von insgesamt acht Rezensionen, die Georg Kaufmann der *Geschichte Europas* widmete,

---

<sup>863</sup> Ebd.

<sup>864</sup> Vgl. Alfred Stern an Eduard Zeller, 9.3.1896, Universitätsbibliothek Tübingen, Md 747-738.

<sup>865</sup> David Friedrich Strauß an Ernst Rapp, zitiert nach Eduard Zeller: *Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß*, Bonn 1895, S. 435.

<sup>866</sup> James Wycliffe Headlam: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *The English Historical Review*, Vol. 10, No. 39, 1895, S. 593-596, hier S. 595 („[...] his narrative is as full and is far superior in judgement and fairness.“).

<sup>867</sup> Ebd., S. 594 („[...] what is rarer in modern German historians, great impartiality.“).

<sup>868</sup> Ebd. („[...] the work is written with the greatest care; there is scrupulous accuracy [...].“; „[...] a thoroughly satisfactory narrative of the events as they really happened.“).

<sup>869</sup> Antoine Guiland: *Rezension zu Band 1, 2, 3, der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 28/T. 82, Paris 1903, S. 375-381, hier S. 376 („[...] sa grande sobriété.“).

<sup>870</sup> Ebd., S. 377 („[...] son ambition à ne vouloir qu'êre rigoureusement exact [...].“).

<sup>871</sup> Ebd. („[...] Treitschke, que la passion égare toujours.“).

nennt er Sterns Urteil „maßvoll“ und „zurückhaltend“<sup>872</sup>; 1919, bei der Besprechung des siebten Bandes, hebt er seine „Ruhe der sachlichen, von der persönlichen politischen Meinung nicht beherrschten Beurteilung der Personen“ hervor und rühmt seine „Objektivität [...] ebenso [...] wie die Sorgfalt“, mit der er arbeitete.<sup>873</sup> Die Rezensenten der letzten Bände schlossen sich diesem Urteil an. Von „anerkannter Unparteilichkeit“ spricht Herman von Petersdorff (Lebensdaten unbekannt)<sup>874</sup>, Gerhard Ritter (1888-1967) erwähnt „die bewußte Zurückhaltung seines Urteils“<sup>875</sup>. Laut Egmont Zechlin (1896-1992) zeichnet sich Stern durch sein „rücksichtsloses Streben nach Objektivität“ aus.<sup>876</sup> Bernadotte E. Schmitt (1886-1969), ein amerikanischer Historiker, stand Sterns „großartigem Unternehmen“<sup>877</sup> äußerst wohlwollend gegenüber. In seiner Besprechung des siebten Bandes weist er darauf hin, dass dieser Band „fast ausschließlich eine Erzählung der Begebenheiten mit nur wenigen Kommentaren oder kritischen Anmerkungen ist.“<sup>878</sup> Stern sei sparsam mit Kritik und Deutungen und schreibe ohne Vorurteile und sei niemals unfair.<sup>879</sup>

Wie schon Ranke für den „Anschein fehlender Orientierung an einer Verbindung der Vergangenheit mit den Interessen der Gegenwart“<sup>880</sup> kritisiert wurde, wurde auch Sterns Streben nach Objektivität Gegenstand von Kritik. Kaufmann beanstandet sein maßvolles Urteil als „fast [...] mehr als nöthig zurückhaltend“<sup>881</sup>, Ritter deutet auf die „Kehrseite“ der Zurückhaltung hin: „Licht und Schatten werden nicht nur gleichmäßig verteilt, sondern verschwinden beinahe ganz, so daß die

---

<sup>872</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Historische Zeitschrift, Band 76, München und Leipzig 1896, S. 123-126, hier S. 125.

<sup>873</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 7 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 119, München und Berlin 1919, S. 100-105, hier S. 101.

<sup>874</sup> Herman von Petersdorff: *Rezension zu Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 131, München und Berlin 1925, S. 99-101, hier S. 100.

<sup>875</sup> Gerhard Ritter: *Rezension zu Band 8 und 10 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 132, München und Berlin 1925, S. 501-505, hier S. 505.

<sup>876</sup> Egmont Zechlin: *Rezension zu Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Archiv für Politik und Geschichte, Nr. 10, 1924, S. 522-524, hier S. 522.

<sup>877</sup> Bernadotte E. Schmitt: *Rezension zu Band 7 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: The American Historical Review, 24:680, Washington D.C., Januar 1919, S. 680-682, hier S. 680 („[...] his great undertaking.“)

<sup>878</sup> Ebd. („[...] is [...] almost exclusively a narrative of events, with little in the way of comment or criticism.“)

<sup>879</sup> Ebd., S. 681 („Chary as Dr. Stern is of criticism or interpretation [...]“), bzw. S. 682 („Yet he writes without prejudice, is never unfair [...]“).

<sup>880</sup> Philipp Müller: *Erkenntnis und Erzählung. Ästhetische Geschichtsdeutung in der Historiographie von Ranke, Burckhardt und Taine*, Köln, Weimar, Wien 2008, S. 102 (= Beiträge zur Geschichtskultur, Band 33).

<sup>881</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Historische Zeitschrift, Band 76, München und Leipzig 1896, S. 123-126, hier S. 125.

eigentliche Plastik der Erzählung verloren geht.<sup>882</sup> Louis Eisenmann (1869-1937), seit 1905 Professor für Slawistik in Dijon, ab 1922 in Paris, bemängelt ebenfalls, dass Stern an wichtigeren Fakten vorbeigehe, ohne deren Tragweite und Konsequenzen aufzuzeigen, was letztendlich dazu führe, dass „die Augenblicke selten sind, wo der Blick [des Lesers] den Horizont in seiner ganzen Weite umfassen kann.“<sup>883</sup> Die kommentarlose Faktenhuberei, die keine erklärenden Linien zwischen den Ereignissen zieht und „eindrücklichere Synthesen und verdichtete Formulierungen“<sup>884</sup> vermissen lässt, kritisiert Eisenmann nicht zuletzt mit Blick auf den nichtfachmännischen Leser und fordert für ein besseres Verständnis sowohl Erläuterungen als auch Erklärungen:

*Stern scheint es dem Leser überlassen zu wollen, sich eine Meinung zu bilden, allein dadurch, dass er die Tatsachen vorträgt. Tut man dem Leser damit wirklich einen Gefallen und respektiert man seine Freiheit des Urteils nicht dadurch besser, wenn man ihm gleichzeitig eine objektive Darstellung der Ereignisse und einen interpretatorischen Essay, der zu Reflexion, Kritik und Einwänden anregt, bieten würde?*<sup>885</sup>

Doch Stern halte sich übertrieben streng an Rankes Grundsatz<sup>886</sup> und übersehe daher, so bringt Eisenmann seine Einwände auf den Punkt, dass „Unparteilichkeit nicht synonym mit Unpersönlichkeit“ sei<sup>887</sup>. Zechlin fügt hinzu, dass Stern „Kombinationen und Perspektiven [scheut], zu denen er durchaus berechtigt gewesen wäre.“<sup>888</sup> Diese Kritik

---

<sup>882</sup> Gerhard Ritter: *Rezension zu Band 8 und 10 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 132, München und Berlin 1925, S. 501-505, hier S. 505.

<sup>883</sup> Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 7 und 8 der Geschichte von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 45/T. 135, Paris 1920, S. 316-324, hier S. 318 („[...] on passe à côté de faits beaucoup plus importants sans qu'en soient indiquées la portée et les conséquences.“) bzw. S. 319 („[...] rares sont les points d'où sa vue peut embrasser l'horizon dans toute son étendue.“).

<sup>884</sup> Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 9 der Geschichte von Alfred Stern*, in: ebd., Année 49/T. 147, Paris 1924, S. 95-99, hier S. 97 („[...] si l'on eût désiré parfois des synthèses plus vigoureuses et des formules plus condensés [...].“).

<sup>885</sup> Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 7 und 8 der Geschichte von Alfred Stern*, in: ebd., Année 45/T. 135, Paris 1920, S. 316-324, hier S. 317 („M[onsieur] Stern semble avoir voulu laisser l'opinion de son lecteur se former sous la seule action de récit des faits. Est-ce vraiment rendre service à ce lecteur et mieux respecter sa liberté de jugement que si on lui présentait à la fois l'exposé objectif des événements et un essai d'interprétation qui suscite la réflexion, la critique et les redressements ?“).

<sup>886</sup> Vgl. ebd. („Mais c'est, sans doute, que M. Stern a interprété à la rigueur, et même à l'excès, le précepte de Ranke qu'il cite dans son avant-propos : « Effacer son moi, pour ne laisser parler que les choses. »“).

<sup>887</sup> Ebd. („Impartialité n'est pas synonyme d'impersonnalité“).

<sup>888</sup> Egmont Zechlin: *Rezension zu Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Archiv für Politik und Geschichte*, Nr. 10, 1924, S. 522-524, hier S. 522.

trifft Stern als typischen Vertreter der Ranke-Waitz-Schule, die „in dem dokumentarisch Beweisbaren stecken[blieb] und nur das historische Phänomen erklären [konnte], das schwarz auf weiß dokumentiert war.“<sup>889</sup>

In einem nach der Jahrhundertwende gehaltenen Vortrag *Moltke als Historiker* hebt Stern die Objektivität des preußischen Feldherrn bei der Betrachtung seiner Gegner als eine „unschätzbare Eigenschaft“<sup>890</sup> hervor:

*Die Meinung scheint da und dort Anklang zu finden, daß der Historiker nicht nur das gute Recht, sondern auch die heilige Pflicht habe, sein eigenes Fühlen in Haß und Liebe dem Leser mit Leidenschaft aufzudrängen. Bei dem Historiker Moltke würde man vergeblich nach solchen Ausbrüchen persönlichen Empfindens suchen. Dies befähigt ihn, auch dem Gegner gerecht zu werden [...].*<sup>891</sup>

Dasselbe konnte er auch von sich behaupten. Wie gerecht er die Größe Bismarcks beurteilt, hebt Petersdorff hervor, obwohl er sich als Leser des Gefühls nicht erwehren konnte, dass der Autor „dem großen deutschen Staatsmann innerlich nicht sonderlich warm gegenüber steht“.<sup>892</sup> Eisenmann hatte mit der Frage, ob der Historiker nicht doch trotz seiner entschiedenen Haltung zur Neutralität von aktuelleren Eindrücken beeinflusst sei<sup>893</sup>, die Gegenposition Sterns bezogen. Es verwundert daher nicht, dass auch er gerade in der Haltung zu Bismarck eine eindeutigere und klarere Stellungnahme vermisst:

*Was ist die Position Sterns selbst, des deutschen Autors, des Patrioten, des Liberalen mit dem europäischen Geist vor dem Problem Bismarck, das heute*

---

<sup>889</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 301.

<sup>890</sup> Alfred Stern: *Moltke als Historiker*, in: Ders.: Reden, Vorträge und Abhandlungen, Stuttgart, Berlin 1914, S. 189-210, hier S. 192.

<sup>891</sup> Ebd., S. 193.

<sup>892</sup> Herman von Petersdorff: *Rezension zu Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 131, München und Berlin 1925, S. 99-101, hier S. 100.

<sup>893</sup> Vgl. Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 7 und 8 der Geschichte von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 45/T. 135, Paris 1920, S. 316-324, hier S. 324 („L’historien n’aurait-il pas, en dépit de son ferme propos de neutralité, subi l’influence d’impressions récentes [...] ?“).



*nicht nur aus der Sicht einer historischen Neugierde eine der beherrschenden Problemstellungen des deutschen Geistes ist?*<sup>894</sup>

Hier soll als Beispiel für die Objektivität und Fairness im Urteil gegenüber Personen, zu denen er ein eher kühles und abweisendes Verhältnis hatte, kurz auf die Charakteristik einer anderen Persönlichkeit eingegangen werden, nämlich die seines Widersachers Heinrich von Treitschke. Den achten Band seines Werkes beschließt Stern mit einem Kapitel, das die Überschrift *Hauptströmungen des geistigen Lebens* trägt. In diesem Kapitel behandelt er sowohl die schöne als auch die wissenschaftliche Literatur Europas der Periode von 1848 bis 1871 und kommt in Verbindung mit den *Preußischen Jahrbüchern* auf Treitschke zu sprechen, dem er sicherlich nicht sonderlich gewogen war:

*Hier verdiente sich Heinrich von Treitschke die Sporen: eben der Mitarbeiter, den Haym suchte, damals Privatdocent in Leipzig, wo schon hunderte von Zuhörern seinem feurigen Wort lauschten, seit Herbst 1863 Professor auf dem vorgeschobenen süddeutschen Vorposten in Freiburg. Nur vorübergehend nach Erscheinen einer ungesetzlichen Preßverordnung des Ministeriums Bismarck löste er in erster Aufwallung der Entrüstung seine Verbindung mit den der Gewalt sich fügenden „Preußischen Jahrbüchern“. Nach Wiederaufnahme seiner Mitarbeiterschaft prägte er durch den Schwung seiner Aufsätze, die damals gleichzeitig Freiheitsliebe und Patriotismus atmeten, der Zeitschrift immer deutlicher den Stempel seines Geistes auf. Eine erste Sammlung seiner historisch-politischen Arbeiten bezeugte seine gelehrte Vielseitigkeit, seine glänzende Sprachgewalt, seine entschiedene politische Stellungnahme. Der Sohn des sächsischen Generals war ganz und gar zum Unitarier geworden und geriet darüber mit dem Vater in harte Kämpfe. Er ersehnte und prophezeite für Deutschland die Schaffung des Einheitsstaates durch Preußen im Kampf mit Österreich nach dem Vorgang Italiens [...]. Durch eine Geschichte des deutschen Bundes in der Zeit von 1815 bis 1848, aus deren Vorbereitung sein späteres*

---

<sup>894</sup> Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 9 der Geschichte von Alfred Stern*, in: ebd., Année 49/T. 147, Paris 1924, S. 95-99, hier S. 99 („Mais quelle est la position de M[onsieur] Stern lui-même, historien allemand, patriote, libéral et d’esprit européen, devant ce problème de Bismarck, qui est aujourd’hui, et non pas seulement du point de vue de la curiosité historique, un des problèmes dominantes de l’esprit allemand ?“).

*Hauptwerk erwuchs, wollte er seinem Volk vor Augen führen, daß es nur durch die Vernichtung der Kleinstaaterei aus politischer Ohnmacht gerettet werden könne. In diesem Streben fühlte er sich nicht nur als publicistisch-wissenschaftlicher Erzieher, sondern auch als begeisterter, glaubenstarker Apostel.*<sup>895</sup>

Die Berücksichtigung Treitschkes, einer der Hauptfiguren des deutschen Nationalliberalismus, war für Stern natürlich unumgänglich, und er wusste sicherlich auch, dass solche Abschnitte von Freunden und Gegnern genauestens gelesen wurden. Dass seine Erwähnung jedoch nicht nur einfach neutral, sondern sogar ausgesprochen positiv ausfiel, spricht für ihn. Er erkennt Treitschkes sprachliche Gewandtheit an, er erwähnt sein Hauptwerk, ohne dass er sich zu Hinweisen auf die spätere Wendung Treitschkes und das Kontroverse seines Werkes verführen lässt. Er hält sich an den frühen Treitschke und wird ihm zweifellos gerecht, selbst wenn bei genauem Lesen auffällt, dass er die Aufsätze seines alten Widersachers „damals“ Freiheitsliebe und Patriotismus atmen und mit der Bezeichnung des „begeisterte[n], glaubenstarke[n] Apostel[s]“ eine spätere Entwicklung zumindest anklingen lässt. Bei allem Objektivitätsstreben konnte eben auch Stern seinen Standpunkt nicht verbergen. Dies wird beispielsweise auch im siebten Band deutlich. Dort bespricht er die Reaktion in Deutschland und Österreich und kommt im Abschnitt über Baden auf den Hochverratsprozess gegen Gervinus zu sprechen:

*Aber das deutlichste Zeichen der in den hohen Regionen wehenden reaktionären Luft war der Hochverratsprozeß, in den Gervinus wegen seiner „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, eines demokratischen Bekenntnisses in streng wissenschaftlicher Form, 1853 verwickelt wurde. Die partielle Verurteilung, die das Mannheimer Hofgericht aussprach, wurde durch das Oberhofgericht allerdings kassirt. Allein die Regierung entehrte sich dadurch, daß sie dem großen Historiker die Fortsetzung seiner Lehrthätigkeit an der Heidelberger Universität verbot.*<sup>896</sup>

---

<sup>895</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Achter Band (Dritte Abteilung, Zweiter Band)*, Stuttgart und Berlin 1920, S. 535.

<sup>896</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Siebenter Band (Dritte Abteilung, Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1916, S. 480.

Sterns politischer Standpunkt und seine Sympathien für Gervinus kommen hier trotz seines objektivistischen Ansatzes unverhohlen zum Ausdruck. Auch ihm gelang es nicht, die Forderung Rankes, sein Selbst gleichsam auszulöschen, zu erfüllen.<sup>897</sup> Doch im Vergleich zu seinen Vorgängern Gervinus und Treitschke sind derartige Bekundungen wohl als unbedeutend anzusehen. Vielen zeitgenössischen Rezensenten scheinen sie nicht aufgefallen zu sein, sie waren ihnen jedenfalls keine Bemerkung wert. Ritter registriert zwar die „unverkennbar liberale[] Färbung seiner [...] politischen Gesinnung“, spricht aber gleichzeitig von der „bewußte[n] Zurückhaltung seines Urteils“.<sup>898</sup> Der anonyme Rezensent der *Revue Historique* bemerkt ebenfalls Sterns Vorliebe für die Ideen des Liberalismus und seine Abneigung gegen die Reaktion, er scheint diese Einstellung aber positiv zu bewerten: Stern stelle „in dem ausführlichen Bericht über die innenpolitischen Ereignisse in der Geschichte jedes einzelnen dieser Völker“ eine „wohlbedachte Zuneigung zu liberalen Ideen“ unter Beweis und vertrete sie „mit einer Mäßigung, die eine gewisse Entschlossenheit“ nicht ausschließe; mit „leiser Ironie“ beschreibe er „die Übertreibungen und Lächerlichkeiten der Reaktion von 1815“ und lege „eine aufrichtige Sympathie für den Fortschritt der Reformen zugunsten der nicht-privilegierten Klassen“ an den Tag.<sup>899</sup>

Sterns Ironie ist in der Tat nicht die scharfe und beißende eines Heine oder eines Voltaire, sondern eine gedämpfte und zurückhaltende. Er bringt dieses distanzierende Stilmittel nur selten zur Anwendung, indem er Zitate anführt und sie – meist unkommentiert – stehen lässt. Es bleibt dem Leser überlassen, die Ironisierung zu erkennen und daraus seine Schlüsse zu ziehen. So beschreibt Stern beispielsweise den Turnvater Friedrich Ludwig Jahn (1778-1852) als „urwüchsige Persönlichkeit“ und

---

<sup>897</sup> Noch deutlicher tritt Sterns Haltung in Rezensionen und Besprechungen zutage, wo er seinen eigenen Standpunkt nicht hinter wissenschaftlichem Objektivitätsanspruch zurückhalten musste. In einem Artikel anlässlich des 100. Geburtstages des Dichters und Freiheitskämpfers Carl Theodor Körner (1791-1813) spricht er beispielsweise von der Zeit, als „sich die schwarzen Sturmvögel der Reaktion in deutschen Landen ankündigten und bittere Gefühle der Enttäuschung nach dem ruhmreichen Aufschwung der Befreiungskriege um sich griffen [...]“ (Alfred Stern: *Theodor Körner (zum 23. September 1891)*, in: *Frankfurter Zeitung*, Nr. 266, 23.9.1891).

<sup>898</sup> Gerhard Ritter: *Rezension zu Band 8 und 10 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 132, München und Berlin 1925, S. 501-505, hier S. 505.

<sup>899</sup> Anonyme: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 20/T. 57, Paris 1895, S. 404-405, hier S. 404 („Dans le récit détaillé des événements de l'histoire intérieure de chacun de ces peuples, M[onsieur] Stern fait preuve d'un véritable talent [...] d'un attachement réfléchi aux idées libérales, défendues par lui avec une modération qui n'exclut pas la fermeté. Il décrit avec une ironie tranquille les fureurs et les ridicules de la réaction de 1815, et montre une sympathie sincère pour le progrès des réformes tentées en faveur des classes non privilégiés.“).

„derbe[s] Landkind[]“, dessen „Begeisterung für das ausschließlich Vaterländische barock verzerrt [erschien]“, und der sich, „um die deutsche Sprache von wälschem [sic] Unrat zu reinigen, in geschmacklosen Willkürlichkeiten [gefiel].“ Mit der „barock verzerrt[en]“ Begeisterung und den „geschmacklosen Willkürlichkeiten“ gibt der Autor die Richtung an, wie Jahn gesehen werden soll. Anschließend referiert er Jahns Behauptung, ein Vater der seine Tochter Französisch lehren lasse, stehe auf derselben Stufe wie der, der sie die Hurerei lehren lasse. Sodann führt er Jahns Rat an, die westliche Grenze mit einer „Hamme“, einer undurchdringlichen, mit Auerochsen, Bären und Wölfen bevölkerten Wüstenei, zu sichern. Der Tatsache, dass Jahn trotz seiner „wilde[n] Einbildungskraft“ von den Universitäten in Kiel und Jena mit Ehrendiplomen ausgezeichnet wurde, stellt er den Ausspruch Steins entgegen, der in dem Turnvater „nur einen dünkelvollen Narren“ sah. Klare politische Aussagen konnte man von Jahn laut Stern nicht erwarten. Umso genüsslicher zitiert er aus den Schmähreden des Turnvaters, dass dieser zu den „neun Musen“ der Diplomaten und Staatsmänner „Schauspieler, Operntänzer, Kühe, Pferde“ zählte.<sup>900</sup> Somit wird Jahn dadurch charakterisiert, dass seine Äußerungen und Werturteile vorgeführt und der Lächerlichkeit preisgegeben werden. Vom Leser erwartet Stern, dass er die Maßstäbe Jahns in Zweifel zieht und einsieht, dass er eine andere, abweichende Position zu beziehen hat.

Schmitt stellt fest, dass Stern „mit bewundernswerten Charakterskizzen [...], mit zahlreichen Zitaten aus Reden, Briefen und Dokumenten und vielleicht am meisten mit seinem äußerst einfachen Stil die Grundidee einer jeglichen Situation übermitteln kann.“<sup>901</sup> Wie dem Anonymus der *Revue Historique* fällt auch dem amerikanischen Historiker auf, dass Sterns Sympathien auf Seiten der Besiegten liegen. Seine Neigung formuliere er allerdings, abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen, nicht ausdrücklich, sie manifestiere sich jedoch im Laufe der Schilderung, bisweilen in vereinzelten Adjektiven oder in der bloßen Anhäufung von Tatsachen. Trotz seiner

---

<sup>900</sup> Vgl. Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Erster Band (Erste Abteilung, Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1913, S. 444f.

<sup>901</sup> Bernadotte E. Schmitt: *Rezension zu Band 7 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *The American Historical Review*, 24:680, Washington D.C., Januar 1919, S. 680-682, hier S. 680 („[...] he is able, by admirable character-sketches [...] by numerous quotations from letters, speeches, and documents, and perhaps most of all by the very simplicity of his narrative, to convey the dominant idea of any situation [...]).“).

durchaus objektiven Schreibweise entstehe beispielsweise der deutliche Eindruck, dass das Scheitern der Bewegung von 1848 eine schreckliche Tragödie gewesen sei.<sup>902</sup>

Guilland vermerkt Sterns demokratische Haltung, „mit der er sich von jüngeren preußischen Historikern unterscheidet, die alle mehr oder weniger von reaktionären Ideen befallen sind.“<sup>903</sup> Stern sei kein ausgesprochener Nationalist, sein Patriotismus bestehe nicht darin, abwertend über seine Nachbarn herzuziehen.<sup>904</sup> Liberalismus ist eben, so könnte man mit Friedrich C. Sell hinzufügen, durchaus mit Patriotismus vereinbar, da dieser sich nicht, wie einige Varianten des Nationalismus „gegen andere Völker in Verachtung oder in Neid abschließt“, sondern „nichts anderes bedeutet als die Bereitschaft des einzelnen, für das Gesamtwohl Opfer zu bringen.“<sup>905</sup>

Genauso einhellig wie die Rezensenten seine Objektivität zu würdigen wussten, fand auch seine gründliche Forschung höchste Anerkennung. Zum ersten Band bemerkt Headlam, dass das Buch eine erstaunliche Anstrengung und Sorgfalt an den Tag lege; in den Teilen des Bandes, die er genauer untersucht hatte, fand er keine Fehler.<sup>906</sup> Sterns Bericht vom Kongress in Verona im zweiten Band bringe zwar nichts neues, man könne aber gerade wohl daher davon ausgehen, „dass für zukünftige Forscher nun auf diesem Gebiet der diplomatischen Geschichte Europas wenig oder nichts zu entdecken sei.“<sup>907</sup> So absolut urteilte Headlam im Hinblick auf Sterns Gründlichkeit. Ähnlich äußert sich Charles M. Andrews (1863-1943). Er charakterisiert das Werk „als das einzige zur Geschichte des 19. Jahrhunderts, das strikt auf Originalforschung beruht“, und findet „keinen Grund für die Annahme, dass die angeführten Tatsachen aufgrund der Resultate weiterer und ausführlicherer Untersuchungen in den Archiven nennenswert verändert

---

<sup>902</sup> Vgl. ebd., S. 681f. („[...] it is clear that his sympathies go out to the vanquished. [...] These views are not deliberately expressed, but are manifested in the course of the narrative, sometimes by a stray adjective or by the mere accumulation of facts. Once or twice, indeed, he lets himself go [...]. [...] But if the writing is throughout entirely objective, the clear impression is left that the failure of the movements from 1848 was a fearful tragedy [...]).“)

<sup>903</sup> Antoine Guilland: *Rezension zu Band 1, 2, 3, der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Année 28/T. 82, Paris 1903, S. 375-381, hier S. 378 („M[onsieur] S[tern], on le voit, est favorable à la démocratie, en quoi il diffère des récents historiens prussiens, tous plus ou moins entachés d'idées réactionnaires.“)

<sup>904</sup> Vgl. ebd., S. 379 („Il n'est pas non plus étroitement national. [...] Son patriotisme ne consiste pas à déblatérer contre ses voisins [...]).“)

<sup>905</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 71.

<sup>906</sup> Vgl. James Wycliffe Headlam: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *The English Historical Review*, Vol. 10, No. 39, 1895, S. 593-596, hier S. 596 („[...] it displays astonishing labour and care; in those parts which I have tested I have found unvarying accuracy [...]).“)

<sup>907</sup> James Wycliffe Headlam: *Rezension zu Band 2 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Vol. 14, No. 54, 1899, S. 387-389, hier S. 388 („[...] and we may probably take it that there is now little or nothing for future investigators to discover regarding these episodes in the diplomatic history of Europe.“)

werden müssten.<sup>908</sup> Der Anonymus der *Revue Historique* meint, dass Stern sich durch die Präzision seiner Recherchen auszeichne.<sup>909</sup> Kaufmann rühmt den „bewunderungswürdige[n] Fleiß[.]“<sup>910</sup>, mit dem Stern seine Archivarbeit betrieb, und seine „Energie [...], die nicht erlahmte, für dieses weite Gebiet das Material zu revidieren und durch archivalische Forschung zu ergänzen“<sup>911</sup>. Eisenmann bezeichnet Sterns Bände als „solid, verdichtet, voller Fakten [und] reich an glücklichen archivarischen Funden“.<sup>912</sup>

Für die Historiker des 19. Jahrhunderts war es, wie bereits erwähnt, nicht immer einfach, Zugang zu den staatlichen Archiven und den dort befindlichen Dokumenten zu erhalten. Für Stern war es wichtig, „für den Aufbau des geplanten Werkes ein Fundament aus bisher verborgenem urkundlichem Rohstoff zu gewinnen“ (S. 23). Bei den meisten Archiven Europas bildeten allerdings „der Anfang des Jahrhunderts oder das Jahr 1815 die Grenze der allgemeinen Zugänglichkeit“.<sup>913</sup> Er war daher auf Ausnahmegenehmigungen angewiesen, und gerade eine solche vom Leiter des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, Alfred von Arneth, ermutigte ihn, mit seinem umfassenden Werk zu beginnen (S. 23f.). Er korrespondierte mit Arneth seit 1879 und hatte schon bei dem ersten Treffen mit ihm „die grosse Liberalität und Freundlichkeit Arneth’s und seines Stabes erfahren.“<sup>914</sup> Zuletzt hatte er 1883 auf ein Gesuch um Zugang zu den Wiener Archiven eine Absage erhalten. Sie wurde damit begründet, dass ein Ansuchen Treitschkes um Zulassung zum Wiener Staatsarchiv abgelehnt worden war, und Arneth meinte, dass der „negative Bescheid, H[errn] v[on] Treitschke gegeben, wohl, [...], vor der Hand als ein Hinderniß angesehen [wird], die von ihm

---

<sup>908</sup> Charles M. Andrews: *Rezension zu Band 3 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *The American Historical Review*, 7:357, Washington D.C., Januar 1902, S. 357-360, hier S. 357 ([...] as the only history of the nineteenth century based strictly on original investigation [...]), bzw. S. 358 ([...] there is no special reason to believe that the facts here presented will need to be seriously altered as the result of a further and fuller examination of the archives.)

<sup>909</sup> Vgl. Anonyme: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 20/T. 57, Paris 1895, S. 404-405, hier S. 405 („[...] la précision des recherches que M[onsieur] Stern se distinguee [...].“).

<sup>910</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 76, München und Leipzig 1896, S. 123-126, hier S. 123.

<sup>911</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 3 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 89, München und Berlin 1902, S. 108-110, hier S. 110.

<sup>912</sup> Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 9 der Geschichte von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 49/T. 147, Paris 1924, S. 95-99, hier S. 96 („[...] solides, denses, pleine de faits, chacun riche d’heureuses découvertes d’archives [...].“).

<sup>913</sup> Hermann Baumgarten: *Treitschke’s Deutsche Geschichte*, Straßburg 1883, S. 31.

<sup>914</sup> Alfred Stern an Wilhelm Oncken, 9.5.1879, Justus-Liebig-Universität Gießen, Universitätsbibliothek 139/101-119a.

fruchtlos angesuchte ausnahmsweise Begünstigung einem anderen zu Theil werden zu lassen.<sup>915</sup> Später stellte ihm Arneth die Wiener Archivalien, vorläufig bis zum Jahre 1830, zur Verfügung (S. 24). Erst durch die Umwälzungen nach dem Ersten Weltkrieg wurden in den deutschen und österreichischen Archiven die Dokumente späterer Jahre freigegeben (S. 27).

Vorläufig jedoch verdankte Stern der Fürsprache befreundeter Historiker den Zugang zu vielen anderen europäischen Archiven: Bei seinem für die Historiker seiner Zeit nicht untypischen „Archivmarathon“<sup>916</sup> besuchte er die Archives du Ministère des Affaires Étrangères in Paris, das Geheime Staatsarchiv in Berlin, das Archivio di Stato in Florenz, das Eidgenössische Archiv in Bern, das Record Office in London, die Archive des Auswärtigen in Kopenhagen und in Den Haag, das Staatsarchiv in Zürich, das Archiv des Polnischen Nationalmuseums in Rapperswil, das Stadtarchiv in Frankfurt am Main und hielt „reiche Ernte“<sup>917</sup>. Darüber hinaus erschloss er nicht wenige Quellen privater Natur. Insgesamt trug er dazu bei, dass die Grenzen der Benutzbarkeit größerer und kleinerer europäischer Archive immer mehr ausgedehnt wurden. Bescheiden sagt er dazu in seiner Autobiographie: „Ein Antrag, den ich 1903, zusammen mit einigen Fachgenossen, auf dem Internationalen Historiker-Kongreß in Rom stellte, die Regierungen zu ersuchen, diese Grenzen bis mindestens 1848 zu erstrecken, blieb nicht wirkungslos“ (S. 24). In der Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der ETH Zürich im Jahre 1955 liest sich dies freilich anders:

*Es ist einer der großen Verdienste Sterns, dazu beigetragen zu haben, dass die den europäischen Ministerien für auswärtige Angelegenheiten auferlegten Vorschriften zur Geheimhaltung aufgehoben wurden; vor ihm war es den Historikern tatsächlich nicht erlaubt, Dokumente aus der Epoche nach 1815 einzusehen.*<sup>918</sup>

---

<sup>915</sup> Alfred Ritter von Arneth an Alfred Stern, 8.1.1883, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 608.

<sup>916</sup> Olaf Hähner: *Historische Biographik. Die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1999, S. 140 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 829).

<sup>917</sup> Antoine Guillaud: *Rezension zu Band 4, 5, 6, der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 37/T. 109, Paris 1912, S. 168-171, hier S. 170 („[...] une moisson abondante [...]“).

<sup>918</sup> Eidgenössische Technische Hochschule Zürich: *Eidgenössische Technische Hochschule/École Polytechnique Fédérale 1855-1955*, Zürich 1955, S. 290 („Un des grands mérites de Stern est d'avoir contribué à faire lever la consigne imposée dans les ministères des Affaires étrangères des puissances

Die Bemerkung des Treitschkeapologeten Paul Wentzcke (1879-1960), Stern sei eine der „nüchterne[n] Arbeitsbienen der historischen Wissenschaft“,<sup>919</sup> trifft also durchaus zu, wenn auch nicht in dem abwertenden Sinne, in dem Wentzcke sie ursprünglich fallen ließ.

Unermüdlich bereiste der Historiker in den folgenden Jahrzehnten immer wieder europäische Städte und unterzog sich auf der Jagd nach den Quellen, mit denen er sein Werk gestalten und untermauern wollte, geduldig der Plackerei in staubigen Archiven. Sein „tollkühnes Unternehmen“ nötigte ihn, „möglichst viele Archive unsicher zu machen.“<sup>920</sup> Daher waren viele Ferienreisen gleichzeitig Forschungsreisen: „Ich [...] verbinde, indem ich [...] Archivstudien machen muss durch Reisen nach Wien, Berlin, Paris, Florenz das Nützliche mit dem Angenehmen“, schrieb er an Friedrich Merkel Anfang 1892.<sup>921</sup> Im März desselben Jahres brach er dann mit seiner Frau zu einer 14-tägigen Ferienreise nach Italien auf, die für ihn „auch ein wenig Studienreise“ sein sollte, da er vorhatte, das Archiv in Florenz zu besuchen.<sup>922</sup> Von der Arbeit in den Archiven erholte er sich nicht nur im abendlichen Umgang mit Fachgenossen, wo er „viel Anregung“ fand, sondern auch, indem er bei Konzert- oder Theaterbesuchen „manchen reinen Kunstgenuss“ erlebte.<sup>923</sup> Dabei stellte er fest, „dass unsereins, um nicht nachzuhinken, doch wohl thut, sich recht oft den großen geistigen Centren zu nähern.“<sup>924</sup>

Hauptsächlich bestanden Sterns Archivreisen aus „intensive[r], vielstündige[r], tägliche[r] Arbeit, mitunter bei mangelhafter Beleuchtung“ (S. 24). In einer Zeit, als es noch keine optisch-mechanischen Gerätschaften zum Kopieren oder zur Vervielfältigung von Schriftstücken gab, musste er selbst handschriftliche Notizen machen oder Abschriften der Urkunden und Dokumente vornehmen. „Sie würden sich wieder darüber entsetzt haben“, schrieb er an Baumgarten nach einem Aufenthalt in Paris, „dass ich, nur mit einem Brötchen bewaffnet von 10-5 festgesessen und erst um 6

---

européennes; avant lui, en effet, les historiens n'étaient pas autorisés à consulter les documents qui appartenaient à l'époque postérieure à 1815.“)

<sup>919</sup> Paul Wentzcke: *Über Treitschkes Deutsche Geschichte – Urteile von Freunden und Fachgenossen*, in: *Archiv für Politik und Geschichte*, 1924, S. 252-279, hier S. 261.

<sup>920</sup> Alfred Stern an Ernst Bernheim, 21.3.1892, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/8.

<sup>921</sup> Alfred Stern an Friedrich Merkel, 28.1.1892, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 58.

<sup>922</sup> Alfred Stern an Ernst Bernheim, 21.3.1892, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/8.

<sup>923</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 8.5.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-74.

<sup>924</sup> Ebd.



oder 7 mit Löwenhunger die einzige Mahlzeit eingenommen habe.<sup>925</sup> In Berlin hatte er „fleissig, jeden Tag von 9-3 ohne Unterbrechung Aktenstaub geschluckt.“<sup>926</sup> Als er 1899 wieder in London war, hatte er keine Zeit Bekannte aufzusuchen, da er „von 10-4 und gewöhnlich von 6-9 [im Record Office & in den Museen] festsass“<sup>927</sup>. Aus Wien schrieb er an Meyer von Knonau: „Ich sitze täglich von 9½-1½ und von 3-5 fest im Archiv an der [...] Arbeit.“<sup>928</sup>

So anstrengend seine Arbeit war, sie war „auch überaus lohnend“ (S. 24). Er war selbst darüber „erstaunt, wie ungeahnt viel, auch sehr viel Handschriftliches, bisher Verborgenes noch [...] zu holen war“ und hob zahlreiche verborgene „Schätze“.<sup>929</sup> Seine historischen Kostbarkeiten suchte er nicht nur in den Archiven, denn er meinte, dass „statistische Tabellen, parlamentarische Debatten, Tagesblätter oft viel wichtiger [sind].“<sup>930</sup> Auf Grundlage seines akribischen Quellenstudiums in Archiven und Bibliotheken und dem dabei neu gewonnenen Material, das ihn bisweilen fast zu ersticken drohte,<sup>931</sup> kritisierte, ergänzte und berichtigte er in seinem Werk nicht nur seine Vorgänger Gervinus und Treitschke, sondern auch andere, zeitgenössische Historiker, zum Beispiel Sybel und Heinrich Friedjung (1851-1920).

Mit der Arbeit in den Archiven allein war es noch nicht getan. Nach den Forschungsreisen begann die Arbeit des Sichtens, Sortierens und Zusammenstellens, anschließend musste dann der aus Statistiken, Referaten, Dokumenten, Briefen, Urkunden und Presseartikeln bestehende Rohstoff schriftstellerisch bearbeitet werden. Die Arbeit nahm ihn so sehr in Anspruch, dass er bisweilen fast verzweifelte: „Oft fürchte ich, dass der kühne Wurf mir misslingt, oft hoffe ich wieder, dass meine Kraft ausreicht.“<sup>932</sup> Bei dieser umfangreichen Arbeit, die sich also über Jahrzehnte erstreckte, musste er nicht nur an seine Verpflichtungen der ETH gegenüber denken und Vorlesungen halten, sondern auch die neue Literatur zur europäischen Geschichte im Auge behalten. Mit Bewunderung vermerkt Petersdorff, dass es Stern gelungen war, eine „ungeheure Tatsachenmasse“ zu bezwingen: „Nicht nur die gesamte gewaltige

---

<sup>925</sup> Ebd., N 2013/23-75.

<sup>926</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 9.11.1891, ebd., N 2013/23-104.

<sup>927</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 6.10.1899, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-19.

<sup>928</sup> Alfred Stern an Ludwig Gerold Meyer von Knonau, 2.7.1920, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA Meyer von Knonau, 34 ad.

<sup>929</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 8.5.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-74.

<sup>930</sup> Alfred Stern an Ernst Bernheim, 21.3.1892, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/8.

<sup>931</sup> Vgl. ebd.

<sup>932</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 9.3.1892, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-107.

deutsche, französische, englische, italienische, skandinavische Literatur hat er dazu bis ins Einzelne durchgearbeitet, sondern auch seine Studien in den Archiven Berlins, Wiens, Berns und auch anderswo emsig fortgeführt.<sup>933</sup> In der Tat eine beeindruckende Aufzählung. Allerdings vergisst Petersdorff dabei, dass Stern auch die österreichische, russische, polnische, portugiesische, spanische und die Literatur der Balkanländer zu berücksichtigen hatte.

Zwar wollte er keine lückenlose, vollständige Geschichte Europas schreiben, sondern zeigen, dass „trotz der lebensvollen Mannichfaltigkeit der einzelnen Erscheinungsformen die europäische Menschheit auch im neunzehnten Jahrhundert eine Gemeinschaft bildet, die gleichsam dieselbe Luft politischer, wirtschaftlicher, künstlerischer und wissenschaftlicher Ideen atmet.“<sup>934</sup> Eine genaue Kenntnis auch der kleineren Begebenheiten war jedoch unverzichtbare Voraussetzung bei der Erstellung einer Übersicht, die sich auf die Grundzüge beschränken sollte. Die von Headlam aufgezeigte „minutiöse Genauigkeit in sogar den kleinsten Angelegenheiten“<sup>935</sup>, mit der er bei seinem Quellenstudium und der Sichtung der Dokumente vorging, belegt ein Brief, den er 1902 an den Göttinger Juristen und Rechtshistoriker Ferdinand Frensdorff (1833-1931) richtete. Stern arbeitete am vierten Band seines Werkes, wo er u.a. die Göttinger Revolution von 1831 bespricht. In der *Allgemeinen Zeitung* hatte er zwei neu veröffentlichte Dokumente gefunden, die mit diesem Thema zu tun hatten. „Ich habe keinen Grund anzunehmen, dass sie falsch sind“, schrieb er nach Göttingen, „aber, da ich hier nicht über die Special-Litteratur verfüge, ist mir die Kontrolle unmöglich. Ihnen wird es dank Ihrer genauen Kenntnis der Dinge gewiss nicht schwer sein, mich der Echtheit beider Aktenstücke [...] zu versichern.“<sup>936</sup> Obwohl die Göttinger Revolution im europäischen Rahmen eine so gut wie verschwindende Rolle spielte und auch in seinem vierten Band nicht einmal eine Seite ausmacht, wollte er dennoch, dass diese Zeilen „ganz genau seien“<sup>937</sup>.

---

<sup>933</sup> Herman von Petersdorff: *Rezension zu Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 131, München und Berlin 1925, S. 99-101, hier S. 100.

<sup>934</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Erster Band (Erste Abteilung, Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1913, S. VII.

<sup>935</sup> James Wycliffe Headlam: *Rezension zu Band 2 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *The English Historical Review*, Vol. 14, No. 54, 1899, S. 387-389, hier S. 388 („[...] minute care in even the smallest points [...].“).

<sup>936</sup> Alfred Stern an Ferdinand Frensdorff, 29.11.1902, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Cod. Ms. F. Frensdorff, I Briefe, Nr. 367-369, hier 367.

<sup>937</sup> Ebd.

In der Besprechung des siebten Bandes gibt Schmitt seiner Verblüffung darüber Ausdruck, dass in Sterns groß angelegter Schilderung auch für Einzelheiten Platz ist:

*Kleine und große Begebenheiten, berühmte und unbedeutende Personen, die unaufhörlichen Veränderungen in den Ministerien, Gesetze und Gesetzesentwürfe, Verfassungen, Schlachten, komplizierte Verhandlungen der Diplomatie, Verträge – nichts oder niemand, der in diesem großen Drama [der revolutionären Bewegung von 1848] eine Rolle gespielt hatte, wird übergangen.*<sup>938</sup>

Als Forscher musste Stern den Dingen, so weit er konnte, bis in die kleinsten Einzelheiten nachgehen, als Schriftsteller musste er darauf achten, seine allgemeine Darstellung nicht mit Unwesentlichem zu belasten. Die Ausarbeitung der gemeinsamen Grundzüge der europäischen Nationalgeschichten, die Beschränkung auf das Wesentliche ohne Ausuferungen zuzulassen, stellte den Autor vor keine geringen Schwierigkeiten. „Ich muss nun auf 80-100 Seiten M[anuscript] Preussen 1815-18 komprimieren: ein gewaltig schweres Stück“, schrieb er an Baumgarten während der Ausarbeitung des ersten Bandes und fuhr in Erinnerung der gemeinsam bestandenen Kämpfe fort: „zumal ich sicher sein kann, dass man mir hier jedes Wort nachwiegen wird.“<sup>939</sup> „Es ist kein kleines Stück Arbeit, den Ocean in eine Trinkschale, will sagen Europa, Äusseres & Inneres, in Band 1, 2ff. zu fassen & die Bände nicht zu Oncken'scher oder Dahn'scher Korpulenz anschwellen zu lassen“<sup>940</sup>, schrieb er 1897 an Brentano. „Von der Schwierigkeit der Ausarbeitung haben Sie [...] keinen Begriff“, meinte er in einem Schreiben an den Historiker Ernst Bernheim (1850-1842) und erklärte: „Die Gruppierung des ungeheuren Stoffes[,] allein die Überlegung, was in den einen oder in den anderen Band zu verweisen ist, kostet viel Zeit und Mühe. [...] Kurz muss ich mich fassen und doch nichts Wesentliches weglassen, darf also Felix Dahn &

---

<sup>938</sup> Bernadotte E. Schmitt: *Rezension zu Band 7 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *The American Historical Review*, 24:680, Washington D.C., Januar 1919, S. 680-682, hier S. 680 („[...] he writes the story in appropriate detail. Events great or small, personages famous or obscure, incessant ministerial changes, laws and projects of laws, constitutions, battles, intricate diplomatic negotiations, treaties – there is nothing or nobody omitted that played any part in the great drama. One is indeed bewildered at times, for the narrative proceeds almost day by day, and the author pauses but seldom to show the significance of events [...]”).

<sup>939</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 12.5.1892, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-109.

<sup>940</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 8.3.1897, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-16.

Oncken etc. nicht nachahmen.“<sup>941</sup> Felix Dahn (1834-1912) war Rechtswissenschaftler, Historiker und Schriftsteller und hatte u.a ein voluminöses Werk *Könige der Germanen* (12 Bände, Leipzig 1861-1909) und mehrbändige historische Romane verfasst; der Historiker Wilhelm Oncken war Herausgeber des Mammutwerkes *Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen* (45 Bände, Berlin 1876-1891), zu der auch Stern mit seiner *Geschichte der Revolution in England* (Berlin 1881) beigetragen hatte.

Die Frage, inwieweit es ihm gelang, die gemeinsamen Grundzüge in der Geschichte der europäischen Staaten herauszuarbeiten, wird von den verschiedenen Rezensenten unterschiedlich beantwortet. Wie Stern das schwierige Problem der Anordnung und des Aufbaus gelöst hatte, hält Schmitt für durchaus gelungen.<sup>942</sup> „Alles in allem“ bescheinigt er Stern „eine meisterliche Behandlung“ des Stoffes.<sup>943</sup> Headlam jedoch sieht „die allgemeine europäische Geschichte in den Geschichten der Einzelstaaten verschwinden“<sup>944</sup>, da der Verfasser „die diplomatische Geschichte der einzelnen Staaten jeweils für sich behandelt.“<sup>945</sup> Ihm erschien eine „kontinuierliche Erzählung“ angemessener, die „nicht auf die Kapitel aufgeteilt wird, die die einzelnen Länder behandelt.“<sup>946</sup> In seinem Vorwort hatte Stern zur Verdeutlichung seines Gedankens von der Einheit Europas die Metapher eines Chores verwendet: „Man wird gleichsam die Stimmen der einzelnen Glieder des europäischen Chores dann einsetzen hören, wann [sic] sie der durch die Zeiten einherbrausenden gewaltigen Melodie der Geschichte eine neue Wendung zu geben scheinen oder, sie eigenartig ergreifend, an ihr teilnehmen.“<sup>947</sup> Dieses Bild greift Kaufmann in seiner ersten Rezension auf und stellt die Frage, ob „wir wirklich in dieser Darstellung eine einheitliche Melodie [hören]“.<sup>948</sup> Den Plan hielt Kaufmann im Gegensatz zu Headlam für richtig, er meinte aber auch, dass Sterns Versuch ein Beispiel für „die ungeheure Schwierigkeit [ist], die mit jedem

---

<sup>941</sup> Alfred Stern an Ernst Bernheim, 21.3.1892, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/8.

<sup>942</sup> Vgl. Bernadotte E. Schmitt: *Rezension zu Band 7 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *The American Historical Review*, 24:680, Washington D.C., Januar 1919, S. 680-682, hier S. 680 („The difficult question of arrangement is handled with real success.”).

<sup>943</sup> Ebd., S. 681 („All things considered, a masterly treatment [...]”).

<sup>944</sup> James Wycliffe Headlam: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *The English Historical Review*, Vol. 10, No. 39, 1895, S. 593-596, hier S. 594 (“[...] the general history of Europe is lost in the histories of individual states.”).

<sup>945</sup> Ebd., S. 595 („[...] he treats the diplomatic history of each country separately.”).

<sup>946</sup> Ebd. („[...] in a continuous narrative, and not divided among the chapters which deal with the separate countries.”).

<sup>947</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Erster Band (Erste Abteilung, Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1913, S. VII.

<sup>948</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 76, München und Leipzig 1896, S. 123-126, hier S. 125.

Versuch einer allgemeinen, mehrere Staaten umfassenden Geschichte verknüpft ist, die mehr bieten will als allgemeine Betrachtungen und Konstruktionen.“<sup>949</sup> Kaufmann vermutet, dass viele Leser das Werk eher als eine Geschichte der einzelnen Staaten denn als eine gesamteuropäische lesen, also eher einzelnen Melodien als der Harmonie des Chores lauschen werden. Er empfiehlt daher, in den kommenden Bänden „durch schärfere Ausscheidung von manchen Stoffmassen dem Leser das Festhalten des Fadens zu erleichtern.“<sup>950</sup> Es sei schwierig, so führt Kaufmann diesen Gedanken in seiner Besprechung des dritten Bandes weiter aus, „ein Gesamtbild zu gewinnen“, wenn der Leser, um den Zusammenhang zu verstehen, in den vorherigen Bänden suchen bzw. im Register nachschlagen müsse.<sup>951</sup> Obwohl Kaufmann sich ebenso wie Petersdorff von der „Kunst des V[erfassers], eine große Menge von Thatsachen auf knappen Raum zusammenzudrängen“, beeindruckt lässt, ist er nicht immer mit der Auswahl zufrieden; manches erschien ihm zu kurz, anderes zu ausführlich.<sup>952</sup> Eisenmann ist zwar mit der Konzeption des Werkes im Großen und Ganzen einverstanden, hält aber einige Kapitel für zu umfangreich: manche seien fast Bücher, während andere wirkliche Kapitel seien; in diesem Aufbau verliere der Leser sich bisweilen oder zögere auf seinem Weg.<sup>953</sup> Aber das Hauptproblem des Werkes liegt nach der Meinung Kaufmanns im Aufbau bzw. in der Anordnung, in der die Geschichte der einzelnen Staaten immer wieder unterbrochen und erst später wieder aufgenommen wird. Laut Kaufmann steigerten sich die Schwierigkeiten mit jedem Band, so dass er sich veranlasst sah, noch einmal an den Verfasser mit einer Bitte heranzutreten und zu fragen, „ob der durch seine ausgebreiteten Forschungen und sein feines Verständnis auch für die geistigen und literarischen Strömungen der Zeit in so hervorragender Weise für die Aufgabe ausgestattete V[erfasser] in den folgenden Bänden nicht doch eine andere Gruppierung und eine weniger gleichmäßige Berücksichtigung der Einzelstaaten wählen möchte.“<sup>954</sup>

---

<sup>949</sup> Ebd.

<sup>950</sup> Ebd.

<sup>951</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 3 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 89, München und Berlin 1902, S. 108-110, hier S. 109.

<sup>952</sup> Ebd.

<sup>953</sup> Vgl. Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 7 und 8 der Geschichte von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 45/T. 135, Paris 1920, S. 316-324, hier S. 319 („[...] la disposition des sections est, en général, heureuse. Mais chapitres et sections sont un peu compacts : les uns sont plutôt des livres, les autres de véritables chapitres. Quelquefois le lecteur s’y égare ou hésite sur son chemin [...]“).

<sup>954</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 4 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 103, München und Berlin 1909, S. 367-370, hier S. 369.

Tatsächlich wurden später „die auf Italien bezüglichen Kapitel“<sup>955</sup> ins Italienische übersetzt und zu einer ununterbrochenen, kontinuierlichen Geschichte Italiens zusammengesetzt. Indirekt wird mit dieser partiellen Übersetzung Kaufmanns Auffassung bestätigt, dass sich das Werk auch als Geschichte der einzelnen Staaten lesen lässt. Ein anderer Rezensent, Petersdorff, findet, dass die „Fülle der beigebrachten Tatsachen etwas Erdrückendes [hat]“ und „sähe [gern] an Stelle des Hinabsteigens in parlamentarische Verhandlungen und sonstiger Einzelheiten mehr allgemeine Betrachtungen“; er lobt jedoch, dass Stern „mit scharfem Verständnis und großer Geschicklichkeit das Wesentliche der Dinge präzise auseinander[setzt].“<sup>956</sup> Ähnlich beanstandet Eisenmann, dass Stern nicht überall den Mut zu notwendigen Opfern aufbringe.<sup>957</sup> In seiner Rezension zu den letzten Bänden hinterfragt Ritter indessen die Gesamtkonzeption des Werkes. Er bezweifelt nicht nur, ob es dem Autor gelungen ist, seinem „leitenden Gedanken gerecht zu werden, [...], die Geschichte Europas als einer [...] fortbestehenden geistigen Gemeinschaft darzustellen“, sondern auch, ob ein solches Unterfangen „ohne die Rückwirkung der außereuropäischen, weltpolitischen Ereignisse auf die politischen Gegensätze unseres Erdteils fortlaufend zu schildern“, überhaupt möglich ist.<sup>958</sup>

„Den Plan des Aufbaues meines Werkes [...] zu ändern, fand ich“, so erklärt Stern in seiner Autobiographie, „trotz mancher Winke wohlwollender Kritiker der ersten Bände, keinen Anlaß“ (S. 26). Ihm kam es darauf an, „die Verflechtung der nationalen und der universalen Geschehnisse nachzuweisen und [er] konnte daher nicht, was für kürzer gefaßte Hand- und Lehrbücher praktisch sein mochte, die innere Geschichte eines Volkes ununterbrochen ohne Rücksicht auf den Zusammenhang mit den auswärtigen Verhältnissen zur Anschauung bringen“ (ebd.). Er ließ sich also nicht beirren und arbeitete bis ins hohe Alter mit bewundernswerter Beharrlichkeit an dem einmal gefassten Plan weiter. Als er noch mit den Vorarbeiten für die ersten Bände beschäftigt war, lobte Bamberger bereits seine zielbewusste Arbeit: „Ich preise Sie

---

<sup>955</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 16.4.1930, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-70 (Unterstreichung im Original).

<sup>956</sup> Herman von Petersdorff: *Rezension zu Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 131, München und Berlin 1925, S. 99-101, hier S. 100.

<sup>957</sup> Vgl. Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 7 und 8 der Geschichte von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 45/T. 135, Paris 1920, S. 316-324, hier S. 318 („[...] n’a pas eu partout le courage des sacrifices nécessaires.“).

<sup>958</sup> Gerhard Ritter: *Rezension zu Band 8 und 10 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 132, München und Berlin 1925, S. 501-505, hier S. 501f.

glücklich u.a. auch darum, weil Sie so hübsch stramm bei Ihrer Hauptarbeit bleiben. Ich wollte, ich brächte das auch fertig“, schrieb der Politiker aus Berlin, der sich selbst allerdings der Abteilung der Papillons zurechnete, weil er sich „immer wieder zu Allotrias verführen“ lieb.<sup>959</sup> Fast drei Jahrzehnte später schrieb Marcks: „Ich verfolge mit Bewunderung den steten Gang Ihres großen Werkes.“<sup>960</sup> Petersdorff äußerte 1925: „Man wird [...] nicht umhin können, dem unermüdlichen Forscher angesichts seiner in diesem Bande aufs neue bewiesene Schaffenskraft seine Bewunderung auszusprechen.“<sup>961</sup> Den letzten Band seines Hauptwerkes legte Stern im Alter von 79 Jahren vor. Die Arbeit wird ihm Freude gemacht haben. „Es ist doch eine ~~g~~rosse unvergleichliche Freude, einen grossen Gegenstand vor Augen haben und Tag für Tag ein Stück weiter in der Behandlung kommen zu können. Ich sehne mich wieder recht sehr danach“, schrieb er bereits 1883, wahrscheinlich bevor er seinen großen Plan überhaupt ins Auge gefasst hatte, an Baumgarten.<sup>962</sup>

Die *Geschichte Europas* ist in der Hauptsache eine politische Geschichte. Obwohl Stern versuchte, mit dem Rückgriff auf Statistiken und Tageszeitungen „die Skizzierung der wirtschaftlichen Zustände, der Fortschritte der Technik, der Erscheinungen der Literatur, des religiösen Empfindens, des Kirchenwesens“ nicht zu vernachlässigen, legte er, wie Altmeister Ranke, „das Hauptgewicht auf die Darstellung der politischen Entwicklung“ (S. 26). Kaufmann stellte fest, dass Sterns Geschichtsschreibung damit gedient wäre, „wenn er seltener in archivalischen Stiefeln einherschritte“<sup>963</sup>. Tatsächlich gelingt es ihm ansatzweise, sich dieses schwerfälligen Schuhwerks zu entledigen, nicht zuletzt dort, wo er auf die literarischen Strömungen der Zeit eingeht. Der Verknüpfung von Literatur und geschichtlicher Wirklichkeit liegt der romantische Ansatz der Gebrüder Schlegel zugrunde, wahre Erkenntnis sei nur durch die Kunst zu erfahren. Sowohl Ranke als auch Gervinus vertraten in ihren frühen Werken die Vorstellung „einer parallelen Entwicklung literarischer und politischer

---

<sup>959</sup> Ludwig Bamberger an Alfred Stern, 12.1.1892, Bundesarchiv Berlin, N 2008/245-78.

<sup>960</sup> Erich Marcks an Alfred Stern, 26.10.1919, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 734.

<sup>961</sup> Herman von Petersdorff: *Rezension zu Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Historische Zeitschrift, Band 131, München und Berlin 1925, S. 99-101, hier S. 100.

<sup>962</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 28.2.1883, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-29.

<sup>963</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 2 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: Historische Zeitschrift, Band 83, München und Leipzig 1899, S. 99-101, hier S. 100.

Geschichte“.<sup>964</sup> Auch wenn es Stern laut Headlam in diesen Abschnitten nicht gelang, „den schwierigen Übergang von einzelnen Schriftstellern zu einer allgemeinen Würdigung der Anstrengungen der Romantik auf die Politik“<sup>965</sup> zu vollziehen, und wenngleich Ritter meint, dass er „[ohne viel Erfolg] die realistischen Tendenzen der europäischen Belletristik und Geschichtsschreibung der 50er und 60er Jahre in Verbindung zu bringen [versucht] mit dem Aufstieg des bürgerlichen Liberalismus im gleichen Zeitraum“<sup>966</sup>, liefert Stern in diesen Kapiteln ein beredtes Zeugnis seiner Belesenheit<sup>967</sup> und literarischen Bildung. Anders als Headlam und Ritter bezeichnet Kaufmann das Bild der romantischen Periode als „bei aller Kürze reich“<sup>968</sup> und als „vortreffliche Charakteristik der Romantik“<sup>969</sup>. Auch den Überblick über die zeitgenössische Literatur, der den fünften Band eröffnet, hält Kaufmann für „knapp[] aber wieder sehr geschickt[]“.<sup>970</sup> Die Entwicklung in der Musik des 19. Jahrhunderts greift der leidenschaftliche Musikliebhaber in den Deutschland betreffenden Teilen seines Werkes allerdings überhaupt nicht auf, was umso erstaunlicher anmutet, als laut Thomas Mann der „deutsche Beitrag der monumentalen Kunst des 19. Jahrhunderts musikalischer und nicht literarischer Natur [ist]“<sup>971</sup>.

Insgesamt beurteilten die Kritiker Sterns Hauptwerk durchaus positiv. Den ersten Band bezeichnet Headlam als „die vollständigste und beste Geschichte der Periode, die bisher erschienen ist.“<sup>972</sup> Guiland schließt sich diesem Urteil ohne Vorbehalt an: „Man kann von seiner Geschichtsschreibung sagen, dass sie die genauste

<sup>964</sup> Vgl. Philipp Müller: *Erkenntnis und Erzählung. Ästhetische Geschichtsdeutung in der Historiographie von Ranke, Burckhardt und Taine*, Köln, Weimar, Wien 2008, S. 78ff., Zitat S. 80 (= Beiträge zur Geschichtskultur, Band 33).

<sup>965</sup> James Wycliffe Headlam: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *The English Historical Review*, Vol. 10, No. 39, 1895, S. 593-596, hier S. 594 („[...] the difficult transition from individual writers to a general appreciation of the efforts of romanticism on political affairs is not made [...]“).

<sup>966</sup> Gerhard Ritter: *Rezension zu Band 8 und 10 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 132, München und Berlin 1925, S. 501-505, hier S. 503.

<sup>967</sup> Vgl. Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 7 und 8 der Geschichte von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 45/T. 135, Paris 1920, S. 316-324, hier S. 318 („M[onsieur] Stern, dont la lecture est immense [...]“).

<sup>968</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 76, München und Leipzig 1896, S. 123-126, hier S. 126.

<sup>969</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 2 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 83, München und Leipzig 1899, S. 99-101, hier S. 99.

<sup>970</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 4, 5 und 6 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 112, München und Berlin 1914, S. 587-590, hier S. 589.

<sup>971</sup> Thomas Mann zitiert nach Viktor Žmegač, Zdenko Škreb, Ljerka Sekulić: *Kleine Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main 1989, S. 201.

<sup>972</sup> James Wycliffe Headlam: *Rezension zu Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *The English Historical Review*, Vol. 10, No. 39, 1895, S. 593-596, hier S. 596 („The book is on the whole the fullest and best history of the period which has yet appeared [...]“).



ist, die wir besitzen.“<sup>973</sup> Kaufmann, der der *Geschichte Europas* mit jedem neu erscheinenden Band wohlwollender gegenübersteht, fasst seine Eindrücke der ersten sechs Bände folgendermaßen zusammen:

*Schau ich auf das ganze Werk zurück, so kann ich nur wiederholen, daß es auf gründlichster Forschung ruht und daß es die wesentlichen Elemente der historischen Entwicklung dieser Periode, in der die Wurzeln unserer heutigen Verhältnisse liegen, in weitem Umfange zur lebendigen Anschauung gebracht hat, und zwar in einer ebenso reichen wie gewandten Sprache.*<sup>974</sup>

Aus der Sicht Andrews erschien die *Geschichte Europas* bereits nach dem Erscheinen des dritten Bandes als ein Werk, „das sicherlich für viele Jahre das maßgeblichste Werk zum Thema sein wird.“<sup>975</sup> Ritter, der Grundidee des Werkes eher skeptisch gegenüberstehend, meinte dennoch, dass sich Sterns Geschichtswerk „seinen Platz in unserer historischen Literatur längst erobert [hat]: in erster Linie als das große Magazin gut beglaubigter Tatsachen“<sup>976</sup>. Auch wenn er die Darstellungsform als „veraltet“ empfand, beschloss er seine Besprechung mit einem Lob:

*[D]as Werk als Ganzes wird dennoch auf lange seinen Platz behaupten: als übersichtlich-klare und überall zuverlässige Zusammenfassung gewaltiger Stoffmassen, als eine Leistung von unleugbar großem Gewicht.*<sup>977</sup>

Auch Eisenmann, der eigentlich einen mit Deutungen und Interpretationen deutlich im Text hervortretenden Autor wünschte, erwartete nach dem Erscheinen des neunten Bandes, dass sich mit der „Veröffentlichung [des zehnten Bandes (NSch)] ein Werk

---

<sup>973</sup> Antoine Guillaud: *Rezension zu Band 4, 5, 6, der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 37/T. 109, Paris 1912, S. 168-171, hier S. 171 („On peut dire de son histoire qu’elle est la plus exacte que nous possédions.”).

<sup>974</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 1 und 2 der 2. Auflage der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 115, München und Berlin 1916, S. 629-633, hier S. 633.

<sup>975</sup> Charles M. Andrews: *Rezension zu Band 3 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *The American Historical Review*, 7:357, Washington D.C., Januar 1902, S. 357-360, hier S. 357 („When completed the work will stand as a history that for many years is bound to be the most authoritative work upon the subject.”).

<sup>976</sup> Gerhard Ritter: *Rezension zu Band 8 und 10 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 132, München und Berlin 1925, S. 501-505, hier S. 502.

<sup>977</sup> Ebd., S. 505.

vollendet, durch das Stern sich die schönsten Ansprüche auf die respektvolle Dankbarkeit aller Historiker im gegenwärtigen Europa erworben hat.<sup>978</sup>

Trotz dieser anerkennenden Worte eroberte sich die *Geschichte Europas*, das „Vorbild ideologienfreier Geschichtsschreibung“<sup>979</sup>, des heute fast ganz vergessenen Historikers niemals einen so zentralen Platz in der deutschsprachigen Historiographie bzw. beim deutschen Publikum wie Treitschkes *Geschichte Deutschlands*. Wissenschaftlich gesehen machte Sterns Werk seine Vorgänger „entbehrlich“<sup>980</sup>, ein Verkaufsschlager wurde es aber nicht. „Ich verhehle es mir nicht“, schrieb der Autor einsichtig kurz vor der Drucklegung des dritten Bandes an den Historiker Otto Hartwig (1830-1903), „[a]us mancherlei Gründen hat mein Werk Schwierigkeit, Verbreitung zu finden.“<sup>981</sup> Der Humboldt-Forscher und Lehrer an der Städtischen Realschule Berlin, Bruno Gebhardt (1858-1905), nannte vielleicht einen dieser Gründe beim Namen, als er die literarischen Vorlieben des lesenden Publikums einschätzte, das sich von Sterns langatmiger Kathedersprache und ruhiger Darstellungsform wohl kaum angesprochen fühlte. Schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes vermutete er in einem Brief an Stern, „daß die pikante Schummelei Treitschke’s ein größeres Publikum findet, als die leidenschaftslose Schilderung Ihres Buches.“<sup>982</sup> Doch Stern ließ sich nicht entmutigen: „[I]ch will es, soweit meine Kräfte reichen, an mir nicht fehlen lassen.“<sup>983</sup> Sein Werk erlebte denn auch eine zweite Auflage, die schon zu einem Zeitpunkt einsetzte, als die Erstausgabe noch nicht abgeschlossen war. Nach dem Erscheinen der ersten sechs Bände begann 1913 die Neuauflage, die es dem Autor ermöglichte, „das vollendete Werk aus der ruhigen Ferne zu betrachten und nachzuprüfen.“<sup>984</sup> Es ist bezeichnend für die Genauigkeit der Forschungen Sterns, die Präzision seiner Formulierungen und seine vorsichtige, zurückhaltende Darstellungsweise, dass die zweite Auflage „bis auf verhältnismäßig wenige Stellen ein wortgetreuer Abdruck der ersten Auflage [ist]“,

---

<sup>978</sup> Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 9 der Geschichte von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 49/T. 147, Paris 1924, S. 95-99, hier S. 99 („[...] sa publication achèvera une œuvre par laquelle M. Stern s’est acquis les plus beaux titres à la reconnaissance respectueuse de tous les historiens de l’Europe contemporaine.“).

<sup>979</sup> Paul Guggenheim: *Alfred Stern*, in: *Jüdische Presszentrale*, Nr. 887, 3.4.1936, S. 3.

<sup>980</sup> Ernst Schulin: *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geisteswissenschaft und kritischem Denken*, Göttingen 1979, S. 89.

<sup>981</sup> Alfred Stern an Otto Hartwig, 6.7.1900, Hessische Landesbibliothek Wiesbaden, Hs. 324.

<sup>982</sup> Bruno Gebhardt an Alfred Stern, 2.4.1895, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., *Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern*, 697.

<sup>983</sup> Alfred Stern an Otto Hartwig, 6.7.1900, Hessische Landesbibliothek Wiesbaden, Hs. 324.

<sup>984</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 1 und 2 der 2. Auflage der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 115, München und Berlin 1916, S. 629-633, hier S. 629.

obwohl der Autor in der Zwischenzeit „zahlreiche Archive durchforscht hat, die ihm bei der ersten Auflage nicht zugänglich waren.“<sup>985</sup> Die neuen Aufschlüsse und Erkenntnisse nötigten ihn bei „der sorgfältigen Nachprüfung“<sup>986</sup> nur zu kleineren, unbedeutenden Änderungen, die sich, wie Kaufmann feststellte, so in den Text einfügen ließen, dass sich die Seitenzahlen der beiden Ausgaben decken. Das Werk wurde teilweise, wie schon erwähnt, in andere Sprachen übersetzt und war also dennoch ein beachtlicher Erfolg, der sich allerdings bei Weitem nicht mit dem Treitschkes messen konnte. Von Treitschkes Werk wurden bis zum Jahr 1906 allein vom zweiten Band insgesamt 21000 Exemplare in sechs Auflagen abgesetzt, das Gesamthonorar des Autors belief sich auf die nicht eben unbedeutliche Summe von fast 100000 Reichsmark.<sup>987</sup>

In seinem Brief hatte Gebhardt mit Blick auf die Zukunft tröstend hinzugefügt, dass Stern in seinem Werk der Wahrheit unzweifelhaft näher komme als Treitschke. Und „wenn Treitschke ein Denkmal der hoffentlich vorübergehenden Zeitströmung bleiben wird“, fuhr er fort, „so wird, das ist meine unmaßgebliche Meinung, die Zukunft und die Wissenschaft aus Ihrem Buche Belehrung schöpfen.“<sup>988</sup> Nebenbei bemerkt wurde im Oktober 1909 auf dem Vorhof der Berliner Universität in der Tat ein Treitschke-Denkmal aufgestellt, einen Monat später das Denkmal Mommsens. Während das Denkmal Treitschkes im Jahre 1951 eingeschmolzen wurde, befindet sich das Mommsens noch am alten Platz.<sup>989</sup> Gebhardts Wort von der „vorübergehenden Zeitströmung“ und Bambergers Vermutung, dass „die Zeit [...] [Treitschke (NSch)] [...] schon auf seine richtige Dimension zurückbringen wird“<sup>990</sup>, waren also durchaus zutreffend.

Doch zurück zu der *Geschichte Europas* und ihrem wissenschaftlichen Wert: Tatsächlich kann man dieses Werk noch heute in der Bibliographie eines modernen Geschichtswerkes finden, das die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts behandelt, nämlich bei Heinrich Lutz, *Zwischen Habsburg und Preußen* im achten Band der bei

---

<sup>985</sup> Ebd.

<sup>986</sup> Ebd., S. 631.

<sup>987</sup> Vgl. Andreas Biefang: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422, hier S. 397.

<sup>988</sup> Bruno Gebhardt an Alfred Stern, 2.4.1895, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., *Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern*, 697.

<sup>989</sup> Vgl. Rüdiger vom Bruch: *Zum 100. Todestag Heinrich von Treitschkes*, in: <http://www.geschichte.hu-berlin.de/galerie/texte/treitsc2.htm>.

<sup>990</sup> Ludwig Bamberger an Alfred Stern, 12.1.1892, Bundesarchiv Berlin, N 2008/245-78.

Siedler erschienenen *Deutsche Geschichte*<sup>991</sup>. Es ist allerdings viel leichter, Treitschkes *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert* in den Literaturverzeichnissen historiographischer Werke neueren Datums aufzuspüren. Man findet sie nicht nur bei Lutz<sup>992</sup>, auch Thomas Nipperdey bezieht sich auf dieses Werk und fügt in Klammern die Bemerkung hinzu, dass es „trotz nationalistisch kleindeutscher Parteilichkeit immer noch lesbar und nicht völlig überholt, reich an kulturgeschichtlichen Beobachtungen“ sei.<sup>993</sup> Nipperdey scheint dabei vor allem an den Spitzformulierungen Treitschkes Gefallen zu finden.<sup>994</sup> Bei Hans-Ulrich Wehler finden sich ebenfalls mehrere Verweise auf Treitschke. An einer Stelle hielt Wehler indessen eine Anmerkung für angebracht, die die notorische Unzuverlässigkeit des preußischen Geschichtsschreibers festhält: Eine seiner viel zitierten farbigen Schilderungen sei „ein reines Phantasieprodukt, für das es keine einzige Quelle gibt.“<sup>995</sup> Derartige Einschränkungen sind auch aus heutiger Sicht bei Sterns „zuverlässig und sachlich gearbeitet[em]“ Werk, aus dem „Gediegenheit und Rechtschaffenheit aus jeder Seite [sprechen]“, unangebracht.<sup>996</sup>

---

<sup>991</sup> Vgl. Heinrich Lutz: *Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815-1866*, Berlin 1998, S. 517.

<sup>992</sup> Vgl. ebd.

<sup>993</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 807.

<sup>994</sup> Vgl. ebd., beispielsweise S. 366, wo er die Regierungsweise des jungen Herzogs Karl von Braunschweig mit Treitschkes gelungener Formulierung wiedergibt, der Herzog regiere „in voller fürstlicher Unverantwortlichkeit“. Vgl. auch ebd., S. 359; 397; 696; 762; 763.

<sup>995</sup> Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Zweiter Band: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815-1845/49*, München 1989, S. 811.

<sup>996</sup> Siegmund Katznelson (Hrsg.): *Juden im deutschen Kulturbereich. Ein Sammelwerk*, Berlin 1959, S. XIII bzw. 369.

## **XII. Ein begeisterter Freiheitsfreund und ein fröhlicher katholischer Tiroler** Eine Gegenüberstellung der Historiographie Sterns und Treitschkes

Im Folgenden soll eine Gegenüberstellung der Geschichtswerke Sterns und Treitschkes am Beispiel der Abschnitte über die kurhessische Verfassung von 1831 versucht werden, einer Stelle, die auch Kaufmann in einer seiner Besprechungen als ein Exempel sowohl für die Verschiedenartigkeit der Stile anführt als auch für die grundsätzliche Übereinstimmung des entworfenen historischen Bildes.<sup>997</sup> Nicht nur wegen seiner Kürze und Übersichtlichkeit bietet sich der Bericht über die Entstehung der kurhessischen Verfassung für einen Vergleich der stilistischen und inhaltlichen Merkmale der beiden Darstellungen an. Die Berichterstattung von einer vormärzlichen verfassungsgebenden Versammlung ist auch von Interesse, wenn man den Liberalismus als eine politische Richtung definiert, „die sich aus der sogenannten Verfassungsbewegung des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts entwickelte“<sup>998</sup>. Die beiden Historiker behandeln an dieser Stelle mithin einen Gegenstand aus der frühen Phase einer politisch-ideologischen Richtung, zu der sie beide ein wenn auch anders geartetes, so doch starkes Verhältnis hatten.

Treitschke hatte eine deutsche, Stern eine europäische Geschichte geschrieben. Es liegt daher auf der Hand, dass Stern sich in seiner Darstellung deutscher Verhältnisse kürzer fassen musste als Treitschke, und dass dieser ausführlicher berichten konnte. Die Schilderung der kurhessischen Verfassungsverhandlungen samt ihrer Vor- und Nachgeschichte nimmt bei Stern 5, bei Treitschke über 16 Seiten in Anspruch. Keiner der beiden Berichte wird also im Folgenden in extenso wiedergegeben werden können. Obwohl hier längere Partien Treitschkes angeführt werden, wird aus seiner Darstellung im Verhältnis zu der Sterns insgesamt weniger zitiert.

Die kurhessische Verfassung entstand aus den Nachwehen der französischen Julirevolution des Jahres 1830. Diese Revolution gewann im Konglomerat der deutschen Kleinstaaten eine große Resonanz und löste im Deutschen Bund „zunächst in

---

<sup>997</sup> Vgl. Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 4 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 103, München und Berlin 1909, S. 367-370, hier S. 369.

<sup>998</sup> Lothar Gall: *Liberalismus und bürgerliche Gesellschaft. Zu Charakter und Entwicklung der liberalen Bewegung in Deutschland*, in: Ders. (Hrsg.): *Liberalismus*, Königsstein/ Taunus 1980, S. 162-186, hier S. 164 (= Neue wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 85). Ähnlich Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 297: „Der Liberalismus war zuerst und zuletzt eine Verfassungsbewegung [...]“

einer Reihe von Einzelstaaten Bewegungen und Veränderungen aus[ ]<sup>999</sup>. Preußen und Österreich dagegen blieben von „den Erschütterungen der Julirevolution fast unberührt“.<sup>1000</sup> Ihre Auswirkungen machten sich bald auch in Kurhessen geltend, da sich die Verhältnisse dort nicht nur durch das Zusammenleben des Kurfürsten Wilhelm II. (1777-1847) mit seiner Mätresse, Emilie Gräfin von Reichenbach-Lessonitz (1791-1843), sondern auch „durch das despotisch-absolutistische Regiment und die Mißwirtschaft der Monarchen zugespitzt“ hatten.<sup>1001</sup> Die Proteste und Unruhen, die das Land ergriffen hatten, führten dazu, dass die kurhessische Regierung „1831 mit dem Landtag eine konstitutionelle Verfassung [vereinbarte]“, die „die „liberalste“ Verfassung der Zeit [war]“<sup>1002</sup>. Wesentlichen Anteil an der Ausprägung dieses Grundgesetzes hatte „der liberale Staatsrechtslehrer Sylvester Jordan“ (1792-1861)<sup>1003</sup>.

Zuerst sollen die beiden Schilderungen der Vorgeschichte der kurhessischen Verfassungsverhandlungen in Augenschein genommen werden, auf die beide Historiker von der Besprechung der Umwälzungen in Braunschweig überleiten.

Stern:

*Wie in Braunschweig, so verknüpfte sich in Kurhessen mit dem Gefühl der Unerträglichkeit allgemeiner Zustände das der Entrüstung über die Mißwirtschaft des Herrscherhauses. Auch Kurfürst Wilhelm II. weilte im Augenblick des Ausbruches der Juli-Revolution fern von seiner Hauptstadt. Er war nach Wien gereist, ohne Zweifel um seiner Maitresse, der Gräfin Reichenbach (s. III. 241), den fürstlichen Titel zu verschaffen. Von dort hatte er sich unverrichteter Dinge zu ihr nach Karlsbad begeben, wo er erkrankte. In Kassel raunte man sich zu, der Landesvater sei von der Erzürnten körperlich mißhandelt worden. Man hörte, daß ihr nichtsnutziger Bruder heimlich ihre Kinder und Wertsachen fortgeschafft, daß eine Versöhnung zwischen dem Kurprinzen und seinem Vater stattgefunden habe.<sup>1</sup>) Dieser empfing eine Abordnung des Stadtrates der Residenz und sagte seine baldige Rückkunft zu. Aber noch vor seinem Erscheinen war die Aufregung in Kassel gewachsen.*

---

<sup>999</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 366.

<sup>1000</sup> Ebd., S. 375.

<sup>1001</sup> Ebd., S. 367.

<sup>1002</sup> Ebd.

<sup>1003</sup> Ebd.

*Kaum hatten die Vorsteher der Zünfte eine Beschwerde wegen des herrschenden Notstandes vereinbart, als ein Sturm auf die Bäckerläden erfolgte, der durch das Zusammenwirken von Militär und Bürgern abgeschlagen wurde. [...] Der Kurfürst ward bei seiner Heimkehr am 13. September kühl empfangen. Zwei Tage später überreichte ihm der Magistrat unter Führung des freimütigen Bürgermeisters Schomburg eine Petition, die mit dem Satze schloß: „Versammele Ew. Königliche Hoheit die Stände, um sich als Vater mit Ihren Kindern zu beraten, wie uns in unserer Not zu helfen sei“. Draußen vor dem Schloß harrte die Menge auf das verabredete Zeichen, das ihr verkünden sollte, ob der Landesherr gutwillig nachgegeben habe oder nicht. Als das weiße Tuch aus dem Fenster wehte, löste sich die Spannung in Jubel auf. Der Kurfürst hatte sich knirschend gebeugt. Die Einberufung der Stände binnen Monatsfrist war gesichert.*

*<sup>1)</sup> Über die Beteiligung Münchs daran: dessen Berichte 17. 25. Aug. 1830. Arch. Wien.<sup>1004</sup>*

Sterns relativ kurzer Bericht ist ruhig und sachlich. Die „Unerträglichkeit allgemeiner Zustände“ und die „Entrüstung über die Mißwirtschaft des Herrscherhauses“ werfen natürlich einen Schatten auf den Kurfürsten. Dennoch werden weder der Kurfürst, der schon von Gervinus als „Taugenichts von rohesten Begierden“<sup>1005</sup> bezeichnet worden war, noch seine Mätresse von Stern ausdrücklich mit negativen Attributen versehen. Einzig der Bruder der Gräfin wird mit dem Adjektiv „nichtsnutzig“ deutlich abqualifiziert. „Die Mißwirtschaft im kurfürstlichen Hause“, das Gebaren des kurhessischen Fürsten und seiner Geliebten hatte Stern schon im dritten Band seines Werkes aufgegriffen und dort ebenso nüchtern besprochen. Dabei hat er die Geliebte des Kurfürsten allerdings als „unersättlich“ und ihren Anhang als „schamlos“ beschrieben und somit als einen negativ auftretenden Interessenverband gekennzeichnet:

---

<sup>1004</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Vierter Band (Zweite Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1921, S. 273.

<sup>1005</sup> Zitiert nach Heinrich Lutz: *Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815-1866*, Berlin 1998, S. 173.

*Von [seinem Vater] hatte [Kurfürst Wilhelm II.] den herrischen Sinn und den Hang zum Golde geerbt, ohne sich in gleichem Maß durch schmutzigen Geiz zu beflecken. Dafür waren ihm andere Laster eigen, durch die er das schlechte väterliche Vorbild um neue Züge bereicherte. Sein Jähzorn führte dann und wann zu Wutausbrüchen, die seine nächste Umgebung allerhöchsten Stock- und Säbelhieben aussetzte. Seine Nachgiebigkeit gegen eine unersättliche Favoritin und ihren schamlosen Anhang verlieh seiner Regierung ein Gepräge, wie man es bisher im neunzehnten Jahrhundert selbst in romanischen Staaten kaum irgendwo zu finden gewohnt war.*<sup>1006</sup>

Die Stimmungslage in Kassel beschreibt Stern, indem er das damals dort grassierende Gerede kolportiert. Wenn man dieses Geraune als wahr betrachtet – es wird dem Leser schließlich in einem Geschichtswerk mit normativem Anspruch zwar als geflüstert, aber nicht ausdrücklich als unsicheres Gerücht oder reines Gerede dargelegt – ist der Kurfürst kein allzu starker Mann: Er lässt sich nicht nur von seiner Geliebten körperlich züchtigen, er gibt auch seinen Untertanen „knirschend“ nach. Wenn man das Knirschen allerdings als Ausdruck einer ohnmächtigen Wut auffasst, mit der sich der Kurfürst den politischen Gegebenheiten beugt, beschränkt sich die Schwäche des Kurfürsten auf das Verhältnis zu seiner Geliebten. Sterns Bild vom Kurfürsten ist, so wird man im Hinblick auf Treitschkes weiter unten angeführte Beschreibung sagen dürfen, an dieser Stelle unscharf und zweideutig. Von einer Einmischung oder einer Beteiligung fremder Staaten lässt Stern nichts verlauten. Treitschke dagegen beginnt seine Darstellung mit einem Ausspruch des preußischen Gesandten und kommt wenig später auf die Rolle des österreichischen Gesandten in Kurhessen zu sprechen.

Treitschke:

*Nicht ganz so gewaltsam vollzog sich der Umschwung in Kurhessen. „Der Kurfürst plündert sein Land und seine Untertanen, so daß es zuletzt gar keine Landeskassen und Domänen mehr, sondern bloße Privat- oder Kabinettskassen mehr geben wird“ – also schilderte der preußische Gesandte Hänlein das gierige Regiment der Gräfin Reichenbach, das nachgrade selbst im Ausland*

---

<sup>1006</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Dritter Band (Erste Abteilung. Dritter Band)*, Stuttgart und Berlin 1919, S. 243f.



*Befremden erregte und im Pariser Figaro als ein deutscher Skandal bezeichnet wurde.)\* Der neue Finanzminister Kopp wurde bei seiner Ernennung ausdrücklich verpflichtet, das Interesse des Kurfürsten besonders wahrzunehmen, und wie erfinderisch zeigte sich der Landesvater selber in den schlechten Künsten des Finanzwesens. [...] Selbst die Teuerung und die bittere Kälte der ersten Monate des Jahres 1830 mußten ihm seine Hofkasse bereichern helfen: er maßte sich das Recht des alleinigen Holzhandels an, verbot die gewohnte Holzeinfuhr aus der hannoverschen Nachbarschaft und setzte die Preise so hoch an, daß die Kasseler Bäcker einmal wegen Holz Mangels ihre Arbeit einstellten.*

*Hier wie in Braunschweig stützte sich die Willkür des Kleinfürstentums auf den Beistand Österreichs. Hruby, der k. k. Gesandte, besaß das Vertrauen der Reichenbach, er hatte den Kurfürsten zum Eintritt in den mitteldeutschen Handelsverein bewogen und konnte nun mit Befriedigung betrachten, wie das unglückliche, zwischen den Zolllinien Bayerns und Preußens eingeklammerte Ländchen dem Verderben seiner Volkswirtschaft entgegenging. [...]*

*Im Juli 1830 reiste Kurfürst Wilhelm nach Wien um der Reichenbach den österreichischen Fürstentitel zu verschaffen. Seine Hessen fürchteten schon, er werde dann dem Beispiele Phillips des Großmütigen folgen und das dämonische Weib förmlich zur Nebengemahlin erheben; die Akten über Phillips Doppelehe hatte er sich bereits nach Wilhelmshöhe kommen lassen. Metternich aber fand diese Zumutung doch bedenklich und verließ die Hauptstadt plötzlich, kurz vor der Ankunft des Gastes. Als der Kurfürst einige Tage darauf in Karlsbad eintraf, von der Hitze erschöpft, wütend wegen der vergeblichen Reise, wurde er von seiner enttäuschten Geliebten sehr übel aufgenommen und verfiel in schwere Krankheit. Daheim verbreiteten sich unheimliche Gerüchte; man glaubte an den Tod des Kurfürsten, da der Bruder der Reichenbach, Heyer von Rosenfeld unvermutet in Kassel erschien, Juwelen und Staatspapiere hastig einpackte und dann mitsamt den Kindern seiner Schwester bei Nacht und Nebel aus dem Lande floh. Die Bürgerschaft sendete drei Stadträte nach Karlsbad um sich von dem Zustande des Landesherrn zu überzeugen; auch der Kurprinz eilte herbei und versöhnte sich mit dem kranken Vater. Mittlerweile ward das längst erbitterte Volk durch die Pariser und Brüsseler Nachrichten stark aufgeregt. Der Groll wider die Tyrannei und das wüste Treiben des Hofes ließ sich nicht mehr*

bändigen. Überall erklang ein Gassenhauer, der die Raubgier der Reichenbach verwünschte: „von dem Blutgeld jener Millionen wußt’ die Bestie sich zu lohnen“ – und mit dem Kehrreime schloß: „Alles seufzt zum Gott des Lichts: Ach die Hure läßt uns nichts!“ Schon begannen die Bauern ihre Frondienste einzustellen; die Wilddieberei nahm überhand, mehr noch der Schmuggel, denn das Zollwesen war durch die törichte Handelspolitik des Kurfürsten gänzlich in Verruf gekommen, ein Schlagwort des Tages lautete: „die Maut ist ein Kind der Finsternis.“ In Kassel traten die Zunftmeister zusammen, um über die Landesbeschwerden zu beratschlagen; ein Küfer Herbold führte das große Wort und ward mit dem Namen des hessischen Masaniello geehrt, denn diese deutschen Bürgerhelden fühlten sich nur im Schmucke ausländischer Federn stolz und herrlich. Als der Pöbel dann die Bäckerläden zu stürmen versuchte, bewaffneten sich die Bürger und stellten die Ordnung her. Die erschreckte Regierung ließ sie gewähren [...].

So aufgestört fand der Kurfürst seine friedliche Hauptstadt vor, als er am 12. September, abgspannt und kaum genesen, endlich heimkehrte; seine Geliebte hatte er jenseits der Landesgrenze zurücklassen müssen, weil die Minister sonst das Ärgste befürchteten. Am 15. September standen die Bürger dicht gedrängt, in banger Spannung, auf dem Friedrichsplatze, derweil die Stadträte im Palaste eine Adresse übergaben, welche den Kurfürsten beschwor, die Landstände zu berufen und „Sich als Vater mit Ihren Kindern zu beraten, wie unserer Not zu helfen sei.“ Droben im Saale ergriff der Bürgermeister Karl Schomburg das Wort, ein echter Hesse, ernst, besonnen, freimütig, und schilderte in tief ergreifender Rede das Elend des verwahrlosten Landes. Der Kurfürst verwünschte im Herzen seine „Bürgerrebelln“, aber er sah auch, was die finsternen Gesichter draußen ankündigten, und gab zitternd seine Zusage. Als bald eilte der Küfer Herbold an das Geländer vor dem Schlosse, und als er ein weißes Taschentuch schwenkte, durchbrauste stürmisches Jubelgeschrei den weiten Platz. Wie oft ist dann in Lied und Bild die Friedensbotschaft des hessischen Masaniello verherrlicht worden; ein schwarzes Tuch in Herbolds Händen – das wußte jedermann – hätte dem Aufruhr das Zeichen gegeben. Mit Tanz, Gesang und feurigen Reden ging dieser „große Tag der hessischen Geschichte“ zu Ende; auch vor dem Hause des preußischen Gesandten erklangen jubelnde Hochrufe, denn König Friedrich Wilhelm stand als Bruder und Beschützer der

*geliebten Kurfürstin hoch in Ehren, und nicht selten hörte man unter den Unzufriedenen die Drohung: wir wollen preußisch werden.*

\*) *Hänleins Bericht, 20. Feb. 1830.*<sup>1007</sup>

Treitschke geht ausführlich zu Werke. Die üblen finanziellen Zustände in Kurhessen und die Willkür des Kurfürsten beschreibt er erst aus der Sicht des preußischen Gesandten und untermauert mit dieser offiziellen Äußerung seine folgende Darstellung. Im nächsten Schritt führt er die Umstände auf „das gierige Regiment der Gräfin Reichenbach“ zurück. Die Ausmaße dieses Regimes unterstreicht er damit, dass sie sogar im *Figaro* für Schlagzeilen gesorgt hatten. Sodann gibt er Beispiele für die kurfürstliche Gewinnsucht, die hier allerdings aus Platzgründen nicht alle zitiert werden konnten. Das Elend des Landes resultiert aber laut Treitschke weniger aus der Raffgier des Kurfürsten und der Habgier seiner Mätresse als aus einer verderblichen, von Habsburg beeinflussten Handelspolitik, nämlich dem Beitritt zum Mitteldeutschen Handelsverein. In diesem Handelsverein waren im Jahre 1828 neben Kurhessen auch Braunschweig, Hannover, Sachsen, Nassau, Hamburg, Bremen und die thüringischen Staaten zusammengetreten. Er war mit der Unterstützung Englands und Österreichs als Abwehrreaktion auf die Bildung des Preußisch-Hessischen Zollvereins und zur Zurückdrängung des preußischen Einflusses entstanden<sup>1008</sup>, womit sich Treitschkes ablehnende Haltung gegenüber diesem Verein leicht erklären lässt. An späterer Stelle lässt er das Zustandekommen des Deutschen Zollvereins im Jahre 1834, durch den in seiner Darstellung Kurhessen „aus namenlosem Elend“ gerettet wurde, als Verdienst Preußens erscheinen.<sup>1009</sup>

Stern erwähnt den Mitteldeutschen Handelsverein an dieser Stelle seiner Darstellung nicht. Hier macht sich allerdings wiederum das bereits von Kaufmann beanstandete Problem geltend, dass der Leser, um bei Stern ein Gesamtbild gewinnen zu können, auf vorhergehende Bände zurückgreifen muss. Stern hatte nämlich bereits im dritten Band die Beziehungen Kurhessens zu Preußen und Österreich aufgegriffen

---

<sup>1007</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Vierter Teil. Bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. 126ff.

<sup>1008</sup> Vgl. Meyers Lexikonverlag: *Deutscher Zollverein*, [http://lexikon.meyers.de/index.php?title=Deutscher\\_Zollverein&oldid=170214](http://lexikon.meyers.de/index.php?title=Deutscher_Zollverein&oldid=170214), 16.3.2008, vgl. auch <http://hgisg.geoinform.fh-mainz.de/multi3/startTempl.php?gliederung=37&gebiet=56&txtArea=Thema>, 17.3.2008.

<sup>1009</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Vierter Teil. Bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. 353.

und dort die feindliche Haltung des Fürstentums gegenüber Preußen in zollpolitischen Fragen dargelegt. „Fortan waren“, so schreibt Stern, „in Kassel österreichische Ratschläge beinahe so gern gehört wie preußische unwillkommen, und der Kurfürst hoffte, durch seine Fügsamkeit gegen die Hofburg seiner Maitresse auch noch die Erhebung in den Fürstenstand sichern zu können“.<sup>1010</sup> Das angespannte Verhältnis zwischen Kurhessen und Preußen und den österreichischen Einfluss in Kassel spricht Stern also auch an, allerdings ohne die wirtschaftlichen Probleme Kurhessens auf diese Konstellation zurückzuführen. Die Entstehung des Deutschen Zollvereins bespricht er ausführlich im vierten Band, nicht ohne den Beiträgen der Kleinstaaten gerecht zu werden, die Preußen Zugeständnisse und Entgegenkommen abverlangten.<sup>1011</sup>

Treitschke lässt in seiner Darstellung den österreichischen Gesandten, der mit der Gräfin unter einer Decke zu stecken scheint, als die personifizierte Bosheit auftreten. Der Leser sieht ihn gleichsam gehässig und hämisch grinsend die Hände reiben, während er sich an dem Unglück der Hessen weidet, in das er sie mit seinen Ratschlägen zur kurhessischen Handelspolitik selber gestürzt hatte. Weiter unten im Text wird diese Politik als „töricht“ identifiziert und als „Kind der Finsternis“, mithin als Auswuchs der Hölle entlarvt. Die Gestalt des österreichischen Gesandten und mit ihm die Politik der Habsburger, die Treitschke auch schon für „die Willkür des Kleinfürstentums [in Braunschweig]“ verantwortlich gemacht hatte, erhalten damit diabolische Ausmaße. Als Heilsgestalt tritt gleichzeitig der preußische Gesandte in Erscheinung, dem das Volk als „Freund und Beschützer der geliebten Kurfürstin“, einer betrogenen und unbescholtenen Preußin, zujubelt. Die einfachen Leute scheinen erkannt zu haben, worin die Rettung besteht: Sie „wollen preußisch werden“. Der „Kern der Ideen, welchen Treitschkes Geschichtsschreibung dienen soll“, nämlich das „preußische Königtum [...] als das einzige und unfehlbare Heil des deutschen Volkes“<sup>1012</sup>, tritt an dieser Stelle zusammen mit seiner ablehnenden Haltung Österreich gegenüber fühlbar zutage. Deutlich wird auch, wie er die Staaten und ihre Politik personifiziert und mit den Eigenschaften dieser Personen beschreibt und wertet. Dieses Verfahren findet man bei Stern nicht.

---

<sup>1010</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Dritter Band (Erste Abteilung. Dritter Band)*, Stuttgart und Berlin 1919, S. 246.

<sup>1011</sup> Vgl. Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Fünfter Band (Zweite Abteilung. Zweiter Band)*, Stuttgart und Berlin 1924, S. 82ff.

<sup>1012</sup> Ludwig Bamberger: *Heinrich von Treitschke*, in: Ders.: *Charakteristiken*, Berlin 1894, S. 171-211, hier S. 178f.

Der Kurfürst wird bei Treitschke eindeutig als schwächerer Mann geschildert. Er ist nicht nur habgierig, er ist auch feige, krank und schwach. Zwar verschont ihn Treitschke vor der körperlichen Züchtigung seitens seiner Mätresse, die Stern ihm jedenfalls gerüchtweise nicht ersparte, und bereitet ihm nur einen üblen Empfang. Als schwacher Pantoffelheld erscheint er allemal. Er ist mächtig genug, Land und Leute auszuplündern, die Politik seines Landes unterliegt jedoch dem österreichischen Gesandten und der Gräfin Reichenbach. Seine Mission in Wien scheiterte in jeder Beziehung. Sie bestand im Gegensatz zu Sterns Version nicht allein in der Beschaffung eines fürstlichen Titels für seine Geliebte, sondern auch in der Sondierung der Bedingungen für eine Doppelhe. Damit wird der Kurfürst nicht nur die „neue Bürgerlichkeit des Empfindens“<sup>1013</sup> seiner Zeitgenossen beleidigt haben, seine Bemühungen wurden sicherlich auch von Treitschkes Leserschaft im präden Wilhelminischen Deutschland als sittlich bedenklich und außerhalb der bürgerlichen Moral stehend aufgefasst. Dass der Kurfürst auch wegen der Erkundung der Möglichkeiten für eine Doppelhe nach Wien reiste, spricht Treitschke allerdings nicht direkt aus. Seine Beweisführung ist indirekt. Er referiert die Befürchtungen der Hessen und suggeriert die Richtigkeit ihrer Annahmen, indem er den Fürsten die Akten der Doppelhe Philipp I. von Hessen (1504-1567), eines seiner Vorgänger, holen lässt und Metternichs Abwesenheit aus Wien mit der Zumutung einer solchen Anfrage begründet.

Die Schwäche des Kurfürsten wird noch mehrmals angedeutet: Wut und Hitze reichten aus, um den Kurfürsten mit „schwere[r] Krankheit“ aufs Krankenbett zu werfen. Bei Stern „empfang“ er die Vertreter des Stadtrates als aktives Subjekt, bei Treitschke suchten ihn die Stadträte auf, um sich zu vergewissern, dass er überhaupt noch lebte. Er, der eben noch eine Doppelhe durchsetzen wollte, traut sich nun nicht, seine Geliebte in sein eigenes Land zu führen und kommt „abgespannt“ in seiner Residenzstadt an. Er beugte sich nicht nur „knirschend“ den vorgebrachten Forderungen wie bei Stern, er zitterte vor Angst angesichts der Drohungen seiner Untertanen, die er nur im Stillen als „Bürgerrebell“ zu verwünschen wagte. Und solche Fürsten, so möchte man ausrufen, regieren die deutschen Staaten! So schwach wie diese Fürsten sind, so schwach sind ihre Länder, und so desolat der Zustand der Fürsten ist, so desolat

---

<sup>1013</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 367.

sind die Verhältnisse in diesen willkürlich regierten, zerrütteten Kleinstaaten. Diesen Zusammenhang scheint Treitschke seinem Leser vermitteln zu wollen.

Die Stimmung im Lande beschreibt er eindrucksvoll mit der Wiedergabe einiger Zeilen eines zeitgenössischen Gassenhauers, der ihm gleichzeitig die Gelegenheit bietet, „das dämonische Weib“ mit kräftigen Schimpfwörtern, „Bestie“ und „Hure“, zu belegen, die er als Autor dadurch nicht selbst in den Mund nehmen muss. Als Tag der Heimkehr des Kurfürsten geben die beiden Historiker den 13. (Stern) bzw. den 12. September (Treitschke) an. Diese für die Sache an sich ganz unwesentliche Unübereinstimmung wird hier als nebensächlich übergangen. Der bei Stern nur „freimütige“ Bürgermeister ist bei Treitschke ein urwüchsiger und dabei gutmütiger Hesse, der in beiden Darstellungen die feudale Ordnung mit dem Bild des landesherrlichen Vaters und seiner Not leidenden Kinder akzeptiert. Die Szene vor dem Schloss, die Stern trocken wiedergibt, gestaltet Treitschke dramatischer. Da sind drohende Gesichter vor den Fenstern, und mit der Erwähnung des schwarzen Tuches und der Anspielung auf Masaniello (Tommaso Aniello (1620?-1647)), der 1647 eine durch drückende Steuerlasten hervorgerufene Revolte gegen die spanische Herrschaft in Neapel angeführt hatte<sup>1014</sup>, wird deutlich, dass dieser große Tag der hessischen Geschichte auch anders als mit fröhlichen Feierlichkeiten hätte ausgehen können. Übrigens versieht Treitschke diesen Tag mit Anführungszeichen, ohne dass ersichtlich wird, ob damit ironisiert oder ein Zitat gekennzeichnet wird. Ersteres erscheint nicht unwahrscheinlich.

Zu einem Sturm auf das kurfürstliche Schloss kam es also nicht, doch die Unruhen nahmen wieder zu, als sich die Einberufung eines konstituierenden Landtages hinauszögerte. Sie führten in Oberhessen zu einem regelrechten Bauernkrieg, bei dem „es zur Zerstörung von Forsthäusern und Zollämtern und zur Vertreibung von mißliebigen Beamten [kam]. Der Kurfürst stellte daraufhin am Bundestag den Antrag auf militärische Intervention.“<sup>1015</sup> Mit der Zusammenkunft des Landtages beruhigte sich die Situation wieder.

Stern:

---

<sup>1014</sup> Vgl. The Columbia Encyclopedia, 2007, <http://www.encyclopedia.com/doc/1E1-Masaniello.html>, 16.3.2008 („[...] he led a revolt of the lower classes, burdened by high taxes, against the Spanish rulers of Naples.“).

<sup>1015</sup> Heinrich Lutz: *Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815-1866*, Berlin 1998, S. 173.

*Bis zu ihrem Zusammentritt warf der Geist der Unruhe, der über das sonst so ernste Völkchen gekommen war, noch manche Welle auf. In Hanau führte der lange verhaltene Groll wegen der Zollschranken zur Zerstörung des Mauthauses. Erst die Ankunft des Kurprinzen, der vorläufige Einstellung der Zollabgaben zusagte, hemmte weitere Ausschreitungen. In standesherrlichen Gebieten, wie im Isenburgischen, wo der Druck doppelter Steuern am schwersten auf den Bauern lastete, wurden Amtshäuser verwüstet und Auflagenregister verbrannt. Ähnliche Szenen ereigneten sich im Darmstädtischen. Der Bundesrat geriet in Schrecken und verfügte die Bildung eines aus verschiedenen Kontingenten gemischten Truppenkorps. Auch in Kassel dauerte die Gärung fort. Obwohl der Kurfürst sich überwunden hatte, die Bewaffnung einer Bürgergarde zu gestatten, blieb ein wohlherklärlicher Argwohn gegen seine Endabsichten bestehen. Das bloße Gerücht der Wiederkehr seiner fluchbeladenen Maitresse genügte, um hunderte, die sich ihr in den Weg werfen wollten, auf die Beine zu bringen.*

*Mit der Eröffnung des Landtages, der seit 1816 nicht versammelt gewesen war, gelangte man in ein ruhigeres Fahrwasser. [...] Zunächst jedoch wurde der Stein des ehemaligen Anstoßes, die Verquickung des fürstlichen Hausgutes und des Staatsvermögens, dank dem Entgegenkommen von beiden Seiten behoben. Immerhin schnitt der Kurfürst sehr gut dabei ab. Er erhielt außer dem der Dynastie zugesicherten bedeutenden Hausschatz eine jährliche Civilliste von 392000 Thalern.<sup>1016</sup>*

Sterns Beschreibung dieser Phase, die mit der Eröffnung des Landtages endet, ist sachlich und neutral. Die Unruhen und damit einhergehenden Zerstörungen werden mit dem „lange verhaltene[n] Groll“ und im Isenburg’schen mit der drückenden Last „doppelter Steuern“ erklärt. Zur Bewaffnung der Bürger hatte der Kurfürst sich überwinden lassen, den Grund für den „wohlerklärliche[n] Argwohn“ der Bevölkerung gegenüber dem Regenten gibt Stern nicht an. Die Lösung der finanziellen Fragen zwischen Staats- und Fürstenkasse referiert er nüchtern, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass der Kurfürst über das Resultat nicht zu klagen hatte. Während man die

---

<sup>1016</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Vierter Band (Zweite Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1921, S. 273f.

Bezeichnung für die Hessen als „das sonst so ernste Völkchen“ als freundlich und sympathisierend auffassen kann, ist der Ausdruck der „fluchbeladenen Maitresse“ für diesen Autor eine sehr starke Formulierung, die wohl darauf schließen lässt, dass auch Stern der Geliebten des Kurfürsten nicht wenig Schuld an den Zuständen des kleinen Fürstentums zuschreibt. Das tut auch Treitschke. Er lässt darüber hinaus den Argwohn der kurfürstlichen Untertanen nicht nur dem Kurfürsten und seiner „tödlich verhassten“ Mätresse, sondern auch dem österreichischen Gesandten gelten. In seiner Beschreibung ist das Volk ebenfalls dazu bereit, die Rückkehr der Gräfin Reichenbach mit allen Mitteln zu verhindern:

Treitschke:

*Schnell genug verflog der Rausch der Freude. Die Kasseler fuhren fort, dem Verbote zum Trotz, ihre Bürgerversammlungen abzuhalten und offenbarten hier sehr laut ihr Mißtrauen gegen den Kurfürsten, gegen den österreichischen Gesandten, gegen die Minister, die allesamt nur für die Geschöpfe der Reichenbach galten. Die Rückkehr dieser tödlich verhassten Frau wollte man nimmermehr dulden; auf das Gerücht von ihrem Nahen strömte eines Tages das Volk in Scharen auf die Arolsener Landstraße hinaus um den Weg zu sperren, ihr Bruder Heyer mußte schleunigst aus seinem Amte entlassen werden. Welch einen kläglichen Anblick bot der Kurfürst in seiner stumpfen Verzweiflung; er verging sich vor Sehnsucht der Geliebten und rief jammernd: jetzt weiß ich erst was ein Aufstand ist! Die militärischen Schnurrbärte der Kasseler Bürgergarde verletzten sein heiligstes Gefühl; nun musste er diesen Unholden aus seinem Zeughaus Waffen geben [...]. Bald stolzierten in jedem hessischen Städtchen bewaffnete Bürger umher, alle nach Pariser Muster gekleidet [...].*

*Indes bekundete sich das Selbstgefühl der Bürgergarde unzweideutiger als ihre Waffentüchtigkeit; es war der Fluch des alten Stellvertretungssystems, daß die Kriegsspieler sich für besser hielten als die wirklichen Krieger. Sie verlangten bei Paraden stets den Vortritt und gerieten mit den Truppen oft in Händel. Als die beliebte Sängerin Frau Roller-Schweizer sich einige mehr ehrliche als schmeichelhafte Bemerkungen über die Leistungen der Bürgerwehr erlaubt hatte, wurde sie ohne Gnade von der Bühne entfernt, obgleich sie von den Brettern herunter vor „Kassels hochachtbaren Bürgern“ Abbitte leistete.*



*Trotz dieser Unzahl von Sicherheitswächtern kam das Land nicht zur Ruhe, weil die Regierung Kopf und Herz verloren hatte. Das Landvolk währte, mit der verheißenen neuen Freiheit sei auch die Entlastung des Bodens vollendet; tobende Banden stürmten die Schlösser der Grundherren und verbrannten, meist ohne zu plündern, die Zehnten- und Giltenregister. Am lautesten lärmten diese „Papierstürmer“ in dem armen Isenburgischen Ländchen auf der Rhön, das seine doppelten Steuern, für den Kurfürsten und den Standesherrn, kaum noch erschwingen konnte. Die geängsteten Fürsten des Hauses Isenburg drohten schon sich unter preußische Landeshoheit zu stellen, damit sie doch Schutz für ihre Habe fänden. In Hanau wurde das Mauthaus von einem Volkshaufen zerstört; alle Papiere und selbst die Kasse flogen ins Feuer, denn mit Mautgeldern wollte sich niemand die Hände beflecken. Ein Demagog, der sich General Paulsen nannte, erließ aus seinem „Hauptquartier Neu-Brüssel“ jakobinische Tagesbefehle. Um Frieden zu stiften eilte der Kurprinz selbst herbei, und der furchtsame junge Herr ließ sich durch die zuversichtlichen Reden dieser harmlosen Revolutionäre dermaßen einschüchtern, daß er ihnen bis auf weiteres Zollfreiheit versprach. [...]*

*Es ward hohe Zeit, daß ein von allen Teilen anerkannter Rechtszustand diese gemüthliche Anarchie verdrängte. [...]*

*Auf preußische Ratschläge hörte der Kurfürst niemals; nur die Angst vor den beständig wiederholten lärmenden Kundgebungen der Kasseler bewog ihn sein Wort zu halten. Am 16. Oktober traten die althessischen Stände zusammen [...]. Klug und rücksichtsvoll beseitigten sie zunächst das Hemmnis, an dem bisher jede Verständigung gescheitert war, den alten Streit um das fürstliche Hausgut. Der Kurfürst ließ ihnen eine Übersicht über den Bestand des Landesvermögens vorlegen, deren Ziffern sehr weit [...] hinter der allgemeinen Erwartung zurückblieben. Der ständische Ausschuß schmähete jedoch im einzelnen zu untersuchen, was wohl in den Taschen der Reichenbach und Amschel Rothschilds verschwunden sein mochte und willigte in die Teilung der also angegebenen Kapitalien. [...] Außerdem erhielt der Kurfürst für seinen Hofhalt 392 000 Tlr. jährlich aus den Einkünften der vom Staate verwalteten Domänen, und da er endlich noch ein großes Schatullvermögen besaß, dessen Höhe nur ihm selber und dem getreuen Hause Rothschild bekannt war, so blieb er nach wie vor einer der reichsten deutschen Fürsten. [...]*

*[...] Sobald man sich über den Grundsatz der Teilung des Landesvermögens geeinigt hatte, beantragte der kurfürstliche Unterhändler Regierungsrat Eggena, ein gewandter, weltkluger Jurist, die Stände sollten dem Landesvater ihren Dank aussprechen. Auch dazu ließ sich der Landtag herbei; die bäuerlichen Abgeordneten sagten treuherzig: die Kapitalien sind zwar hessisches Blutgeld und gehören eigentlich allesamt dem Lande, aber wir müssen dem Kurfürsten auch eine Liebe erweisen. Wilhelm empfing die Abgesandten auf Wilhelmshöhe, krank, zerknirscht, unter strömenden Tränen. Die getreuen Stände weinten mit ihm und tranken nachher drunten im Gasthofe auf das Wohl ihres gnädigen Herrn.\*\*) Allein nachdem sie großmütig den besten Teil seiner Herzenswünsche erfüllt, meinten sie sich um so mehr berechtigt, in der eigentlichen Verfassungssache, die dem Kurfürsten weniger bekümmerte, ihrem eigenen Kopfe zu folgen.*

*\*\*.) Hänleins Bericht, 23. Nov. 1830<sup>1017</sup>*

Das Motiv des schwachen Kurfürsten wird in diesen Abschnitten weiter vertieft. Der Kurfürst bietet einen „kläglichen Anblick [...] in seiner stumpfen Verzweiflung“, er vergeht jammernd vor Sehnsucht nach der Geliebten, er lässt sich unter Verletzung seiner heiligsten Gefühle zur Bewaffnung der Bürger zwingen und nur aus „Angst“ hält er sein Wort, die verfassungsgebende Versammlung abzuhalten. Und er weint. Doch Treitschke deutet die Schwäche nicht nur beim Fürsten an, die gesamte Dynastie scheint davon betroffen zu sein, denn auch der Kurprinz erweist sich als „furchtsame[r] junge[r] Herr“, der sich von den „zuversichtlichen Reden dieser harmlosen Revolutionäre“ einschüchtern lässt. In Sterns neutraler Darstellung „hemmte“ der Kurprinz lediglich „weitere Ausschreitungen“.

Wirft „der Geist der Unruhe“ bei Stern „noch manche Welle auf“, herrscht bei Treitschke wildes Chaos, in dem „tobende Banden“ die Schlösser verwüsten. Mit den „jakobinischen Tagesbefehlen“ wird die Gefahr einer ungleich größeren Revolution heraufbeschworen.<sup>1018</sup> Die Zerstörungen und Verwüstungen sind so groß, dass sich nun, wie weiter oben schon das Volk, auch der verängstigte Adel, jedenfalls der

---

<sup>1017</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Viertes Teil. Bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. 128ff.

<sup>1018</sup> Auch an einer späteren Stelle weckt Treitschke die Erinnerung an die Französische Revolution, indem er schreibt, die Hessen seien in „aller Gemütlichkeit [...] schon nahe daran“ gewesen, „den Versailler Zug der Pariser vom Oktober 1789 zu wiederholen“ (ebd., S. 139).

Isenburg'sche, nach Preußen zu wenden droht: Denn dort bot der preußische Adler „Schutz für ihre Habe“.

Aufschlussreich sind auch die Gründe, die Treitschke für die Unruhen anführt: Die kurhessische „Regierung [hatte] Kopf und Herz verloren“, womit er wohl die Handlungsunfähigkeit der Regierung umschreibt. Als zweiten Grund, den der preußische Historiker aber nicht weiter ausführt, erfährt der Leser, dass „der Kurfürst niemals [a]uf preußische Ratschläge [hörte]“. Die Abneigung Treitschkes gegen die deutschen Kleinstaaten, die seiner Auffassung nach der Entstehung eines starken deutschen Nationalstaates entweder aufgrund „sittlich verwerflicher Gesinnung“ oder „Torheit“<sup>1019</sup> im Wege standen, kann mit der zitierten Stelle gleichfalls belegt werden.

Interessant und bemerkenswert für Treitschkes Einstellung dem Volk gegenüber ist auch seine Beschreibung der revolutionierenden Bürger. Schon in dem weiter oben zitierten Abschnitt spricht er in Verbindung mit dem Küfer Herbold, den er unter seinem Spitznamen Masaniello noch mehrmals im Text herumgeistern lässt, spöttisch und herablassend von „diesen deutschen Bürgerhelden“, die „sich nur im Schmucke ausländischer Federn stolz und herrlich [fühlten]“. Dieser stichelnde Ton herrscht bei der Beschreibung der hessischen Milizen ebenfalls vor. Dort begegnet man den „militärische[n] Schnurrbärte[n] der Kasseler Bürgergarde“, deren Besitzer, alles „Unholde[]“, „alle nach dem Pariser Muster gekleidet“ bald in „jedem hessischen Städtchen umher[stolzierten].“ Im Kasseler Theater verteidigten diese „Kriegsspieler“, die sich bei allen Gelegenheiten vordrängelten, resolut ihre Ehre im Handgemenge mit einer Sängerin – eine eher lächerliche Episode, die wie die Beschreibung der Garde durchaus amüsante Lektüre ist, aber nicht darüber hinweg täuschen sollte, dass Treitschke die Bürger als eitle Gecken vorführt, die zu nichts Nutzen waren, denn im Land kehrte weder Ruhe noch Ordnung ein. Ganz ernst scheint Treitschke den Volksaufbruch und diese, in eigenartigem Widerspruch zu den „tobende[n] Banden“ stehende „gemütliche Anarchie“ der „harmlosen Revolutionäre“ nicht zu nehmen. Auch der Bericht über die treuherzigen „bäuerlichen Abgeordneten“, die dem habgierigen Kurfürsten leichtsinnig Geld in den Rachen werfen, mit ihm weinen und anschließend im Gasthof lustig auf das Wohl ihres Herrn zechen, ist stark ironisch und zeigt ebenfalls deutlich, wie wenig Treitschke von den Vertretern der unteren Volksschichten hält.

---

<sup>1019</sup> Moriz Ritter: *Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft an den führenden Werken betrachtet*, München, Berlin 1919, S. 423.

Gleichzeitig rückt er den Plan für eine neue Verfassung, den die fröhlichen Zecher nun nach „ihrem eigenen Kopfe“, ihrem bäuerlichen Dickschädel also, verfolgen wollen, in die Nähe einer reinen Schnapsidee. Derartig geladene Beschreibungen gehören genau so wenig zu Sterns Repertoire, wie spöttisch herablassende Charakterisierungen.

Treitschke bedient mit dem Bild vom reichen Juden, der sich wie die Mätresse unverschämt und ungestraft bereichert und dabei sowohl den Fürsten als auch das Volk übers Ohr haut, ein weit verbreitetes, bis ins Mittelalter zurückreichendes antisemitisches Klischee vom raffgierigen und prinzipienlosen Juden. Dieses Bild hatte in der populären Literatur des 19. Jahrhunderts schon längst einen festen Platz gefunden<sup>1020</sup>, so dass Treitschke es gar nicht weiter erklären musste. Die „Affinität „des Juden“ zum Geld“ war in der Wilhelminischen Gesellschaft Deutschlands eine gängige „Chiffre der Verständigung“, die von den modernen Antisemiten vom Schlag eines Wilhelm Marr (1819-1904) zu einer Verschwörungstheorie mit angeblichen Verbindungslinien zwischen Judentum, Kapitalismus und Kommunismus weiter ausgebaut worden war.<sup>1021</sup> Treitschke gab vor, den biologisch-rassistischen Tendenzen und den vulgären Seiten des modernen Antisemitismus eher ablehnend gegenüberzustehen.<sup>1022</sup> Dennoch hatte er ihm immer wieder Argumente geliefert, indem er die „unterschiedlichen Stränge einer antisemitischen Argumentation zusammengefaßt“<sup>1023</sup> und die „*cloaca maxima* der niedrigsten Leidenschaften“<sup>1024</sup> im Bürgertum mit seinen Artikeln in den *Preußischen Jahrbüchern* „breitenwirksam vergrößernd [...] schmackhaft gemacht“ hatte.<sup>1025</sup> Die antisemitische Hetze entschuldigte und legitimierte er als „doch nur [...] eine brutale und gehässige, aber natürliche Reaction des germanischen Volksgefühls gegen ein fremdes Element, das in unserem Leben einen allzu breiten Raum eingenommen hat.“<sup>1026</sup> Die Erwähnung des

---

<sup>1020</sup> Vgl. Gordon A. Craig: *Deutsche Geschichte 1866-1945*, München 1999, S. 105.

<sup>1021</sup> Wolfgang Benz: *Bilder vom Juden. Studien zum alltäglichen Antisemitismus*, München 2001, S. 18f.

<sup>1022</sup> Vgl. Arno Herzig: *Zur Problematik deutsch-jüdischer Geschichtsschreibung*, in: *Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte*, München 1990, S. 209-234, hier S. 215. Vgl. auch Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 304, 319.

<sup>1023</sup> Notker Hammerstein: *Universitäten in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Antisemitismus*, in: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologen in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 25-34, hier S. 28 (= *Marbacher Wissenschaftsgeschichte*, Band 3).

<sup>1024</sup> Ludwig Bamberger zitiert nach Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 317.

<sup>1025</sup> Notker Hammerstein: *Universitäten in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Antisemitismus*, in: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologen in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 25-34, hier S. 28 (= *Marbacher Wissenschaftsgeschichte*, Band 3).

<sup>1026</sup> Heinrich von Treitschke: *Unsere Aussichten*, in: *Preußische Jahrbücher*, XLIV, 1879, S. 559-576, hier S. 575.

Frankfurter Bankiers Amschel Mayer Rothschild (1773-1855), dessen Haus seit 1783 die Bankgeschäfte der hessischen Fürsten wahrgenommen hatte<sup>1027</sup>, reichte aus, um die entsprechenden Konnotationen anklingen zu lassen: Der Name Rothschild war „Inbegriff eines neuen Kapitalismus“<sup>1028</sup>. Dazu hatte Treitschke selbst beigetragen. In seiner Schrift *Der Socialismus und seine Gönner* zählt er zu den „schimpflich erworbene[n] Vermögen“ das des Hauses Rothschild, dessen Geschichte, so Treitschke, niemand lesen könne, „ohne eine lebhaftere Anwendung communistischer Gelüste zu verspüren.“<sup>1029</sup> In seiner verzerrenden Darstellungsweise übersieht er, dass die alten Hoffaktoren keineswegs „die Haupturheber des fürstlich-absolutistischen Wirtschaftssystems“ gewesen waren, und dass auch „Preußens Aufstieg nicht unerheblich“ von tüchtigen und leistungsfähigen jüdischen Bankiers getragen worden war<sup>1030</sup>:

*Wie dieser alte Amschel das mit dem Blute der verkauften Landeskinder erworbene Vermögen des hessischen Kurfürsten aufbewahrte, wie dann die für die Befestigung des deutschen Oberrheins bestimmten Millionen jahrzehntelang der Bereicherung dieser Firma dienten, wie die zweideutigen Finanzoperationen Oesterreichs und anderer bankrotter Staaten ihr immer neue ungeheure Verdienste brachten – – genug, die Weltgeschichte hat schönere Blätter.*<sup>1031</sup>

Die Andeutung, Rothschild habe unrechtmäßig mehr als das ihm zustehende Salär in seinen Taschen verschwinden lassen, ist jedenfalls nicht dokumentiert und lässt sich wohl auch nicht dokumentieren. Sie ist mithin eine Verleumdung, die als Beleg für den antisemitischen Einschlag in Treitschkes Geschichtsschreibung dienen kann. Mit dieser Stelle kann auch illustriert werden, dass verzeichnete Ereignisse oder Personen „erst dadurch eine historische Bedeutung erhalten, daß sie zu anderen Ereignissen [oder

---

<sup>1027</sup> Vgl. [http://classic.unister.de/Unister/Uniguide/staedte/jkl-staedte/kassel/stadt/stadtgeschichte.php?stadt\\_id=99](http://classic.unister.de/Unister/Uniguide/staedte/jkl-staedte/kassel/stadt/stadtgeschichte.php?stadt_id=99), 20.3.2008.

<sup>1028</sup> Michael A. Meyer: *Deutsch werden, jüdisch bleiben*, in: Michael Brenner, Stefi Jersch-Wenzel, Michael A. Meyer (Hrsg.): *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Band II. Emanzipation und Akkulturation 1780-1871, S. 208-259, hier S. 235.

<sup>1029</sup> Heinrich von Treitschke: *Der Socialismus und seine Gönner*, in: *Preußische Jahrbücher*, XXXIV, 1874, S. 67-110 (I.), 248-301 (II.), hier S. 270.

<sup>1030</sup> Mordechai Breuer: *Frühe Neuzeit und Beginn der Moderne*, in: Mordechai Breuer, Michael Graetz (Hrsg.): *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Band I. Tradition und Aufklärung 1600-1780, München 1996, S. 85-247, hier S. 124.

<sup>1031</sup> Heinrich von Treitschke: *Der Socialismus und seine Gönner*, in: *Preußische Jahrbücher*, XXXIV, 1874, S. 67-110 (I.), 248-301 (II.), hier S. 271.

Personen (NSch)] in Beziehung gesetzt werden.“<sup>1032</sup> Dieses Miteinander-in-Bezugsetzen, selbst wenn es wie hier nur andeutungsweise geschieht, macht den Kern und die Tendenz einer historischen Aussage aus. „Geschichtsschreibung [erklärt], indem sie erzählt“<sup>1033</sup>, doch hinter dem narrativen Nebeneinander kann eine kausale Verbindung versteckt werden.

Nebenbei bemerkt: Die jüdische Bevölkerung in Deutschland hatte, wie beispielsweise statistische Gutachten der westfälischen Bezirksregierungen zeigen, bis um etwa 1840 „überwiegend als eine arme und bedürftige Bevölkerungsgruppe“ zu gelten<sup>1034</sup>. Ihren Lebensunterhalt verdienten die meisten Juden sich mühsam, „indem sie als Hausierer und Kleinhändler über Land zogen“<sup>1035</sup>.

Als nächstes soll die Charakterisierung der zentralen Person des kurhessischen Verfassungsprozesses, des Marburger Professors Sylvester Jordan, betrachtet werden. Jordan, ein gebürtiger Tiroler, hatte in Landshut und Wien studiert und war 1815 zum Dr. phil., 1817 zum Dr. jur. promoviert worden. 1820 hatte er sich für Rechtswissenschaften in Heidelberg habilitiert und war seit 1822 ordentlicher Professor in Marburg.<sup>1036</sup> Zuerst die Darstellung aus der Feder Sterns:

Stern:

*Allein im Verfassungsausschuß trug die Meinung den Sieg davon, man müsse ein ganz neues Werk schaffen, um in Kurhessen das reine konstitutionelle System einzuführen. Es war vor allem der Marburger Professor Sylvester Jordan, der diesen Satz verfocht und der dem neuen Entwurf den Stempel seines Geistes aufdrückte. Von Geburt ein Tiroler, durch die Lehrzeit einer harten Jugend innerlich gefestigt, hatte er in Baiern und Baden die Anfänge des konstitutionellen Lebens mit warmer Teilnahme verfolgt und sich tief mit Rottecks vernunftrechtlichen Lehren durchdrungen. Ihrer Ausbreitung war,*

---

<sup>1032</sup> Philipp Müller: *Erkenntnis und Erzählung. Ästhetische Geschichtsdeutung in der Historiographie von Ranke, Burckhardt und Taine*, Köln, Weimar, Wien 2008, S. 18 (= Beiträge zur Geschichtskultur, Band 33).

<sup>1033</sup> Ebd., S. 35.

<sup>1034</sup> Rainer Erb: „Jüdische Güterschlächtere“ im Vormärz. *Vom Nutzen des Stereotyps für wirtschaftliche Machtstrukturen, dargestellt an einem westfälischen Gesetz von 1836*, in: *International Review of Social History*, Vol. XXX, 1985, Part 3, S. 312-341, hier S. 320f.

<sup>1035</sup> Steven M. Lowenstein: *Anfänge der Integration 1780-1871*, in: Marion Kaplan (Hrsg.): *Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945*, München 2003, S. 126-187, hier 187.

<sup>1036</sup> Vgl. Reinhard Blänkner: *Jordan, (Franz) Sylvester*, in: *Deutsche Biographische Enzyklopädie & Deutscher Biographischer Index, CD-ROM-Edition*, K. G. Saur, 2001.

*nachdem er in Marburg heimisch geworden, seine akademische Thätigkeit vornehmlich gewidmet. Ihre Nutzanwendung in der hessischen Verfassungsurkunde glaubte der begeisterte Freiheitsfreund als vorbildlich für ganz Deutschland betrachten zu dürfen. Allerdings konnte Jordan nicht alles erreichen, was zur strengsten Durchführung seiner Grundsätze nötig gewesen wäre. Aber er getröstete sich der Hoffnung, die Zeit werde allmählich die noch vorhandenen Mängel tilgen.*<sup>1037</sup>

Die Beschreibung Jordans, der die kurhessische Verfassung federführend „wesentlich mitgeprägt“<sup>1038</sup> und später im Frankfurter Vorparlament gesessen hat, erledigt Stern kurz und bündig. Er bringt einen knappen Lebenslauf und weist ihn als „begeisterte[n] Freiheitsfreund“, mithin als Liberalen aus, der als Anhänger des badischen Staatswissenschaftlers und Publizisten Karl von Rotteck (1775-1840) den Grundgedanken des „aufgeklärt-liberalen Konstitutionalismus“ und damit „Grundrechte, Rechtsstaatlichkeit, Gewaltenteilung und politische Repräsentation“<sup>1039</sup> verfocht.

Ganz anders Treitschke. Er führt den Marburger Professor als „fröhliche[n] katholische[n] Tiroler“ und als Opponenten des Regierungsrates Eggena ein, den er gerade als „gewandte[n], weltkluge[n] Juriste[n]“ vorgestellt hatte. Die österreichisch-katholische Abstammung Jordans wird dabei ausdrücklich unterstrichen:

Treitschke:

*Eggena legte ihnen einen Entwurf vor, der im Grunde nur einige Verbesserungen der alten ständischen Verfassung enthielt. Dawider erhob sich im Verfassungsausschusse sofort der Vertreter der Universität Marburg, Professor Sylvester Jordan, ein fröhlicher katholischer Tiroler, der schon in jungen Jahren daheim gegen die Herrschsucht der Klerisei gekämpft, dann in München den Verhandlungen des ersten deutschen konstitutionellen Landtags als eifriger Zuhörer beigewohnt und endlich in Heidelberg sich die Heilslehren*

---

<sup>1037</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Vierter Band (Zweite Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1921, S. 274.

<sup>1038</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 367.

<sup>1039</sup> Reinhard Blänkner: *Jordan, (Franz) Sylvester*, in: *Deutsche Biographische Enzyklopädie & Deutscher Biographischer Index, CD-ROM-Edition*, K. G. Saur, 2001.

des Rotteck-Welckerschen „allgemeinen Staatsrechts“ bis auf den letzten Buchstaben angeeignet hatte. Den Brüdern Grimm erschien der ehrliche Doktrinär als „ein aufgeschwemmter Liberaler, der die Formen hitzig verfiucht, für die Sache nicht einmal mäßige Wärme besitzt“. Unter allen den Wortführern des norddeutschen Liberalismus stand er der Weltanschauung Rottecks am nächsten; und nur der wohlberechtigte Groll über die Untaten des Kurhauses erklärt das Rätsel, daß die gemütliche Flachheit dieser josephinischen Aufklärung hier im protestantischen Kurhessen Anklang finden konnte. Jordan trat in den Ausschuß mit dem Bewußsein eines großen historischen Berufs: „Kurhessens Beispiel ist für den Sieg des konstitutionellen Systems in Deutschland völlig entscheidend“ – und warf sofort die Frage auf: „Wie muß eine Verfassung überhaupt beschaffen sein, um den durch Vernunft und Geschichte gleichmäßig begründeten Anforderungen der Zeit zu entsprechen?“ In einem regelrechten Kathedervortrage zählte er sodann, mit 1 und 2, mit a und b, alle die notwendigen „Garantien des verfassungsmäßigen Volkslebens“ her. Da prangten wie die aufgespießten Käfer einer Insektensammlung nebeneinander: zuerst die Volkserziehung, die sittliche und die politische – denn die „wahre Volksaufklärung gilt mit Recht ebenso für eine Hauptstütze des monarchischen Freistaates, wie die Unwissenheit und Stupidität des Volks für eine Grundlage der Despotie“ – sodann „die Sprech- und Pressfreiheit, d.i. die Publizität“, ferner eine unabhängige Gemeindeverfassung und eine kräftige Volksvertretung, endlich die „Nationalbewaffnung der Landwehr“ – denn „der Geist einer Soldateska ist schon an sich von dem Geist des Volkes völlig verschieden“ und muß, wenn das stehende Heer nicht aufgehoben werden kann, mindestens durch kurze Dienstzeit und häufige Beurlaubungen gemildert werden. Nach diesen Grundsätzen wollte Jordan die Vorschläge der Regierung beurteilt sehen: „richtige Prinzipien sind auch hier wie überall die Hauptsache.“

Der wunderliche Vortrag machte auf die Hörer tiefen Eindruck; denn er verkündete mit ehrlicher Begeisterung, mit einer Zuversicht, als ob ein Zweifel gar nicht möglich sei, alle Glaubenssätze des vernunftrechtlichen Katechismus, welche den deutschen Liberalen heilig waren, und hinter den doktrinären Gemeinplätzen verbarg sich ein praktischer, nach den trüben Erfahrungen der kurhessischen Geschichte nur allzu berechtigter Gedanke: die Absicht



*beständiger Verteidigung gegen fürstliche Übergriffe. Jordan dachte seinen monarchischen Freistaat also einzurichten, daß die Regierung von den Vorschriften der Verfassung unmöglich abweichen könnte, und da die Landstände allesamt, trotz ihrer unerschütterlichen dynastischen Treue, den Argwohn gegen den Kurfürsten teilten, so wurde der Verfassungsentwurf völlig umgestaltet. Der Marburger Professor behauptete dabei die unbestrittene Leitung. In seinen Kollegienheften standen alle Paragraphen, welche ein Volk frei und glücklich machen können, längst säuberlich aufgezeichnet; für jeden Herzenswunsch der öffentlichen Meinung fand er sofort den vernunftrechtlichen Ausdruck, und diese Fertigkeit des hastigen Formulierens, die in unerfahren Parlamenten immer überschätzt wird, verschaffte ihm den Ruf staatsmännischer Weisheit. So gelangten die Verhandlungen rasch zum Ziele; man wusste was man wollte, und für unnütze Redekünste bot dieser Landtag, der noch geheim tagte, keinen Raum. Schon am 5. Januar 1831 ward die neue Verfassung vom Kurfürsten unterzeichnet – eines der denkwürdigsten deutschen Grundgesetze, bedeutsam nicht bloß durch seine stürmischen Schicksale, sondern durch seinen Inhalt; denn nirgends sonst zeigte sich so klar die nationale Eigenart eines älteren deutschen Repräsentativsystems, die seltsame Verquickung der noch immer fortwirkenden altständischen Reichsüberlieferungen mit der Doktrin des modernen Naturrechts. Mit erschöpfendem Fleiße trugen Jordan und seine Freunde aus den wohlgefüllten Zeughäusern der altständischen Verfassung und des neuen allgemeinen Staatsrechts alle die Netze herbei, welche den Fürsten wie Wild umstellen sollten, so daß er sich nicht mehr rühren konnte.*<sup>1040</sup>

Den Schwung der Treitschke'schen Darstellung wird man nicht in Abrede stellen können. Seine anschaulichen Bilder der „aufgespießten Käfer einer Insektensammlung“ und des „wie Wild“ umstellten Fürsten beleben den Text und geben ihm Farbe. Für solche Bilder, die im Falle der Treitschke'schen Jordan-Darstellung schon fast an Karikatur grenzen, fehlte es Stern nicht nur an Raum, er wird sie auch als zu tendenziös und schlagseitig zurückgewiesen haben werden. Wie Stern gesteht auch Treitschke dem Marburger Rechtswissenschaftler das Verdienst für die kurhessische Verfassung zu,

---

<sup>1040</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Vierter Teil. Bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. 131ff.

sein Ton in der Darstellung Jordans ist indessen spöttisch und leicht ironisch. Gegen Ende des zitierten Abschnittes gibt er sich versöhnlicher und anerkennender, indem er Jordans Bestreben nach Absicherung der Verfassung und seinen Fleiß unterstreicht. Dennoch wird man sich fragen dürfen, ob Treitschke den Marburger Professor überhaupt ernst nimmt. Auf der einen Seite ist er ein „ehrliche[r] Doktrinär“, er wird aber sofort mit dem Grimm-Zitat als lauer Liberaler abgetan, der „in einem regelrechten Kathedervortrage“ seine Zuhörer zwar tief beeindruckt, in seinem „wunderliche[n] Vortrag“ aber doch nur „doktrinäre[] Gemeinplätze[]“ an den Mann bringt, die überdies, wie das Bild der aufgespießten Käfer veranschaulicht, schon längst tot sind. Treitschke mahnt das Zerrbild vom eifrigen, ehrlich begeisterten aber doch so weltfremden Gelehrten an, dessen säuberliche Aufzeichnungen und „Fertigkeit des hastigen Formulierens“ ihm unverdient den „Ruf staatsmännischer Weisheit“ eingebracht haben. Auch im Zusammenhang mit den Schnurrbärten der Kasseler Garde fand Treitschke Gelegenheit, sich über Jordan lustig zu machen. Als der Kurprinz später den Zivilbeamten der Bürgerwehr befahl, die Schnauzbärte abzuschneiden, führt er den Marburger Professor als übereifrigen Doktrinär vor:

*Welch eine Gelegenheit für Jordan zu schwungvollen Reden: die §§ 31 und 32 verbürgten die Freiheit der Person und des Eigentums, folglich gebührte jedem Hessen das unbeschränkte Eigentum an seinem Barthaare, und die eidvergessenen Minister mußten wegen Verfassungsbruchs angeklagt werden!*<sup>1041</sup>

Treitschke kann sich nur mit dem „wohlberechtigte[n] Groll“ der Untertanen „über die Untaten des Kurhauses“ erklären, dass die als „gemütliche Flachheit dieser josephinischen Aufklärung“ denunzierte staatswissenschaftliche Theorie Rottecks, dessen Vater aus Österreich stammte und von Joseph II. geadelt worden war<sup>1042</sup>, im protestantischen Kurhessen überhaupt Anklang fand. Bereits im heftig umstrittenen zweiten Band seines Werkes hatte er sich mit dem „für radikal liberale Ideen“<sup>1043</sup> eintretenden Rotteck auseinandergesetzt und den Widerspruch und die Kritik

---

<sup>1041</sup> Ebd., S. 142.

<sup>1042</sup> Vgl. Reinhard Blänkner: *Jordan, (Franz) Sylvester*, in: Deutsche Biographische Enzyklopädie & Deutscher Biographischer Index, CD-ROM-Edition, K. G. Saur, 2001.

<sup>1043</sup> Heinrich Lutz: *Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815-1866*, Berlin 1998, S. 66.

Baumgartens herausgefordert<sup>1044</sup>, als er erklärte, Rotteck sei nur deshalb „der hochangesehene politische Lehrer des süddeutschen Bürgertums“ gewesen, weil er „weder die Kraft noch die Neigung besaß sich irgendwie über die Durchschnittsansicht der Mittelklassen zu erheben“ und nur „den überaus bescheidenen Vorrat seiner Gedanken [unermüdlich] hin und her [wendete]“. <sup>1045</sup> Diese Gedanken, so fuhr er fort, habe er aus drei mehr als zweifelhaften Quellen, nämlich von Rousseau, „unter den Vorläufern der Revolution der schwächste Kopf“, von Kant, der „den Anschauungen des Genfer Philosophen nahe stand“ und aus einem aus „eigentümliche[m] Gemisch von Aufklärungseifer und katholischer Glaubenstreue“ bestehenden Buch „über die gesetzliche Gewalt des Papstes“ von Hontheim-Febronius.<sup>1046</sup> Auf einen Schlag kanzelt Treitschke somit Rotteck als Gelehrten und Liberalen, mit ihm das süddeutsche Bürgertum und natürlich den Katholiken Jordan ab, der sich ja die Weltanschauung Rottecks „bis auf den letzten Buchstaben angeeignet hatte“ und ihr unter „allen den Wortführern des norddeutschen Liberalismus [...] am nächsten [stand]“. Es waren solche Stellen, die Mommsen dazu veranlasst hatten, den preußischen Historiographen als den „wirksamste[n] Hetzer“ im Antagonismus zwischen dem „schneidigen“ Norden und dem „gemütlichen“ Süden Deutschlands zu bezeichnen.<sup>1047</sup> Die Aversion Treitschkes gegen den süddeutschen Liberalen Rotteck lässt sich wohl dadurch erklären, dass Rotteck – wie Rousseau und Kant – in der Tradition des von Treitschke verachteten, französisch geprägten Aufklärungsdenkens stand. Der preußische Historiker verabscheute Rottecks „blinde, untertänige Begeisterung für Frankreichs neue Freiheit“ ebenso sehr wie seine „nebelhafte Begeisterung für ein deutsches Vaterland irgendwo in den Wolken“<sup>1048</sup>. Rotteck hatte auf einer Kundgebung in Badenweiler, die sich an das Hambacher Fest anschloss, das Hissen der deutschen Flagge statt der badischen verhindert und sich mit seinem berühmten Satz „Lieber

<sup>1044</sup> Vgl. Hermann Baumgarten: *Treitschke's Deutsche Geschichte*, Straßburg 1883, S. 15ff.

<sup>1045</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Zweiter Teil. Bis zu den Karlsbader Beschlüssen*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. 99.

<sup>1046</sup> Ebd., S. 100. Der katholische Theologe Johann Nikolaus von Hontheim (1701-1790) hatte unter dem Pseudonym Justinus Febronius ein „aufseherregende[s] Werk“ geschrieben, „das für eine radikale Einschränkung der päpstlichen Gewalt eintrat“ (Deutsche Biographische Enzyklopädie & Deutscher Biographischer Index, CD-ROM-Edition, K. G. Saur, 2001).

<sup>1047</sup> Paul Wentzcke: *Über Treitschkes Deutsche Geschichte – Urteile von Freunden und Fachgenossen*, in: *Archiv für Politik und Geschichte*, 1924, S. 252-279, hier S. 279.

<sup>1048</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Viertes Teil. Bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. 228.

Freiheit ohne Einheit, als Einheit ohne Freiheit<sup>1049</sup> gegen den Reichsnationalismus ausgesprochen. Treitschke bevorzugte als glühender Unitarier eine andere Wertehierarchie, indem er das Primat der „Einheit zu Lasten der Freiheit wie der Gleichheit [favorisierte].“<sup>1050</sup> Wiederum wird deutlich, dass Treitschke aus seinem Jetzt in die Vergangenheit schaut und sie als „rhetorisches Arsenal“<sup>1051</sup> für die Gegenwart benutzt.

Die „Verfassungseligkeit“ Rottecks und seiner Anhänger, die „mit voller Naivetät an der Arbeit [waren]“, <sup>1052</sup> ist natürlich nicht von der Hand zu weisen, sie kann aber, wie Bamberger es vorschlägt, mit dem „furchtbare[n] Missgeschick in Deutschlands alter Zerrissenheit“ entschuldigt werden, das „die Gebildeten und die regsamen Köpfe der Nation“ veranlasste, in „ehrliche[m] Suchen und Streben nach Besserung“ zu fahnden.<sup>1053</sup> Dass es dabei durchaus zu „großsprecherischen Anläufen und philiströser Verzagtheit“ kommen konnte, wollte auch Bamberger nicht bestreiten, er erwartete jedoch gerade von einem Historiker „einsichtsvolle Gerechtigkeit“ statt „kalte[n] Spott[es]“ oder „schneidendsten Sarkasmus“, den Treitschke für die übrig hatte, die „Verfassung und Gesetz auf Vernunft gründen wollten.“<sup>1054</sup>

Die weitgehend karikierende Darstellung wird Jordan nicht gerecht. Immerhin musste auch Treitschke eingestehen, dass sich in der von dem Marburger Professor entscheidend mitgeprägten kurhessischen Verfassung „klar die nationale Eigenart des älteren Repräsentativsystems, die seltsame Verquickung der noch immer fortwirkenden altständischen Rechtsüberlieferungen mit der Doktrin des modernen Naturrechts [zeigte].“ Diese Verfassung, das räumt auch Treitschke ein, war „eines der denkwürdigsten deutschen Grundgesetze“. Es wird auch heute noch als dasjenige angesehen, das „die liberalen Prinzipien der Zeit am deutlichsten verwirklichte“<sup>1055</sup>.

Obwohl Treitschke die Inhalte der kurhessischen Verfassung später noch einmal aufgreift und erläutert, ist zu bemerken, dass er hier Jordan und die Verfassung

---

<sup>1049</sup> Reinhard Blänkner: *Rotteck, Karl Wenzeslaus Rodecker von*, in: Deutsche Biographische Enzyklopädie & Deutscher Biographischer Index, CD-ROM-Edition, K. G. Saur, 2001.

<sup>1050</sup> Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 214.

<sup>1051</sup> Ola Svein Stugu: *Historie i bruk*, Oslo 2008, S. 33 („[...] det er notida som ser bakover og bruker fortida som retorisk arsenal.“).

<sup>1052</sup> Ludwig Bamberger: *Heinrich von Treitschke*, in: Ders.: *Charakteristiken*, Berlin 1894, S. 171-211, hier S. 195.

<sup>1053</sup> Ebd., S. 187.

<sup>1054</sup> Ebd., S. 187f.

<sup>1055</sup> Heinrich Lutz: *Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815-1866*, Berlin 1998, S. 173.

gemeinsam behandelt. Dies bietet sich natürlich an bei der wichtigen Rolle, die Jordan bei der Ausarbeitung dieses Grundgesetzes spielte, ist aber auch ein Beispiel für die voluntaristische Grundhaltung Treitschkes, die sich schon bei der Darstellung des österreichischen Gesandten zeigen ließ und sich in seinem Diktum „Männer machen die Geschichte“<sup>1056</sup> niedergeschlagen hat. Stern widmet der kurhessischen Verfassung einen eigenen Abschnitt:

Stern:

*In der Verfassung, wie sie durch die Verhandlungen des Landtages mit der Regierung festgestellt wurde, war die ständische Einteilung der Wähler nach der Zugehörigkeit der Ritterschaft, zur Stadt- und Landbewohnerschaft noch bewahrt. Aber die Abgeordneten bildeten, mit Zufügung von Prinzen, Reichsunmittelbaren, Vertretern der adeligen Stifter und der Landesuniversität, eine einzige Versammlung, in der Stimmenmehrheit entscheiden sollte. In ihr überwog die Masse der Bürger und Bauern, für deren eine Hälfte nicht einmal der Nachweis eines bestimmten Census erfordert ward. Ihre Verhandlungen waren öffentlich. Sie hatte das unbeschränkte Recht der Bewilligung neuer Steuern, der Zustimmung zu jedem Akt der Gesetzgebung, der Initiative im weitesten Sinn. Neben einer Reihe von Grundrechten, die teilweise über die der süddeutschen Verfassungen hinausgingen, waren dauernde Trennung von Rechtspflege und Verwaltung, Ablösung gutsherrlicher Ansprüche auf Natural- und Geldleistungen, Erlaß von Städte- und Gemeindeordnungen zugesagt. Was diese Verfassung besonders merkwürdig machte, war die Fülle von Schutzwehren, mit denen man sie zu umgeben für nötig hielt. Nach ihrer Verkündung sollte sie „von allen Staatsdienern des Militär- und Civilstandes“ sowie von allen männlichen Untertanen, die das achtzehnte Lebensjahr erreicht hätten, unverzüglich beschworen werden. Die Landstände hatten nicht nur die Befugnis, sondern die Pflicht, im Fall ihrer Verletzung die Minister vor dem Oberappellationsgericht anzuklagen. [...] Aber nach den schlimmen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit glaubte er [d.i. Jordan (NSch)] und glaubten seine Mitarbeiter nicht genug Dämme gegen Einbruchsversuche der*

---

<sup>1056</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Erster Teil. Bis zum Pariser Frieden*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. 28.

*Willkür aufwerfen zu können. Der ganz geknickte Herrscher versah die Verfassung am 5. Januar mit seiner Unterschrift, wohnte drei Tage nachher ihrer feierlichen Verlesung vor den Ständen bei und behändigte die Urkunde dem Erbmarschall mit den sauer-süßen Worten: „Ich übergebe Ihnen hier die Verfassung und wünsche Hessen Glück dazu.“ Die Freude der Bevölkerung erreichte den Gipfel, als man vernahm, die allgemein beliebte Kurfürstin sei aus der selbstgewählten Verbannung zu dem reuigen Gatten zurückgekehrt. Der Beschluß der Stände, diesem Fürsten ein Denkmal in seiner Hauptstadt zu errichten, war der deutlichste Beweis unterthäniger Genugthuung. Jenseits der Grenzen ward die Verfassung von den Liberalen nicht minder laut gepriesen wie im Hessenlande selbst. Sie galt fortan als die freisinnigste politische Schöpfung, die in der Neuzeit auf deutschem Boden erwachsen war.*

*Indessen machte dem Jubel der Kasseler die Nachricht der Ankunft der verhaßten Gräfin Reichenbach auf dem nahen Schloß Wilhelmshöhe ein jähes Ende. Lärmende Volkshaufen nahmen eine so drohende Haltung an, daß der erschreckte Kurfürst die schleunige Abreise seiner Mätresse nach Hanau zugab. Bald darauf ließ er sich zu einer vollständigen Umwandlung des Ministeriums herbei, wie sie die neue Lage erforderte. Nach so vielen Opfern glaubte er aber auch ein Recht zu haben, seiner persönlichen Neigung zu folgen. Er eilte im März 1831 der ihm unentbehrlichen Maitresse nach und richtete sich mit ihr und ihrem Anhang auf dem Schloß Philippsruhe bei Hanau häuslich ein.<sup>1057</sup>*

Wertungsfrei, wie man es bei Stern gewohnt ist, legt er die Verfassung rein deskriptiv dar und zählt ihre wesentlichen Punkte auf, die er als Liberaler sicherlich befürwortete. Er hält dennoch eine gewisse Distanz, indem er die neue Verfassung als „freisinnigste politische Schöpfung [...] auf deutschem Boden“ nur gelten lässt und sie nicht einfach als solche postuliert. Diese kleine Nuance illustriert die vorsichtige, positivistische Zurückhaltung Sterns, der dem Leser seine eigene Auffassung nicht aufzwingen will. Mit der freudigen Aufnahme der Verfassung in Hessen und bei den Liberalen Deutschlands unterstreicht er ihre Bedeutung. Auch Treitschke beginnt mit einer beschreibenden Aufzählung:

---

<sup>1057</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Vierter Band (Zweite Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1921, S. 275f.

Treitschke:

*[...] Nur wenn die Stände einmütig oder auf zwei Landtagen nacheinander mit Dreiviertelmehrheit zustimmten[,] konnte die Verfassung erläutert oder verändert werden; erhoben sich Zweifel über den Sinn der Vorschriften, so entschied ein Kompromißgericht, zu dem Fürst und Landtag je drei Mitglieder wählten. Den Landtag bildeten die Abgeordneten der drei alten Stände; sie waren aber fortan allesamt Vertreter des ganzen Volkes und sollten in einer Kammer nach Köpfen abstimmen, weil man einsah, daß die Ritterschaft des Landes zu schwach und zu arm war um in einem Oberhause eine angesehene Stellung zu behaupten. Die Stände erhielten außer dem Rechte der freien Steuerbewilligung und der Zustimmung zu allen Gesetzen auch die Befugnis der Initiative, die noch keinem deutschen Landtage unbeschränkt zustand. [...]*

*Den Staatsbürgern wurden einige Menschenrechte der persönlichen Freiheit gewährt, auch die Ablösung der Grundlasten sowie andere wirtschaftliche Erleichterungen versprochen. Zur Sicherung dieser ständischen und bürgerlichen Rechte waren Bollwerke aufgerichtet, die in Deutschland nicht ihresgleichen fanden. Jeder männliche Hesse sollte in seinem achtzehnten Lebensjahre das Grundgesetz beschwören; auch das Heer und die Bürgergarde wurden mithin auf die Verfassung vereidigt, die Offiziere den übrigen Staatsdienern rechtlich gleichgestellt, obgleich dem Kurfürsten der Name des „obersten Militäρχefs“ blieb. Bei jeder Ausschreibung einer Steuer musste die ständische Zustimmung ausdrücklich angegeben werden; wo nicht, so war niemand berechtigt die Abgabe zu erheben, niemand verpflichtet sie zu zahlen; nur sechs Monate nach einer Auflösung des Landtages durfte die Regierung die früher bewilligten Steuern vorläufig forterheben. Im Falle des Verfassungsbruchs sollten die Stände nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet sein die Minister vor dem Oberappellationsgericht anzuklagen. Dieser § 100 erwies sich bald als der gefährlichste des Grundgesetzes; er forderte die Zanklust, die allen den kleinen Landtagen im Blute lag, geradezu heraus, da Meinungsverschiedenheiten über die noch ganz unerprobte Verfassung kaum ausbleiben konnten, und begünstigte die verhängnisvolle Neigung der Deutschen, politische Machtfragen vom Standpunkte des Zivilprozesses zu beurteilen. [...]*

*So folgerecht war die neue Lehre, welche die belebende Kraft des konstitutionellen Staates in dem Geiste des Mißtrauens suchte, auf deutschem Boden noch nie verwirklicht worden; und nach allem was dies Land an seinen Fürsten erlebt, mußte sich der hessische Landtag allerdings in einem Zustande beständiger Notwehr fühlen. Daß auch die Stände selber ihr Recht mißbrauchen könnten, hielt die vernunftrechtliche Doktrin für unmöglich; für diesen Fall gab die Verfassung dem Kurfürsten keine Waffen. Er konnte selbst in der Not, wenn die Gesetze sich unzulänglich erwiesen, nur mit Zuziehung des ständischen Ausschusses Verordnungen erlassen. Zweifelhaft blieb sogar, ob er auch nur sein Recht, den Landtag aufzulösen, wirklich gebrauchen durfte; denn am Schlusse jeder Tagung mußten die Stände den Landtagsabschied mit unterzeichnen, ihren Ausschuß mit Weisungen versehen, und wie war das möglich, wenn die Regierung den Landtag wider seinen Willen auflöste? Ein großer Staat mit starkem Heere und selbständiger auswärtiger Politik konnte unter einer solchen Verfassung unmöglich bestehen, ein kleines abhängiges Fürstentum vielleicht – wenn seine Fürsten eine ungewöhnliche Selbstverleugnung bewährten.*

*[...]*

*Überall im Lande ward der Verfassungseid willig geleistet; eine Rechtsverwahrung der Fuldaer Klerikalen zu Gunsten der römischen Kirche blieb unbeachtet. Nur einige Bauernschaften des Fuldaer Landes nahmen Anstoß an dem Art. 10, der von dem Kurfürsten sagte: seine Person ist heilig und unverletzlich; sie glaubten mit dieser Person sei die Reichenbach gemeint, ließen sich jedoch bald eines Besseren belehren. Zahlreiche Flugschriften verherrlichten „Kurhessens freudige Zukunft“ und die Verfassung, „dies tief durchdachte Zeugnis des fortschreitenden Menschengenies“. Ein Verfassungsbüchlein für den Bürger und Bauer und schloß mit der tröstlichen Versicherung: „Das letzte Landesrecht ist, daß jeder Hesse, dem es hiernach im Lande nicht gefällt, hingehen kann wohin er will, ohne daß er gehalten wird.“ In Kassel gründete der wackre Philolog Bernhardt eine Zeitschrift „Der Verfassungsfreund“, deren Artikel sich meist durch kühne Allgemeinheit und durch sorgfältiges Vermeiden aller praktischen Fragen auszeichneten. [...] Auch die liberale Presse der deutschen Nachbarlande fand des Lobes kein Ende [...].*



*Und doch sollte das vielgeprüfte Land kaum einige Tage lang seines neuen Grundgesetzes froh werden. Am 8. Januar 1831 versammelte sich der Landtag vor dem Throne. Der Kurfürst, der seinen Ingrimme nur mühsam verbiß, übergab dem Erbmarschall die Verfassungsurkunde und stammelte verlegen: ich wünsche Hessen viel Glück dazu; dann baten die Stände in überströmender Untertänigkeit um die Erlaubnis, diesem Fürsten [...] ein Standbild errichten zu dürfen. Tags darauf zogen die Bürger mit Fackeln nach dem Schlosse, denn die geliebte Kurfürstin war soeben zurückgekehrt; und als nun der Landesvater mit seiner Gemahlin am Arme auf dem Altane erschien, da jubelte alles, mit der neuen Freiheit schien auch der häusliche Friede des Kurhauses endlich gesichert. Doch leider hatte Wilhelm schon dafür gesorgt, daß jenes würdige Gegenstück zu dem Standbilde des menschenverkaufenden pater patriae nie zustande kam. Noch in derselben Nacht fuhr ein Wagen Amschel Rothschilds auf Wilhelmshöhe vor, und ihm entstieg die Gräfin Reichenbach. Augenblicklich schlug die Stimmung in Kassel um, und abermals begann der „Krawall“ – so lautete der neue Ausdruck, der damals zuerst in diesen mitteldeutschen Landstrichen aufkam. [...].<sup>1058</sup>*

Treitschkes Aufzählung ist ausführlicher als Sterns. Mit den Modalitäten für eine eventuelle Verfassungsänderung und der geschwächten rechtlichen Stellung des Kurfürsten gegenüber den gestärkten Ständen erwähnt er wichtige Punkte der Verfassung, die dem Zürcher Historiker keine Bemerkung wert waren, obwohl dieser so gut wie sein Kollege in Berlin wusste, dass sich Kurhessen „zum Land des permanenten Verfassungskonflikts“<sup>1059</sup> entwickeln sollte. Die Ökonomie seiner Darstellung verlangte wahrscheinlich, dass er erst später auf den „Jahrzehnte andauernde[n] Kampf um das Errungene“<sup>1060</sup> einging. Die Auflistung Treitschkes geht indessen rasch in eine Einschätzung einzelner Aspekte der Verfassung, ihrer Nutznießer und nicht zuletzt der liberalen Presse über. Treitschke kann und will sich Werturteile nicht verkneifen. Die Pflicht, die Verfassung zu schützen und Verfassungsbrüche anzuzeigen, forderte in

---

<sup>1058</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Vierter Teil. Bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. 133ff.

<sup>1059</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998, S. 375.

<sup>1060</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Vierter Band (Zweite Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1921, S. 277.

seinen Augen die „Zanklust“ unter den Volksvertretern heraus. Mit einem Zank verbindet man einen „mit gegenseitigen Beschimpfungen, Vorwürfen, Gehässigkeiten [meist aus einem geringfügigen Anlaß] ausgetragene[n] Streit“.<sup>1061</sup> Der Ausdruck wird bei manchen Konfrontationen im neuen, unerfahrenen Landtag durchaus am Platz gewesen sein, als generelle Bezeichnung für parlamentarische Auseinandersetzungen ist er jedoch nicht zutreffend. In dem weiter oben zitierten Abschnitt spricht Treitschke in Verbindung mit den parlamentarischen Verhandlungen von „unnütze[n] Redekünste[n]“, für die der kurhessische Landtag noch „keinen Raum“ bot. Man fühlt sich unwillkürlich an den Begriff der „Schwatzbude“ erinnert, mit der ein anderer Antidemokrat, Kaiser Wilhelm II., den Reichstag abwertete. Auch die angebliche „verhängnisvolle Neigung der Deutschen, politische Machtfragen vom Standpunkte des Zivilprozesses zu beurteilen“, wird im Zusammenhang des Zankes aufgezeigt, wobei die Frage, wie Unstimmigkeiten bezüglich der Machtverhältnisse sonst geregelt werden sollten, offen bleibt.

Stern nennt die Schutzmechanismen, mit der die kurhessische Verfassung abgesichert wurde, „merkwürdig“. Mit diesem mehrdeutigen Ausdruck meint er wahrscheinlich nicht, dass sie seltsam oder verwunderlich waren, sondern eher, dass es, im eigentlichen Wortsinne, wert war, sich diese „Schutzwehren“ zu merken. Sie erscheinen ihm mithin bemerkenswert. Anschließend erklärt er, dass Jordan und seine Mitstreiter meinten, „nicht genug Dämme gegen Einbruchsversuche der Willkür aufrichten zu können“. Die Absicherung der Verfassung geschieht bei Stern mithin in einem gegen fürstliche Macht gerichteten Freiheitsstreben. Treitschke kommt gleichfalls auf den Zustand der „beständige[n] Notwehr“ zu sprechen, in dem sich der kurhessische Landtag befand, und weist ebenfalls darauf hin, dass zur „Sicherung dieser ständischen und bürgerlichen Rechte Bollwerke aufgerichtet“ wurden. Er setzt indessen mit der Behauptung, dass „die neue Lehre [...] die belebende Kraft des konstitutionellen Staates in dem Geiste des Mißtrauens suchte“, andere Akzente. Zwar zeigt er Verständnis für dieses Misstrauen, das auf den schlechten Erfahrungen der Hessen mit ihrem Fürsten beruhte, den Machteinbußen des Fürsten legt er dennoch großes Gewicht bei. Der Kurfürst hatte viel von seiner Macht verloren und konnte als Folge der liberalisierten Verfassung nun nur unter „Zuziehung des ständischen Ausschusses Verordnungen erlassen“. Die parlamentarische Kontrolle führt zu einer Machteinbuße

---

<sup>1061</sup> Duden, Deutsches Universalwörterbuch, Mannheim 1983, S. 1462.

des Fürsten, in der Treitschke die Unbrauchbarkeit einer solchen Verfassung für einen „große[n] Staat“, wie etwa Preußen, begründet sieht.

Positiv steht er dieser Verfassung sicherlich nicht gegenüber. Sein Misstrauen dem Parlamentarismus der kleinen Landtage gegenüber ist Ausdruck einer grundsätzlich ablehnenden Haltung zur Volksvertretung. Demokratisierungsbestrebungen stand Treitschke als Verfechter des starken Staates mit dem Monarchen an der Spitze ablehnend gegenüber.<sup>1062</sup> Die Vertreter des neuen Landtages waren zwar konsequent genug, um sich gegen die Ansprüche der „Fuldaer Klerikalen“ zu verwahren, mit der witzigen Anekdote vom Kurfürsten und seiner heiligen und unverletzlichen Person wird jedoch auf Kosten der Fuldaer Bauern eine naive Einfalt der Landbevölkerung vorgeführt. Ähnlich wie die schnurrbärtige Kasseler Garde und die treuherzige, trinkfreudige bäuerliche Vertretung im Landtag scheint das Volk in Treitschkes Einschätzung der politischen Freiheit und der verantwortlichen Mitbestimmung kaum gewachsen zu sein. Doch nicht nur die Bauern werden ins Lächerliche gezogen, auch die Liberalen, Treitschkes ehemalige Gesinnungsgenossen, werden als idealistische Schwärmer dargestellt, die sich, wie an den Artikeln der Zeitschrift Karl Bernhardis<sup>1063</sup> gezeigt wird, „meist durch kühne Allgemeinheit und durch sorgfältiges Vermeiden aller praktischen Fragen auszeichneten“. Die genüssliche Ironie Treitschkes in der Aufzählung der Aufsatz- und Flugschriftentitel, die in der „tröstlichen Versicherung“ der neu gewonnenen Auswanderungsfreiheit gipfelt, ist unverkennbar. In Sterns besonnenem Sprachduktus ist für dieses Stilmittel kein Platz.

Die Schilderung der Umstände im Zusammenhang mit der feierlichen Verlesung der Verfassung stimmt bei den beiden Historikern in groben Zügen überein. Dennoch findet man wesentliche Unterschiede. Der bei Stern „ganz geknickte“ Kurfürst kann bei Treitschke „seinen Ingrim<sup>1064</sup>“ nur mühsam“ verbeißen und „stammelt[] verlegen“ einen bei Stern vollständig wiedergegebenen, als „sauer-süß[]“ bezeichneten Satz. In beiden Fällen wird die Stimmung des Kurfürsten nur auf Vermutungen, bestenfalls auf

---

<sup>1062</sup> Vgl. Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 374; 386.

<sup>1063</sup> Karl Christian Sigismund Bernhardt (1799-1874) war Nachfolger Jacob Grimms an der Landesbibliothek Kassel und ab 1848 Mitglied der Nationalversammlung und saß als Nationalliberaler ab 1867 sowohl im norddeutschen Reichstag als auch im preußischen Abgeordnetenhaus (Vgl. *Bernhardt, Karl Christian Sigismund*, in: *Deutsche Biographische Enzyklopädie & Deutscher Biographischer Index*, CD-ROM-Edition, K. G. Saur, 2001).

<sup>1064</sup> „Ingrimig?“, schrieb Baumgarten, „das sind so Ausdrücke wie sie Treitschke liebt, dem das Maßvolle förmlich widerstrebt“ (Hermann Baumgarten: *Treitschke's Deutsche Geschichte*, Straßburg 1883, S. 16).

denen der damals zugegen Gewesenen beruhen. Sowohl bei Stern wie auch bei Treitschke äußert sich die Freude der Hessen über die neue Verfassung in dem Wunsch, dem Kurfürsten ein Denkmal zu errichten. Stern spricht von dem „Beweis unterthäniger Genugthuung“, Treitschke von „überströmender Untertänigkeit“. In beiden Formulierungen wird die Mentalität der Unterwürfigkeit angesprochen. Auch das Verhältnis der Hessen zur Kurfürstin wird von beiden ähnlich beschrieben. Die mit dem Erscheinen der kurfürstlichen Mätresse erneut einsetzenden Krawalle – der Ausdruck kam, wie auch Treitschke richtig vermerkt, mit den Unruhen um 1830 auf<sup>1065</sup> – behandelt Stern in einem Satz. Treitschke führt eine dramatischere Regie: Er schildert den Fackelzug der Bürger, lässt den Kurfürsten mit seiner Gemahlin vom Schlossbalkon den Jubel des Volkes entgegennehmen, um dann antithetisch nachts einen Wagen Amschel Rothschilds auf Wilhelmshöhe vorfahren zu lassen, dem die Gräfin Reichenbach entsteigt. Somit wird Rothschild erneut in die Nähe der Mätresse gerückt, die an dem kurhessischen Unheil nicht wenig Anteil zu haben scheint.

Die Gegenüberstellung soll hier abgebrochen werden. Die kurze, längst nicht erschöpfte Analyse dieser mehr oder weniger zufällig ausgewählten Stelle hat die Unterschiede in den Schreibweisen der beiden Historiker deutlich gemacht und vieles von dem bestätigt, was weiter oben aus den verschiedenen Rezensionen zu den beiden Werken zitiert wurde. Stern schreibt, wie ihm in den verschiedenen Besprechungen immer wieder bescheinigt wurde, einen besonnen und zurückhaltenden Stil, der sicherlich auch die Bezeichnung *blass*, vielleicht sogar *langweilig* verdient. Seine Erzählung ist nicht plastisch und lebendig, sondern trocken und beherrscht. Er bemüht sich, auch darin waren sich die Rezensenten einig, um peinliche Genauigkeit und mutet seinem Leser keine unverbürgten Ereignisse oder Anekdoten zu. Sorgfältig vermeidet er jede Parteinahme, er strebt nach Neutralität und Objektivität und urteilt bzw. verurteilt nicht. Seine Sympathien oder Antipathien lassen sich nur schwerlich ausmachen, da er jeder Stellungnahme und jeder Kundgebung seiner eigenen Meinung ausweicht. Der Leser bleibt sich selbst überlassen.

Ganz anders nähert sich Treitschke dem historischen Stoff. Er führt eine unterhaltende und alles andere als langweilige Feder und würzt seine Darstellung mit kurzweiligen Anekdoten, deren Verbürgtheit man sicherlich oft in Frage stellen kann.

---

<sup>1065</sup> Vgl. Duden, Das Herkunftswörterbuch. Eine Etymologie der deutschen Sprache, Mannheim, 1963, S. 367.

Das Fehlen von Fußnoten mit den entsprechenden Quellenangaben<sup>1066</sup> macht es schwierig, die Vertrauenswürdigkeit der Quellen und damit den Wahrheitsgehalt dieser Episoden nachzuprüfen. Unverkennbar ist jedoch, dass diese unterhaltsamen, manchmal witzigen Geschichten immer eine Funktion haben: Sie dienen der Charakterisierung von Personen, Gruppen oder Staaten. In diesen oft spöttisch-hämischen und ironisch-sarkastischen Charakterisierungen treten Stimme und Auffassung des Autors deutlich zutage. Um Neutralität oder Objektivität ist der preußische Historiograph erklärtermaßen nicht bemüht. Im Vorwort seines ersten Bandes spricht er aus, dass er auch „[s]eine Meinung [...] sagen“ will<sup>1067</sup>, in dem des dritten erklärt er, dass „die politische Geschichte des Deutschen Bundes nur vom preußischen Standpunkt aus betrachtet werden kann“<sup>1068</sup>, in dem des vierten Bandes spricht er von den „partikularistisch-liberalen Märchen“ einer „Fabelwelt“, die es zu „durchdringen“ gelte<sup>1069</sup>. Aus seinem subjektiven Ansatz macht er also kein Geheimnis. Seine Abneigung gegen die verhasste Kleinstaaterei, gegen den Liberalismus süddeutscher Prägung und gegen Österreich treten zusammen mit einer propreußischen Haltung deutlich zutage. Seine subtilen Stilmittel setzt er dennoch so sorgsam und versteckt ein, dass sich der unkritische, oberflächliche Leser, der sich der Führung des Fachmannes bedenkenlos anvertraut, wahrscheinlich zu Auffassungen verführen lässt, die ihm manipulativ unterschoben wurden.

Wenn man davon absieht, dass Treitschke mehr Einzelheiten berichtet, stimmen die beiden Darstellungen auf den ersten Blick inhaltlich miteinander überein. Es werden dieselben Bäckerläden gestürmt und dieselben Konstitutionsartikel verhandelt. In der Tendenz unterscheiden sich die beiden Texte jedoch fundamental aus den oben genannten Gründen. Die Suggestionen und Unterstellungen Treitschkes sind himmelweit von der unbefangenen und sachlichen Darstellung Sterns entfernt. Über Treitschkes Standpunkt herrscht kein Zweifel. Kaufmann behauptet, Sterns „Urteil über

---

<sup>1066</sup> Sowohl Treitschke als auch Stern wollen den Leser von dem „allzu beschwerende[n] Ballast“ (Stern) häufiger Quellenverweise verschonen (vgl. Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Erster Band (Erste Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1913, S. V, bzw. Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Erster Teil. Bis zum Pariser Frieden*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. VI).

<sup>1067</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Erster Teil. Bis zum Pariser Frieden*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. VI.

<sup>1068</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Dritter Teil. Bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. VI.

<sup>1069</sup> Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Viertes Teil. Bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.*, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981, S. V.

die hessische Revolution wie über die Person[] des Kurfürsten [...] [sei] das gleiche wie bei Treitschke.<sup>1070</sup> Diese Behauptung erscheint angesichts des oben angeführten unrichtig. Treitschkes Urteil über die hessischen Umwälzungen wird aus einer spöttischen Distanz zu den kleinstaatlichen Bemühungen gefällt. „[W]as diese Staaten dem deutschen Volke für wertvolle Stützen gewesen sind auf dem Wege der Reform in der Periode, da Preußen den Absolutismus festzuhalten suchte“, unterschätzt Treitschke, wie auch Kaufmann richtig beobachtet.<sup>1071</sup> Diese Verkennung, die auch die Anstrengungen der Liberalen und die Rolle des Volkes mit einbefasst und sich in seiner ironisch-sarkastischen Darstellungsweise ausdrückt, zieht sich durch seinen gesamten Text und ist bei Stern nicht einmal andeutungsweise zu finden. Man kann Stern zugestehen, dass er die ganze Angelegenheit der kurhessischen Verfassung neutraler und objektiver vorlegt als Treitschke.

Auch der Kurfürst spielt als Symbol für das kleine Fürstentum bei Treitschke eine andere, wesentlich differenziertere Rolle als bei Stern. Er symbolisiert bei Treitschke in seiner Schwäche und seiner Willkür den schwachen, willkürlich regierten Kleinstaat. Auch davon ist in Sterns Darstellung nichts zu spüren. Dort tritt er als lasterhaftes Individuum auf, als Fürst seines Staates und Hauptverantwortlicher für die dort herrschende Misswirtschaft. Von einem ausgesprochenen Urteil über ihn findet man bei Stern nichts.

Die Vermutung Kaufmanns, dass Treitschkes Text Stern als „Unterlage“ bei seiner Ausarbeitung der Verhältnisse in den deutschen Staaten gedient hat, trifft sicherlich zu. Die Chronologie und die Auswahl der berichteten Ereignisse weisen Übereinstimmungen auf, die diesen Schluss nahe legen. Stern hat dies in einem Brief an Baumgarten unumwunden zugegeben: „Treitschke’s IV belehrt mich“.<sup>1072</sup> Wie alle Produkte der Wissenschaft entsteht auch die Historiographie nicht in einem solitären Vakuum, sondern in der Auseinandersetzung mit früheren oder zeitgenössischen Ergebnissen. Doch in diesem geschichtswissenschaftlichen Gespräch bewahrte sich Stern eine „Selbständigkeit“<sup>1073</sup>, die man, ebenso wie Kaufmann, nicht in Abrede stellen kann.

---

<sup>1070</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 4 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 103, München und Berlin 1909, S. 367-370, hier S. 369f.

<sup>1071</sup> Ebd., S. 369.

<sup>1072</sup> Vgl. Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 31.12.1889, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-95.

<sup>1073</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 4 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 103, München und Berlin 1909, S. 367-370, hier S. 369.

### **XIII. Nationalismus und europäisches Gemeinschaftsgefühl**

#### Erster Weltkrieg

Stern lebte in einem Zeitalter, in dem es, wie er selbst schrieb, „keine größere politische Gewalt zu geben scheint als die nationale“<sup>1074</sup>. Der Historismus hatte dem Nationalismus, der als politische Bewegung mit dem Liberalismus eng verbunden war, seine „geschichtliche[] Begründung“ und „historische Legitimität“ gegeben, und er hatte seinerseits die Geschichtswissenschaft „zur zentralen Wissenschaft“ aufrücken lassen<sup>1075</sup>. Dem Begriff der Nation, einer der obersten und kräftigsten Bezugsgrößen der Zeit, stand er mit einem gewissen Misstrauen gegenüber. Bereits 1869 hatte er erkannt, dass „Demokratie, nicht als [die] eines Staates, eines Volkes, einer Zeit, sondern [...] als wirkende[] Idee in der Geschichte“<sup>1076</sup> die „Brüderlichkeit der Nationen [verlangt]“<sup>1077</sup>. Die Nationen entwickelten sich in seinem Zeitalter jedoch immer mehr zu feindlichen Brüdern. Ebenso drückte er 1871 seine Skepsis gegenüber der neuen Weltanschauung in einem anderen seiner frühen Artikel aus:

*Das Nationalitätsprincip hat zwar eine unläugbare Wirksamkeit entfaltet, muß aber, zu seinen letzten Consequenzen durchgeführt, auf unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen, und erscheint am allerwenigsten geeignet die Grundlage für das Verhältniß der bestehenden Staaten zu einander zu werden, da es in letzter Linie dahin zielt sie allesamt mehr oder weniger aufzulösen.*<sup>1078</sup>

Seine Bedenken formulierte er auch 1887 in seiner Eröffnungsvorlesung in Zürich. „Das Nationalitätsprinzip wurde für die Staatenwelt unseres Erdteils im neunzehnten Jahrhundert die größte bewegende Kraft“, sagt er dort und deutet an, dass diese Kraft ihren Höhepunkt noch längst nicht erreicht hatte.<sup>1079</sup> Er konstatiert ihre Anwesenheit und ihre Triumphe, die Entstehung neuer Nationalstaaten. Während der Historiker

---

<sup>1074</sup> Alfred Stern: *Eröffnungsvorlesung am schweizerischen Polytechnikum zu Zürich*, in: *Sonntagsblatt des Bund*, 20.11.1887, S. 369-371, hier S. 370.

<sup>1075</sup> Ulrich Wyrwa: *Die europäischen Seiten der jüdischen Geschichtsschreibung: Eine Einführung*, in: Ders. (Hrsg.): *Judentum und Historismus. Zur Entstehung der jüdischen Geschichtswissenschaft in Europa*, Frankfurt/Main 2003, S. 9-36, hier S. 10.

<sup>1076</sup> Alfred Stern: *Naturwissenschaft und Demokratie. Ein Versuch*, in: *Die Zukunft. Demokratische Zeitung*, III. Jahrgang, Nr. 141, 20.6.1869.

<sup>1077</sup> Ebd., Nr. 147, 27.6.1869.

<sup>1078</sup> Alfred Stern: *Das Völkerrecht und der Krieg*, in: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 65, Augsburg 1871, S. 1094.

<sup>1079</sup> Alfred Stern: *Eröffnungsvorlesung am schweizerischen Polytechnikum zu Zürich*, in: *Sonntagsblatt des Bund*, 20.11.1887, S. 369-371, hier S. 370.

vielerorts „nahezu zum Hohepriester der Nation [wurde]“<sup>1080</sup> und „Sinn- und Deutungshorizont der nationalen Bewegungen festlegte“<sup>1081</sup>, lässt Stern die negativen Seiten des Nationalismus in seinem Vortrag überwiegen. Der Nationalismus gerate „mitunter in einen feindlichen Gegensatz zu den Gedanken der Humanität und Zivilisation“ und führe, obwohl die neue Technik<sup>1082</sup> den Erdball „mit einem Netze von [...] Verbindungsfäden“ überspanne und „das Gewebe internationaler Annäherungen fester und feiner“ werde, dennoch dazu, dass „Nation gegen Nation in mißtrauischer, feindlicher Haltung“ verharre.<sup>1083</sup>

Auch innerhalb der einzelnen Staaten spielte der Nationalismus für den Autor der *Geschichte Europas* keine uneingeschränkt positive Rolle. Als Angehöriger der jüdischen Minorität mit der „spezifische[n] historische[n] Erfahrung der Minderheit“ erkannte er in der verschärften Forderung nach einer homogenen Bevölkerung eine der heiklen Seiten der Kategorie der Nation, die die „Historiker der Mehrheit [...] für sich entdeckt [hatten] und [...] problemlos für ihre politischen Zwecke nutzen [konnten]“<sup>1084</sup>.

*Friedliche Bewohner eines Landes werden von Haus und Hof vertrieben, weil sie „Fremde“ sind. [...] Sprache und Recht nationaler Minderheiten werden oft unerbittlich verfolgt, weil die Staatsmacht des herrschenden Volkes dies zu ihrer Sicherstellung für unerlässlich hält.*<sup>1085</sup>

---

<sup>1080</sup> Jacques Ehrenfreund: *Erinnerungspolitik und historisches Gedächtnis: Zur Entstehung einer deutsch-jüdischen Wissenschaft im Kaiserreich (1870-1914)*, in: Ulrich Wyrwa (Hrsg.): *Judentum und Historismus. Zur Entstehung der jüdischen Geschichtswissenschaft in Europa*, Frankfurt/Main 2003, S. 39-61, hier S. 39.

<sup>1081</sup> Markus Völkel: *Geschichtsschreibung. Eine Einführung in globaler Perspektive*, Köln 2006, S. 289.

<sup>1082</sup> Der Technik als der praktischen Seite der theoretischen Naturwissenschaften schrieb Stern eine wichtige Rolle in der Demokratisierung Europas zu (vgl. Alfred Stern: *Naturwissenschaft und Demokratie. Ein Versuch*, in: *Die Zukunft. Demokratische Zeitung*, III. Jahrgang, Nr. 145, 25.6.1869). Ebenso hielt er dafür, dass die Naturwissenschaften als solche und durch ihre praktische Anwendung den Abstand zwischen den Nationen verminderten (vgl. ebd., Nr. 147, 27.6.1869).

<sup>1083</sup> Alfred Stern: *Eröffnungsvorlesung am schweizerischen Polytechnikum zu Zürich*, in: *Sonntagsblatt des Bund*, 20.11.1887, S. 369-371, hier S. 370.

<sup>1084</sup> Jacques Ehrenfreund: *Erinnerungspolitik und historisches Gedächtnis: Zur Entstehung einer deutsch-jüdischen Wissenschaft im Kaiserreich (1870-1914)*, in: Ulrich Wyrwa (Hrsg.): *Judentum und Historismus. Zur Entstehung der jüdischen Geschichtswissenschaft in Europa*, Frankfurt/Main 2003, S. 39-61, hier S. 51.

<sup>1085</sup> Alfred Stern: *Eröffnungsvorlesung am schweizerischen Polytechnikum zu Zürich*, in: *Sonntagsblatt des Bund*, 20.11.1887, S. 369-371, hier S. 370.



Man wird annehmen dürfen, dass er auf seinen zahlreichen Archivreisen in die verschiedenen europäischen Länder ein Gefühl für nationale Eigenheiten entwickelt hatte, dem fremden Wesen aufgeschlossen und achtend gegenüberstand und das allgemein Menschliche in ihm erkannte. Das europäische Gemeinschaftsgefühl, wie er es in seiner *Geschichte Europas* propagiert hatte, war kein theoretisches Konstrukt eines weltfremden Stubengelehrten, Stern hatte es in seinen Bekannt- und Freundschaften mit ausländischen Historikern und Bibliothekaren selbst erlebt. Der Zürcher Archivar und Historiker Hans Nabholz (1874-1961) bezeichnete ihn jedenfalls als „gute[n] Europäer in des Wortes bestem Sinn“, dessen „enge[] freundschaftliche[] Beziehungen [...] zu bedeutenden Historikern anderer Länder [seinen Blick]“ für die europäische Vielfalt und die nationalen Verschiedenheiten „geweitet [hatten]“<sup>1086</sup>.

Seine Vorstellung von Europa war die einer Staatenfamilie. Die Metapher der Familie taucht bei der Besprechung des Nationalismus öfter auf: „Die Menschheit ist nur eine große Familie“<sup>1087</sup>, schrieb er 1871, von den „Angehörigen der großen menschlichen Familie“<sup>1088</sup> sprach er in seiner Zürcher Antrittsvorlesung. In dem polyethnischen Aufbau der Schweiz, in der – trotz gewisser sprachlicher, konfessioneller und städtisch-ländlicher Divergenzen<sup>1089</sup> – für die Verhältnisse des damaligen Europas die „Möglichkeit des Zusammenlebens verschiedener Kulturgemeinschaften vorbildlich“<sup>1090</sup> verwirklicht war, sah Stern eine durchaus lebensstüchtige Alternative zu dem von Abstammung und Sprachgemeinschaft ausgehenden Nationalismus. Den jungen Schweizer Zuhörern seiner Eröffnungsvorlesung, den Studenten einer konsequent viersprachig konzipierten Hochschule im deutschsprachigen Landesteil des Schweizer Bundesstaates<sup>1091</sup>, rief er zu:

---

<sup>1086</sup> Hans Nabholz: *Alfred Stern*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 536, 29.3.1936, S. 1-2, hier S. 2.

<sup>1087</sup> Alfred Stern: *Das Völkerrecht und der Krieg*, in: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 65, Augsburg 1871, S.

1094 (Diesen Ausspruch schrieb Stern Benjamin Franklin zu).

<sup>1088</sup> Alfred Stern: *Eröffnungsvorlesung am schweizerischen Polytechnikum zu Zürich*, in: *Sonntagsblatt des Bund*, 20.11.1887, S. 369-371, hier S. 370.

<sup>1089</sup> Vgl. Iso Camartin: *Die Schweiz: Ein mehrsprachiges Land. Eine multikulturelle Nation?*, in: Kurt R. Spillmann, Rolf Kieser unter Mitarbeit von Thomas Köppel (Hrsg.): *Blickpunkt Schweiz. 27 Ansichten*, Zürich 1995, S. 223-238.

<sup>1090</sup> Dieter Chenaux-Repond: *Die Schweiz und Europa*, in: Kurt R. Spillmann, Rolf Kieser unter Mitarbeit von Thomas Köppel (Hrsg.): *Blickpunkt Schweiz. 27 Ansichten*, Zürich 1995, S. 24-33, hier S. 27.

<sup>1091</sup> Vgl. Rosemarie Simmen: *Schweizerische Kulturpolitik: Ursprünge und Entwicklung*, in: Kurt R. Spillmann, Rolf Kieser unter Mitarbeit von Thomas Köppel (Hrsg.): *Blickpunkt Schweiz. 27 Ansichten*, Zürich 1995, S. 252-261, hier S. 258.

*Wenn es wirklich in dem Europa des neunzehnten Jahrhunderts dahin gekommen sein oder je dahin kommen sollte, daß sich die Völker gegenseitig belauern, wie Wanderer und Briganten im Dickicht des Waldes, aufhorchend, wo zuerst der Hahn der Pistole knackt, so lernen Sie an einem hohen Beispiel, daß es möglich ist, in drei Zungen ein und denselben Staatsbau zu preisen, in dem sich wohnlich und sicher, unter dem Schutze der Gesetze für alle, leben läßt [...].<sup>1092</sup>*

Keine 30 Jahre später war das Dickicht des Waldes in einem breiten, langen Streifen von der Nordsee bis hinunter an die Schweizer Grenze in eine kraterübersäte Mondlandschaft verwandelt worden, das Knacken der Pistolenhähne wurde vom Donner der Geschütze überdröhnt, und die Angehörigen der europäischen Familien mordeten einander wie nie zuvor. Es krachte, „wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat“, so wie Heinrich Heine, der die Gefahren eines ungezügelter Nationalismus frühzeitig erkannt hatte, es prophezeit hatte.<sup>1093</sup> Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts bedeutete eine tiefe historische Zäsur: „In ihr ging das alte Europa unter“<sup>1094</sup> – und damit wohl auch das von Stern beschworene europäische Gemeinschaftsgefühl.

„Als 1916 der siebente Band meines Werkes erschien [...], standen wir mitten im Weltkrieg“, schreibt er in seiner Autobiographie (S. 26). Das Wir, das dürfte aus dem Vorhergehenden klar geworden sein, ist kein schweizerisches und schon gar kein deutsches Wir. Es ist ein europäisches Wir. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges zerbrach dieses Wir. „Die zugespitzten Gegensätze eines überreizten Nationalstolzes oder eines haßerfüllten Fanatismus“, denen er allenfalls zugetraut hatte, dass sie das „Bild geistiger Einheit vorübergehend verwischen“ konnten, zerrissen nun seine

---

<sup>1092</sup> Alfred Stern: *Eröffnungsvorlesung am schweizerischen Polytechnikum zu Zürich*, in: *Sonntagsblatt des Bund*, 20.11.1887, S. 369-371, hier S. 370.

Stern spricht von drei Sprachen und begeht damit wohl einen Lapsus. Als vierte Nationalsprache der Schweiz wurde das Rätoromanische zwar erst im Jahre 1938 anerkannt, am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich stand es jedoch seit der Gründung dieser Institution gleichberechtigt neben Deutsch, Französisch und Italienisch (vgl. Rosemarie Simmen: *Schweizerische Kulturpolitik: Ursprünge und Entwicklung*, in: Kurt R. Spillmann, Rolf Kieser unter Mitarbeit von Thomas Köppel (Hrsg.): *Blickpunkt Schweiz. 27 Ansichten*, Zürich 1995, S. 252-261, hier S. 258.).

<sup>1093</sup> Heinrich Heine: *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*, S. 159-278, hier S. 276, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, o.J. (= Hermann Friedemann, Raimund Pissin (Hrsg.): *Heines Werke in fünfzehn Teilen*, Neunter Teil).

<sup>1094</sup> Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Viertes Band: Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949*, München 2003, S. 3.

Vorstellung einer „Ideen- und Interessengemeinschaft der europäischen Völker“ und zerstörten das „[e]uropäische Gemeingefühl“.<sup>1095</sup> Angesichts des großen Krieges könnte „der Historiker, der es unternommen hat, die Geschichte Europas innerhalb eines nicht allzuweit zurückliegenden Abschnittes des neunzehnten Jahrhunderts als Ganzes darzustellen, den Mut verlieren“, seine Worte von der Ideen- und Interessengemeinschaft Europas könnten „vielen Lesern als ein Hohn erscheinen“.<sup>1096</sup> Es sei noch „nicht abzusehen, wann in den Völkern Europas, die schwarzen und gelben Bundesgenossen das Schauspiel der Selbstzerfleischung bieten, das Gefühl einer inneren Zusammengehörigkeit wieder aufdämmern“<sup>1097</sup> würde. Dass dieses Gefühl innerer Zusammengehörigkeit nicht zuletzt in einem europäischen Überlegenheitsgefühl gegenüber nichteuropäischen Kulturen und Zivilisationen tatsächlich existierte, zeigt, nebenbei bemerkt, die Erwähnung der schwarzen und gelben Bundesgenossen in dem eingeschobenen Relativsatz.

Vorläufig jedoch, so fährt Stern fort, klaffte noch „ein Abgrund von Haß“<sup>1098</sup>. Doch er weigerte sich, „diesen Zustand als einen für immer dauernden an[z]usehen“, und tröstete seine Leser und wohl auch sich selbst mit der Hoffnung, dass die „gemeinsamen Wurzeln der gesamteuropäischen Kultur zu stark [sind], als daß sie durch das Wüten des Orkans, der jetzt über den Weltteil hinbraust, zerstört werden könnten. Die Völker Europas, deren keines ein auserwähltes ist“, so weist er das bis auf Fichte zurückzuführende gefährliche Erbe eines überheblichen nationalistischen Sendungsbewusstseins zurück, „können sich, selbst wenn sie es wollten, der innigen Verflechtung ihrer geistigen Erzeugnisse und ihrer materiellen Bedürfnisse nicht entziehen. Die Zeit muß kommen, da zerrissene Fäden wieder angeknüpft, zerbrochene Brücken wieder hergestellt werden.“<sup>1099</sup> Mit Blick auf ein Europa, das sich nach dem Kriege wieder seiner gemeinsamen Wurzeln erinnern sollte, zog er für sich selbst als Historiker Konsequenzen: „Heute mehr als je ist es eine heilige Pflicht des Geschichtsschreibers, sorgfältig alles zu vermeiden, was diesen Genesungsprozeß hindern oder verlangsamen könnte.“<sup>1100</sup> Wie schon im deutsch-französischen Krieg

---

<sup>1095</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Erster Band (Erste Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1913, S. 2.

<sup>1096</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Siebenter Band (Dritte Abteilung. Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1916, S. V.

<sup>1097</sup> Ebd., S. Vf.

<sup>1098</sup> Ebd., S. VI.

<sup>1099</sup> Ebd.

<sup>1100</sup> Ebd.

1870/71 wollte er nicht dazu beitragen, Wunden zu schlagen. Er wich in sein Studierzimmer aus und vertiefte sich ganz in seine Arbeit. An Brentano schrieb er 1917, als er am achten Bande arbeitete: „Es ist gut, einen solchen Knochen zum Zerbeißen zu haben!“<sup>1101</sup>

Eine gewisse Zurückhaltung des deutschen Historikers wird ebenfalls hinsichtlich seiner Schweizer Wahlheimat angemessen gewesen sein. Dort tat sich im Ersten Weltkrieg der in etwa entlang der deutsch-französischen Sprachgrenze verlaufende „Röschtigraben“ auf, auf dessen einer Seite die „Französisch Sprechenden Schweizer sich mit Frankreich solidarisierten“, während auf der anderen Seite die „Deutsch Sprechenden hingegen mehrheitlich mit Deutschland sympathisierten.“<sup>1102</sup>

„Die wesentliche Aufgabe des Historikers heute besteht darin, sich davor zu hüten, etwas zu schreiben, was dazu beitragen könnte, den Tag [der Versöhnung (NSch)] hinauszuschieben“, meinte auch Eisenmann in Frankreich und bestätigte seinem deutschen Kollegen nach dem Krieg, diese Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit gelöst zu haben.<sup>1103</sup>

In einigen nach dem Krieg erschienenen Besprechungen der letzten Bände der *Geschichte Europas* werden Aspekte in der Geschichtsschreibung Sterns beanstandet, die den Schluss nahe legen, dass er tatsächlich die selbst auferlegte Zurückhaltung nicht nur während des Krieges, sondern auch danach übte. Kaufmann vermerkt 1919, dass Stern „die Rohheit, mit der England das unglückliche [Irland (NSch)] bedrückte und aussog“, deutlicher hätte schildern müssen.<sup>1104</sup> Weiter unten kommt er dann auf die englische Aristokratie zu sprechen und erläutert, dass diese „Herren, die miteinander um die höchsten Stellen stritten, sich berufen [fühlten], über alle Völker der Erde und ihre Streitigkeiten je nach Englands oder auch ihrer Partei Vorteil zu entscheiden.“<sup>1105</sup> Gerhard Ritter bemängelt 1925, dass Stern im achten Band „den aggressiven Charakter

---

<sup>1101</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 31.5.1917, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-59.

<sup>1102</sup> Kurt R. Spillmann: *Sicherheit und Sicherheitspolitik – einst und jetzt*, in: Ders., Rolf Kieser unter Mitarbeit von Thomas Köppel (Hrsg.): *Blickpunkt Schweiz. 27 Ansichten*, Zürich 1995, S. 79-98, hier S. 87.

<sup>1103</sup> Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 7 und 8 der Geschichte von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 45/T. 135, Paris 1920, S. 316-324, hier S. 316 („Le devoir essentiel de l'historien, aujourd'hui, est de se garder de rien écrire qui puisse contribuer à retarder ce jour. Du devoir qu'il marque ainsi, M[onsieur] Stern s'est, pour sa part, pleinement acquitté.“).

<sup>1104</sup> Georg Kaufmann: *Rezension zu Band 7 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 119, München und Berlin 1919, S. 100-105, hier S. 103.

<sup>1105</sup> Ebd., S. 103f.

der französischen Politik“ nicht eindringlich genug herausgearbeitet habe.<sup>1106</sup> In beiden Fällen meinten die Rezensenten, dass der Autor die Politik der Kriegsgegner des Ersten Weltkrieges zu vorsichtig kritisiere.

Bei der Diskussion um die Ursachen des Ersten Weltkrieges, bei der es sich für viele deutsche Historiker darum handelte, den Kriegsschuldvorwurf an das Deutsche Reich, wie er im Artikel 231 der Versailler Verträge festgeschrieben war, zurückzuweisen, war es natürlich wichtig, aggressive und imperialistische Tendenzen in der Politik der späteren Mitglieder der Entente aufzuzeigen. Mit solchen Belegen ließ sich nicht nur die auf deutscher Seite bereits bei Kriegsausbruch formulierte Einkreisungs- bzw. Überfallsthese besser verteidigen, sondern auch der Vorwurf der Alleinschuld Deutschlands und seiner Verbündeten leichter abwehren. Die Abwehrhaltung gegenüber diesem Vorwurf und die Verteidigung der Kriegsunschuldthese machten für viele deutsche Historiker der Weimarer Republik „geradezu eine patriotische Pflicht“ und den „habitualen Konsensus“<sup>1107</sup> aus. Nicht zuletzt für den „ausgesprochen konservativ[en]“<sup>1108</sup> Ritter, der sich „stets innerhalb des revisionistischen Konsenses der Zurückweisung des Versailler Kriegsschuldvorwurfs“<sup>1109</sup> bewegte, mag dieses Motiv eine wichtige Rolle gespielt haben. Als Fritz Fischer (1908-1999) im Jahre 1961 mit seinem Werk *Griff nach der Weltmacht, Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschlands 1914/18* (Kronberg/Taunus 1961) gegen die bis dahin geltende deutsche Geschichtsschreibung rebellierte und behauptete, das Kaiserreich sei nicht in den Krieg „hineingeschlittert“, sondern habe „von Anbeginn an weitreichende hegemoniale Ziele verfolgt“<sup>1110</sup>, trat Ritter in der so genannten Fischer-Kontroverse als der „Antipode“<sup>1111</sup> und einer der „Hauptkritiker“<sup>1112</sup> Fischers auf.

---

<sup>1106</sup> Gerhard Ritter: *Rezension zu Band 8 und 10 der Geschichte Europas von Alfred Stern*, in: ebd., Band 132, München und Berlin 1925, S. 501-505, hier S. 504.

<sup>1107</sup> Klaus Große Kracht: *Kriegsschuldfrage und zeithistorische Forschung in Deutschland. Historiographische Nachwirkungen des Ersten Weltkrieges*, in: *Zeitgeschichte-online* (Mai 2004), <http://www.zeitgeschichte-online.de/md=EWK-GKracht>, 8.1.2008, S. 1f.

<sup>1108</sup> Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band: Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949*, München 2003, S. 826.

<sup>1109</sup> Klaus Große Kracht: *Kriegsschuldfrage und zeithistorische Forschung in Deutschland. Historiographische Nachwirkungen des Ersten Weltkrieges*, in: *Zeitgeschichte-online* (Mai 2004), <http://www.zeitgeschichte-online.de/md=EWK-GKracht>, 8.1.2008, S. 10.

<sup>1110</sup> Ebd., S. 15.

<sup>1111</sup> Bernd Faulenbach: *Ritter*, in: *Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart*, München 2002, S. 273-275, hier S. 274.

<sup>1112</sup> Björn Hofmeister: *Fischer*, in: ebd., S. 97-99, hier S. 98.

Doch auch von französischer Seite wurde nach dem Ersten Weltkrieg Kritik angemeldet. Eisenmann, der in der europäischen Geschichte von 1848 bis zum Kriegsausbruch 1914 eine deutliche Kontinuität zu erblicken meinte, vermisst in Sterns historischem Denken den Bezug auf die „politische Lektion“ der Geschichte; das heutige Europa, so schreibt er 1920, habe sich in der Periode 1848-52 herausgebildet,<sup>1113</sup> Stern jedoch zeige diese Zusammenhänge nicht auf. Er stellt auch Sterns Objektivität in Frage, wenn es um das „gerechtfertigte Misstrauen“ geht, das in den Nachbarstaaten durch einen „latenten Pangermanismus“ verursacht worden sei, der das deutsche Nationalgefühl seit 1848 geprägt habe. Die unschönen Seiten des deutschen Nationalismus kommen, so Eisenmann, bei Stern zu kurz.<sup>1114</sup>

Die Einwände der deutschen Kritiker an Sterns Darstellung der englischen und französischen Politik und die des französischen Rezensenten an der Beschreibung der Auswüchse des deutschen Nationalismus wird man als ein Indiz für die Ausgewogenheit der Geschichtsschreibung Sterns werten dürfen. Er lässt sich von keiner Seite vereinnahmen und ist damit auch von allen Seiten angreifbar.

Von der Kriegseuphorie der Augusttage 1914, der vor allem das Bildungsbürgertum verfallen war,<sup>1115</sup> blieb Stern in der Schweiz unberührt. Beunruhigt konstatierte er die Hassgesänge, die nicht nur von nationalistisch verblendeten Gelegenheitsdichtern, sondern auch von Wissenschaftlern beiderseits der Gräben lauthals angestimmt wurden. Er bedauerte in einem Brief „die Verwilderung, die der Krieg in den Gehirnen der s[o] g[enannten] Intellektuellen“ hervorbrachte, und fragte sich „[w]ie & wann es möglich sein [wird], diese Abgründe später wieder zu überbrücken“.<sup>1116</sup> Stern gibt sich in diesem Brief wesentlich unsicherer als im oben

---

<sup>1113</sup> Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 7 und 8 der Geschichte von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 45/T. 135, Paris 1920, S. 316-324, hier S. 318 („Après tout, qu'on le veuille ou non, l'histoire contemporaine nous rappelle, à chaque pas, qu'elle est surtout une grande leçon de politique“). Eisenmann bezeichnet diese Periode von 1848 bis 1852 als eine „période tourmentée [...], où s'est élaborée toute l'Europe d'aujourd'hui, [...]“).

<sup>1114</sup> Vgl. ebd., S. 316f. („Sur un seul point, et sans doute n'est-ce d'ailleurs qu'une apparence, son impartialité accoutumée, ou, plus exactement, son objectivité semble légèrement en défaut. Dans les sentiments qu'inspire à l'Europe de 1848 l'effort d'unité de l'Allemagne, il ne marque pas assez la part de la légitime méfiance éveillée par le pangermanisme latent dont est dès lors imprégné le sentiment national allemand et qu'attestent, entre autres, l'affaire des duchés, les prétentions de l'Allemagne dans la question de l'Autriche, son attitude à l'égard de ses voisins de l'Ouest. [...] Donne-t-on de l'histoire de l'Allemagne et de l'Europe en 1848 et jusqu'aujourd'hui une vue exacte, si l'on omet de mettre en relief un trait aussi essentiel?“).

<sup>1115</sup> Vgl. Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Viertes Band: Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949*, München 2003, S. 16.

<sup>1116</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 5.5.1915, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-39.

zitierten Vorwort seines siebten Bandes, seine Konklusion ist indessen ähnlich: „Da eine Verständigung jetzt ganz unmöglich ist, werde ich bei meinem Vorsatz bleiben, während des Waffengangs nichts Schriftliches resp[ektive] Gedrucktes von mir zu geben. Man giesst nur Öl ins Feuer.“<sup>1117</sup> Wer während des Krieges versöhnliche Töne riskierte, das hatte er frühzeitig verstanden, hatte als „weltverbrüderungs-faselnde[s] Gelichter“ – so Georg Bötticher (1848-1918)<sup>1118</sup> in einem 1915 entstandenen, an „gewisse Aestheten und Internationale im eigenen Land“<sup>1119</sup> gerichteten Gedicht – einen schweren Stand. Stern musste erwarten, als Jude in Deutschland mit so „unpatriotischen“ Begriffen wie Internationalismus und Kosmopolitismus in Verbindung gebracht und in England als deutscher Professor mit dem „beschämendste[n] Dokument [der] intellektuellen Willfähigkeit“<sup>1120</sup>, dem *Aufruf an die Kulturwelt*, assoziiert zu werden. Schon im ersten Kriegsjahr berichtete er an Brentano, dass er es sich nun zur „Aufgabe [mache], Engländer wie Hirst [...] durch Übersendungen deutscher Zeitungen, Broschüren usw. „aufzuklären“. Vielleicht nützt es!“, setzte er optimistisch hinzu.<sup>1121</sup> Er beschränke sich, schrieb er im folgenden Jahr, auf die Übersendung „von thatsächlichen Berichtigungen von Wahnvorstellungen [...] (in Form von Zeitungsartikeln, Broschüren etc.), nach den verschiedenen Ländern“<sup>1122</sup>. Mit den Wahnvorstellungen meinte er wahrscheinlich die Auswüchse der britischen Propaganda, die nach den Übergriffen deutscher Truppen gegen belgische Zivilisten und der Zerstörung Löwens und der Löwener Bibliothek solche Ausmaße angenommen hatten, „dass sogar ein Mann wie George Saunders, der ehemalige Berlinkorrespondent der *Times*, der eine wichtige Rolle bei der Erweckung des britischen Argwohns gegen Deutschland nach 1900 gespielt hatte, sich gezwungen sah, gegen das „einfach abscheuliche“ Wüten der Presse zu protestieren.“<sup>1123</sup>

---

<sup>1117</sup> Ebd.

<sup>1118</sup> Georg Bötticher war Vater von Joachim Ringelnatz (eigentlich Hans Bötticher).

<sup>1119</sup> Georg Bötticher: *Zur Abwehr!*, in: Georg Kropp (Hrsg.): *Deutsche Kriegs-Chronik des großen Völkerkampfes*, Band III, Ludwigshafen o.J., Spalte 3272.

<sup>1120</sup> Volker Ullrich: *Die nervöse Großmacht 1871-1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs*, Frankfurt am Main 1999, S. 494.

<sup>1121</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 16.10.1914, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-28 (Unterstreichung im Original).

<sup>1122</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 5.5.1915, ebd., N 1001/60-39 (Unterstreichung im Original).

<sup>1123</sup> P. M. Kennedy: *Idealists and Realists: British Views on Germany 1864-1939*, in: *Transactions of the Royal Historical Society, Fifth Series, Volume 25*, London 1975, S. 137-156, hier S. 148 („Indeed, the war propaganda against the ‘Hun’ became so extreme that such a person as George Saunders, the former Berlin correspondent of *The Times* who had played a major role in arousing British suspicion of Germany after 1900, felt compelled to protest at the ‘simply disgusting’ raging of the press [.]”).

Sterns Kontakt in England war Francis Wrigley Hirst (1873-1953), von 1892 bis 1896 Bibliothekar in Oxford, wo Stern ihn wahrscheinlich auf einer seiner Archivreisen kennen gelernt hatte. Hirst tat sich später als liberaler Publizist hervor und war seit 1907 Redakteur der Zeitschrift *The Economist*. Diese einflussreiche Stelle musste er 1916 aufgeben, da er den britischen Kriegseintritt ablehnte. In seinem letzten Leitartikel des *Economist* sprach er von dem „schwierigen, bisweilen gar gefährlichen Amt eines Redakteurs, der daran glaubt, dass Wahrheit und Patriotismus wieder versöhnt werden müssten“<sup>1124</sup>. Von ihm erhielt Stern während des Krieges immer wieder Exemplare des *Economist*, die er dann von der Schweiz aus an Kollegen in Deutschland weiterschickte. In einem Brief vom 8. Oktober 1914 erklärt Hirst die britische Haltung zum Kriegsausbruch und vertritt dabei die Ansicht, dass eine Annäherung zwischen Deutschland und England möglich gewesen wäre. Der deutsche Überfall auf das neutrale Belgien hatte „in der Weltöffentlichkeit und vor allem auch in der [neutralen (NSch)] Schweiz schon den übelsten Eindruck hinterlassen.“<sup>1125</sup> Diesen „völkerrechtswidrige[n] Gewaltakt gegen Belgien“<sup>1126</sup>, „der der britischen Entscheidung für den Krieg einen „moralischen“ Anstrich gab und schwankende Kabinettsmitglieder und viele andere von der Richtigkeit ihrer Sache überzeugte“<sup>1127</sup>, hebt Hirst ebenfalls als entscheidend für den Kriegseintritt Großbritanniens hervor:

*Die Verletzung Luxemburgs und Belgiens durch die deutsche Armee und die Übertretung von zwei wichtigen internationalen Verträgen, verbunden mit der Furcht, die sich im Nachhinein als wohlbegründet erwies, dass die deutsche Armee nämlich stark genug ist, Frankreich zu besiegen, haben uns in einen Krieg geführt, der aus einem erbärmlichen Zwist zwischen Serbien und*

---

<sup>1124</sup> Mark Brady: *Against the Tide: The Life of Francis W. Hirst*, in: <http://www.fee.org/publications/the-freeman/article.asp?aid=4401>, 27.8.2007 („[...] he was forced to resign in 1916 owing to his opposition to World War I.“; „Since the war began, the function of an editor who believes that truth and patriotism ought to be reconciled has been difficult and even hazardous.“).

<sup>1125</sup> Tobias Kästli: *Die Schweiz – eine Republik in Europa. Geschichte des Nationalstaats seit 1789*, Zürich 1998, S. 412.

<sup>1126</sup> Ebd.

<sup>1127</sup> P. M. Kennedy: *Idealists and Realists: British Views on Germany 1864-1939*, in: *Transactions of the Royal Historical Society, Fifth Series, Volume 25*, London 1975, S. 137-156, hier S. 148 („[...] which gave to the British decision for war a 'moral' air that convinced wavering Cabinet members and many others of the righteousness of their cause[.]“).



*Österreich entstand. [...] Der Überfall auf Belgien änderte die Stimmung hier vollständig. Wir alle betrachteten ihn als einen Angriff auf die Zivilisation.*<sup>1128</sup>

Die Abschrift dieses Briefes sandte Stern zusammen mit einem Exemplar des *Economist* an Brentano, der seinerseits Exemplare seiner Schriften und Aufsätze an Stern schickte, damit dieser sie an Adressen in Frankreich und England weiterleite. Brentano hatte übrigens auch den *Aufruf an die Kulturwelt* unterzeichnet, in dem die deutsche Kriegspolitik – auch noch nach der Brandschatzung Löwens – rückhaltlos verteidigt wurde. Allerdings hatte Brentano, wie mehrere andere, seine Unterschrift für dieses „unerhörte[] Beispiel autistischer Arroganz“<sup>1129</sup> erst auf Drängen eines Kollegen hergegeben, ohne den genauen Wortlaut des Aufrufs zu kennen<sup>1130</sup> und bereute dies später als erster der Unterzeichner bitter<sup>1131</sup>. Nur einige Monate später, Ende 1914, publizierte er in der Wiener *Neuen freien Presse* einen Artikel, der 1915 als Flugschrift des für einen Verständigungsfrieden eintretenden Bundes *Neues Vaterland*, zu dem auch Einstein gestoßen war, mit seiner ausdrücklichen Erlaubnis abgedruckt wurde. Dort geißelte er zwar die englische Politik, hielt es aber für „eine fast ans Verbrecherische grenzende Torheit, [...] den Haß gegen England an sich zu predigen“, und mahnte mit Blick auf den kommenden Frieden: „Hasse so, als ob der Haß einmal der Liebe wieder Platz geben dürfte.“<sup>1132</sup> Er beschäftigte sich als Nationalökonom bereits während der Kriegsjahre mit den Ursachen des Ersten Weltkrieges und versuchte, die Schuldfrage wissenschaftlich zu klären. Dabei bemühte er sich nicht nur, die ökonomisch-wirtschaftlichen Gründe abzudecken<sup>1133</sup>, sondern auch über die

---

<sup>1128</sup> Francis Wrigley Hirst an Alfred Stern, 8.10.1914, zitiert nach der Abschrift in: Alfred Stern an Lujo Brentano, 16.10.1914, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-29 („The violation by the German army of Luxemburg & Belgium & the infraction of two important international treaties, coupled with the fear, which has since proved well founded, that the German army was strong enough to have crushed France, have brought us into a war which originated in a miserable squabble between Serbia & Austria ... [...] The attack on Belgium entirely altered opinion here. We all felt it as an offence against civilisation.”).

<sup>1129</sup> Fritz Stern: *Die Historiker und der Erste Weltkrieg. Eigenes Erleben und öffentliche Deutung*, in: Ders.: *Verspielte Größe. Essays zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1996, S. 37-68, hier S. 52.

<sup>1130</sup> Vgl. Jürgen von Ungern-Sternberg, Wolfgang von Ungern-Sternberg: *Der Aufruf „An die Kulturwelt!“: Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg*, Stuttgart 1996, S. 69ff. (= Historische Mitteilungen, im Auftrage der Ranke-Gesellschaft, Vereinigung für Geschichte im öffentlichen Leben e.V., Beiheft 18).

<sup>1131</sup> Vgl. Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 355.

<sup>1132</sup> Lujo Brentano: *England und der Krieg*, Berlin 1915, S. 12 bzw. 14.

<sup>1133</sup> Vgl. Lujo Brentano: ebd., vgl. auch *Über den Wahnsinn der Handelsfeindseligkeit. Vortrag gehalten in Zürich am 13. Juni 1916*, München o.J.

diplomatischen Vorgänge in den verhängnisvollen Julitagen des Jahres 1914 Klarheit zu erlangen. Dazu fragte er auch bei Stern an, ob dieser zum Beispiel etwas von einer zwischen Österreich einerseits und Russland und Serbien andererseits getroffenen Vereinbarung wisse, die den Frieden hätte bedeuten können, wenn sie mit dem deutschen Ultimatum an Russland nicht gegenstandslos geworden wäre.<sup>1134</sup> Stern beantwortete diese Frage, die die im Lärm der lügenhaften Propaganda entstandene Verwirrung über die faktischen Ereignisse eindringlich illustriert, so gut er konnte – in diesem Falle mit einem einfachen Nein. Es scheint, dass er mit Brentano und seiner Erklärung der Kriegsursachen zumindest sympathisierte. Brentano, der „im Urteil seiner Zeit als der Prophet der liberalen Handelspolitik [galt]“<sup>1135</sup>, sprach den Handelsbeschränkungen, mit denen vor allem England, aber auch Deutschland seine wirtschaftliche Macht zu sichern und weiter auszubauen versuchten, einen Großteil der Kriegsschuld zu<sup>1136</sup>. Doch das eigentliche Thema der Kriegsschuldfrage wird in der Korrespondenz zwischen den beiden Wissenschaftlern nicht konkret besprochen, so dass Sterns Haltung zu dieser Frage unklar verbleiben muss. Auch in seiner Privatkorrespondenz hielt er sich, seinen Vorsatz nichts zu veröffentlichen befolgend, zurück.

An dieser Stelle ist ein kleiner Exkurs einzuschalten, um einen kurzen Blick auf eine vom Standpunkt dieses Biographen nicht ganz unproblematische Rede zu werfen, die Sterns Einstellung zu dieser Frage zwar nicht vollständig klären kann, aus Gründen der Vollständigkeit jedoch nicht übergangen werden darf. Er hatte im März 1897 vor der deutschen Kolonie in Bern anlässlich des 100. Geburtstages Kaiser Wilhelms I. eine Rede gehalten, die auf den ersten Blick überhaupt nicht zu dem bisher gezeichneten Bild passt.<sup>1137</sup> Dass er dem „Kartätschenprinzen“, der in blutigen Gefechten und anschließenden standrechtlichen Erschießungen an der Niederschlagung der Revolution von 1848 beteiligt gewesen war, ein Loblied singen sollte, scheint mit seinen liberalen Sympathien unvereinbar. In seiner *Geschichte Europas* berichtet er davon, dass am 15.

---

<sup>1134</sup> Vgl. die Antwort Sterns in Alfred Stern an Lujo Brentano, 30.12.1914, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-34.

<sup>1135</sup> Ursula Ratz: *Arbeiteremanzipation zwischen Karl Marx und Lujo Brentano. Studien zur Geschichte der Arbeiterbewegung und der Bürgerlichen Sozialreform in Deutschland*, Berlin 1997, S. 244 (= Sozialpolitische Schriften, Heft 73).

<sup>1136</sup> Vgl. Lujo Brentano: *Über den Wahnsinn der Handelsfeindseligkeit. Vortrag gehalten in Zürich am 13. Juni 1916*, München o.J.

<sup>1137</sup> Alfred Stern: *Festrede gehalten zur Feier des hundertsten Geburtstags Kaiser Wilhelms I. vor der deutschen Kolonie im Gesellschaftshaus Bern am 21. März 1897*, in: Ders.: *Reden, Vorträge und Abhandlungen*, Stuttgart, Berlin 1914, S. 3-17.

März 1848 in Berlin eine „blutige Ahndung von Schimpfworten und Steinwürfen“ nur „dem empörten Prinzen von Preußen zum Trotz“<sup>1138</sup> verhindert werden konnte. Eine Laudatio auf den Sieger der Reichseinigungskriege steht überdies in einem gewissen Gegensatz nicht nur zu seinen autobiographischen Erwähnungen der kriegerischen Ereignisse von 1866 bzw. 1870/71, sondern auch zu den oben bereits zitierten brieflichen Äußerungen an Brentano und dem Artikel in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*. Darüber hinaus verwundert die Behauptung aus dem Mund eines Historikers, dass die Einheit des Reiches der „glorreichen Führung“<sup>1139</sup> des alten Hohenzollern zu verdanken sei, dessen Regierungszeit größtenteils im Schatten Bismarcks, des eigentlichen Reichgründers, stattfand. Diese Darstellung erstaunt umso mehr, wenn man mit in Betracht zieht, dass sich das „ehrwürdige[] erste[] Oberhaupt“<sup>1140</sup> des Deutschen Reiches 1871 aus der Kaiserkrone „nicht ein Haar breit“ machte, sich „verzweifelt“ gegen die Kaiserwürde wehrte und an Abdankung dachte<sup>1141</sup>. Schon allein die Tatsache, dass Stern überhaupt in dem nationalistisch gefärbten Genre der Kaiserrede auftritt, überrascht, wenn man sich seine politische Einstellung vor Augen hält. In einem Sprachduktus, den man bei ihm sonst nicht findet, schildert er in dieser Rede die Julitage des Jahres 1870 und zitiert dabei die *Wacht am Rhein*, die mit ihrem vaterländischen Getöse die heimliche Nationalhymne des Kaiserreiches war:

*Wer die Julitage des Jahres 1870, wäre es auch nur als Halbwüchsiger, in deutschen Landen miterlebt hat, dem werden sie als solche ewig nachleuchtende unvergeßlich sein; die Tage, da ein Ruf erbrauste wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenhall, da der Schwur erscholl und die Fahnen hoch im Winde flatterten um das Haupt des greisen, königlichen Helden zum Rhein und über den Rhein. Unvergeßlich desgleichen der Sommer 1871, als überall die Heimkehrenden mit Jubelschall empfangen, und auch die, welche ihr Theuerstes zum Opfer gebracht, in verklärtem Schmerz durch den Gedanken an das Vaterland erhoben wurden. Welch ein Bild: jene Triumphstraße seiner*

---

<sup>1138</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Siebenter Band, (Dritte Abteilung, Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1916, S. 81.

<sup>1139</sup> Alfred Stern: *Festrede gehalten zur Feier des hundertsten Geburtstags Kaiser Wilhelms I. vor der deutschen Kolonie im Gesellschaftshaus Bern am 21. März 1897*, in: Ders.: *Reden, Vorträge und Abhandlungen*, Stuttgart, Berlin 1914, S. 3-17, hier S. 6.

<sup>1140</sup> Ebd., S. 7.

<sup>1141</sup> Christian Graf von Krockow: *Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Biographie einer Epoche*, Berlin 2002, S. 7.

*Hauptstadt, unter den grünen Linden, auf der, seinen Prinzen und Paladinen voran, der Sieger, nun Deutscher Kaiser, einherritt, umwogt von tausendstimmigem Freudenchor, unter einem Regen von Blumen und Kränzen, beim feierlichen Geläut der Glocken.*<sup>1142</sup>

Wie kann der liberale Historiker die Rolle des ehemaligen preußischen Prinzen im Jahre 1848 einfach übergehen und den „konservativ und soldatisch“<sup>1143</sup> denkenden Herrscher mit dem Satz, dass er den Verfassungsentwurf des Siebzehnerausschusses „begrüßte“<sup>1144</sup>, in die Nähe des Liberalismus rücken? Später schreibt Stern in seinem Hauptwerk, dass „der Entwurf dem König von Preußen auf den Leib zugeschnitten war“, und dass Wilhelm als Prinz „starke, von nüchternem Verstand diktirte Einwendungen im einzelnen zu machen [hatte]“<sup>1145</sup>, also selbst diesem maßgeschneiderten Vorschlag nicht ohne Weiteres zustimmen konnte. Auch das Auftreten des späteren Oberhauptes am 6. Juni vor der Nationalversammlung hatte in Sterns Darstellung einen „bitteren Beigeschmack“<sup>1146</sup>. Seine „Geschäfte [verböten] ihm regelmäßige Teilnahme“<sup>1147</sup> an den parlamentarischen Versammlungen, hatte der Prinz dort geäußert; der Grund dafür war, wie Stern gute 200 Seiten später selbst feststellt, dass er mit „Freuden“ den Oberbefehl über die Armeen übernommen hatte, die sich „zur Bekämpfung der Revolution“ gesammelt hatten<sup>1148</sup>. Begeht Stern also hier nicht „den stärksten Irrtum“, genau wie die, die dem alten Hohenzollern, wie er schreibt, „auch nur gemäßigt liberale Gesinnungen andichteten“?<sup>1149</sup> Kann man diese Rede im Hinblick auf ihr Publikum, die deutsche Kolonie in Bern, und ihren Anlass, den Geburtstag des nun verstorbenen Herrschers, entschuldigen und als unwesentlich in unserem

---

<sup>1142</sup> Alfred Stern: *Festrede gehalten zur Feier des hundertsten Geburtstags Kaiser Wilhelms I. vor der deutschen Kolonie im Gesellschaftshaus Bern am 21. März 1897*, in: Ders.: Reden, Vorträge und Abhandlungen, Stuttgart, Berlin 1914, S. 3-17, hier S. 3f.

<sup>1143</sup> Christian Graf von Krockow: *Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Biographie einer Epoche*, Berlin 2002, S. 7.

<sup>1144</sup> Alfred Stern: *Festrede gehalten zur Feier des hundertsten Geburtstags Kaiser Wilhelms I. vor der deutschen Kolonie im Gesellschaftshaus Bern am 21. März 1897*, in: Ders.: Reden, Vorträge und Abhandlungen, Stuttgart, Berlin 1914, S. 3-17, hier S. 13.

<sup>1145</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Siebenter Band, (Dritte Abteilung, Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1916, S. 117.

<sup>1146</sup> Ebd., S. 160.

<sup>1147</sup> Ebd.

<sup>1148</sup> Ebd., S. 366.

<sup>1149</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Achter Band, (Dritte Abteilung, Zweiter Band)*, Stuttgart und Berlin 1920, S. 457.

Zusammenhang außen vor halten? Oder soll man sie als Ausrutscher verstehen, als Querschläger sozusagen, der einen Sprung in das Bild Sterns schlägt?

Hier wird zwar die Auffassung vertreten, dass der Biograph eine in sich konsistente Darstellung seines Objektes zu versuchen hat, aber auch, dass es keineswegs seine Aufgabe ist, Sprünge zu kitten und Widersprüche zu glätten. Inkonsequenzen und Zwiespalte gehören zum Leben und lassen sich wahrscheinlich in jedem Menschenleben nachweisen. Dennoch soll auf zwei Umstände hingewiesen werden. Erstens änderte sich das Bild des preußischen Prinzen in der Öffentlichkeit bereits im ersten Jahrzehnt nach der Revolution und wurde „von einem verklärenden Nimbus umwoben“<sup>1150</sup>. Darauf deutet auch Sterns Darstellung in der *Geschichte Europas* hin, der ihn erst „in weiten Kreisen als Verkörperung militärischer Überhebung, wenn nicht gar als Urheber des Blutvergießens“<sup>1151</sup> gelten lässt, ihn an anderer Stelle aber als „den Verleumdeten und Verkannten“<sup>1152</sup> bezeichnet. Später wurde der Kaiser „je älter er wurde, desto mehr [verehrt wie kaum ein anderer Herrscher]“<sup>1153</sup>, wozu nicht nur „seine verhaltene Würde“<sup>1154</sup>, sondern auch seine „Bescheidenheit“ und die „Abneigung gegenüber dem unnötigen Aufwand“<sup>1155</sup> erheblich beitrug. Seiner Genügsamkeit und „Einfachheit im ächtesten Wortsinn“<sup>1156</sup> räumt Stern in seiner Rede viel Platz ein. Wilhelm I. wurde schon von seiner Mutter als „einfach, bieder und verständig“ eingeschätzt, und auch Stern hebt diese Seiten seines Charakters mehrmals hervor.<sup>1157</sup> Der erste Kaiser des neuen Reiches wird von Stern mit einem „altdeutschen Helden des Nibelungenliedes“ verglichen und als „mild, stark und kühn“ beschrieben<sup>1158</sup>, während Wilhelm II., der zum Zeitpunkt der Rede sein Amt bereits seit neun Jahren bekleidet hatte, als moderner Mensch der „neuen Generation“ des nach ihm benannten Wilhelminischen Zeitalters

---

<sup>1150</sup> Ebd.

<sup>1151</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Siebenter Band, (Dritte Abteilung, Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1916, S. 89.

<sup>1152</sup> Ebd., S. 158.

<sup>1153</sup> Christian Graf von Krockow: *Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Biographie einer Epoche*, Berlin 2002, S. 8.

<sup>1154</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866-1918. Band II. Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, S. 99.

<sup>1155</sup> Christian Graf von Krockow: *Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Biographie einer Epoche*, Berlin 2002, S. 7.

<sup>1156</sup> Alfred Stern: *Festrede gehalten zur Feier des hundertsten Geburtstags Kaiser Wilhelms I. vor der deutschen Kolonie im Gesellschaftshaus Bern am 21. März 1897*, in: Ders.: *Reden, Vorträge und Abhandlungen*, Stuttgart, Berlin 1914, S. 3-17, hier S. 7.

<sup>1157</sup> Ebd. et passim.

<sup>1158</sup> Ebd., S. 11.

aufzufassen ist<sup>1159</sup>. Nach der Lesart, die hier vorgeschlagen werden soll, äußert der Festredner in der Hervorhebung der Eigenschaften des alten Kaisers indirekt eine Kritik am Enkel, dessen Eitelkeit, Selbstüberschätzung und Selbstherrlichkeit im krassen Gegensatz zu den Tugenden des Großvaters standen.

Zweitens wurde Sterns 1897 gehaltene Rede erst im Jahre 1914 in dem Sammelband *Reden, Vorträge und Abhandlungen* veröffentlicht. Das Vorwort zu diesem Band stellte er am 8. Juni 1914 fertig, ganze zwanzig Tage vor den verhängnisvollen Schüssen in Sarajevo. Ob diese Rede zu den Stücken gehört, die später „durch Verbesserungen und Zusätze bereichert worden [sind]“<sup>1160</sup>, ob sie also der aktuellen politischen Situation angeglichen wurde, konnte nicht festgestellt werden, da sich das Originalmanuskript nicht in seinem Nachlass befindet. Wie dem auch sei, Stern hat die bis dahin ungedruckte Geburtstagsrede aus der Schublade geholt, drucken lassen und sogar an den Anfang des Bandes gestellt. Dies wird nicht zufällig, sondern wohl überlegt geschehen sein, und belegt die Wichtigkeit, die er dieser Rede beimaß. Den Sammelband stellte er zu einem Zeitpunkt zusammen, als Kaiser Wilhelm II. sich in seinem 25. Regierungsjahr gerade als „Friedenskaiser“<sup>1161</sup> hatte feiern lassen, die Balkankrise beigelegt war und das Jahr 1914 sich noch friedlich anließ. Doch in Europa standen hochgerüstete Blöcke mit gewaltigen Heeren gegeneinander, und es gab „eine latente Furcht vor einem Krieg“<sup>1162</sup>. „Daß wir der Katastrophe entgegentreiben, ist seit langem meine Überzeugung“, sagte August Bebel (1840-1913) kurz vor seinem Tod, „aber es scheint, sie kommt rascher, als ich ahnte.“<sup>1163</sup> In dieser unheilswangeren Situation zitiert Stern gegen Ende seiner Rede ein Wort Wilhelms I., das er als „heiliges Vermächtnis“<sup>1164</sup> des alten Kaisers anführt:

*Uns aber und unseren Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, alle Zeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegesischen Eroberungen,*

---

<sup>1159</sup> Vgl. Christian Graf von Krockow: *Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Biographie einer Epoche*, Berlin 2002, S. 11.

<sup>1160</sup> Ebd., Vorwort.

<sup>1161</sup> Ebd., S. 218.

<sup>1162</sup> John Keegan: *Der erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie*, Reinbek bei Hamburg 2004, S. 32.

<sup>1163</sup> August Bebel zitiert nach Michael Stürmer: *Das ruhelose Reich. Deutschland 1866-1919*, Berlin 1998, S. 364.

<sup>1164</sup> Alfred Stern: *Festrede gehalten zur Feier des hundertsten Geburtstags Kaiser Wilhelms I. vor der deutschen Kolonie im Gesellschaftshaus Bern am 21. März 1897*, in: Ders.: *Reden, Vorträge und Abhandlungen*, Stuttgart, Berlin 1914, S. 3-17, hier S. 17.

*sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.*<sup>1165</sup>

Vielleicht hat auch Stern das Unheil kommen sehen. Seine Rede wäre dann weniger als traditionelle Kaiserrede aufzufassen, sondern eher als eine – natürlich ungehört verhallte – Mahnung zum Frieden.

Wenn aber diese Interpretation der Kaiserrede zulässig ist, belegt die letzte Publikation Sterns vor dem Ersten Weltkrieg, dass er vom Deutschen Reich und seinem säbelrasselnden, nach Weltmacht strebenden Kaiser eine Gefahr für den europäischen Frieden ausgehen sah. Man wird daher wohl vermuten dürfen, dass er in der Debatte über die Kriegsschuldfrage, die in den verschiedenen Ländern zu verschiedenen Erklärungen führte, keinen einseitigen Standpunkt einnahm. Er verfolgte die Diskussionen jedenfalls auch nach dem Krieg genau. In seinem letzten Brief an Brentano schneidet er das Thema 1930 noch einmal kurz an: „In den ehrlichen englischen Vorkriegs-Dokumenten kann man ja heute ganz genau verfolgen, wie alles militärisch für den Einmarsch der Franzosen & Engländer in Belgien vorbereitet war, wenn wir – wie es geschah, – so dumm wären, zuerst einzurücken!“<sup>1166</sup> Konnte man das Wir der Stern'schen Autobiographie als ein europäisches interpretieren, ist das Wir in diesem Brief eindeutig ein deutsches. Allerdings wollte Stern mit dem Hinweis auf die englischen Vorkriegsdokumente wahrscheinlich die Behauptung belegen, die bereits im *Aufruf an die Kulturwelt* die deutsche Überfallsthese mit der Kriegsbereitschaft der Entente untermauern sollte: Frankreich und England seien nachweislich zur Verletzung der belgischen Neutralität entschlossen gewesen, Deutschland sei ihnen also nur zuvor gekommen.<sup>1167</sup> Seine Haltung zur Kriegsschuldfrage scheint also widersprüchlich und unklar und muss daher letztlich offen bleiben.

Den *Aufruf an die Kulturwelt*, in dem sich 93 prominente deutsche Professoren als Vertreter des deutschen Kulturvolkes präsentierten und den Krieg als einen Kampf um die europäische Kultur deuteten, hat Stern nicht unterzeichnet. Ob er als außerhalb des Reiches lebender Jude prominent genug war, um dazu überhaupt aufgefordert zu werden, ist nicht sicher. Es fällt jedoch auf, dass sich in seinem während des Krieges

---

<sup>1165</sup> Ebd., S. 16.

<sup>1166</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 16.4.1930, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-70 (Unterstreichungen im Original).

<sup>1167</sup> Vgl. *Aufruf an die Kulturwelt*, 4.10.1914, <http://www.nernst.de/kulturwelt.htm>, 30.8.2007, S. 1.

geschriebenen Vorwort Formulierungen aufzeigen lassen, die denen des Aufrufes sehr ähneln. Der weiter oben angeführte Satz aus dem Vorwort des siebten Bandes, in dem er von den „schwarzen und gelben Bundesgenossen“ spricht, denen das Schauspiel europäischer Selbstzerfleischung geboten wird, erinnert sowohl inhaltlich als auch in seiner Formulierung an eine stark rassistisch gefärbte Stelle in diesem Aufruf. Dort wird den Engländern und Franzosen, die ihre Kolonialtruppen an die Front warfen und sie gegen die Deutschen kämpfen ließen, das Recht abgesprochen, sich „als Verteidiger der europäischen Zivilisation zu gebärden“; dazu hätten „die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen.“<sup>1168</sup> Auch Brentano bespricht dieses Thema in einer seiner Schriften und stellt die These auf, dass England dadurch, dass es „Völker aller Schattierungen der Hautfarbe vom Schwarz des Negers und Dunkelbraun des Inders bis zum Gelb des Japaners in seinen Dienst [nimmt], um die freie Entfaltung der Deutschen zu hindern[,] [...] das Ende der Herrschaft Europas über Asien“ bereite<sup>1169</sup>. Stern blieb also ebenfalls vom Krieg und seiner Propaganda trotz aller Vorsicht und Zurückhaltung nicht unberührt. Eine unscheinbare Stelle im siebten Band, der 1916 veröffentlicht wurde, verrät ebenso, dass er auch gegen die euphemistische Sprache des Krieges nicht gefeit war: Er führt in einer Fußnote ein Werk über die Vorgeschichte zur 1848-er Erhebung in Schleswig-Holstein an und weiß zu berichten, dass der Autor, Johannes Brock, „1915 den Heldentod gefunden hat“<sup>1170</sup>.

Hinsichtlich der oben angeführten, rassistisch gefärbten Stelle aus dem Vorwort des siebten Bandes ist zu bemerken, dass Stern zwar europäisch, aber nicht international dachte. Er bezweifelte, dass die „Annahme der Einheit der Menschheit nach Abstammung und Verwandtschaft als Voraussetzung ihrer einheitlichen zusammenhängenden Entwicklung hinlänglich fest und tragfähig sei.“<sup>1171</sup> Die Frage nach der Einheit der Menschheit schien ihm im Zeitalter der rassistischen Lehren „im Hinblick auf die Ergebnisse vielfältiger anthropologischer, ethnographischer, linguistischer Forschungen verneint werden zu müssen.“<sup>1172</sup> Den gemeinsamen Geist

---

<sup>1168</sup> Ebd.

<sup>1169</sup> Lujo Brentano: *England und der Krieg*, Berlin 1915, S. 11.

<sup>1170</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Siebenter Band, (Dritte Abteilung, Erster Band)*, Stuttgart und Berlin 1916, S. 108.

<sup>1171</sup> Alfred Stern: *Gibt es einen Fortschritt in der Geschichte?*, 1927, S. 6 (unveröffentlichtes Manuskript), Zentralbibliothek Zürich, HsAbt., Nachlass Alfred Stern.

<sup>1172</sup> Ebd.



fand er „in einem engeren Kreise menschlicher Gemeinschaften“<sup>1173</sup>, nämlich dem der „Kulturvölker“<sup>1174</sup>, zu denen er zwar nicht nur, aber doch hauptsächlich die europäischen Völker zu zählen scheint. Obwohl sich an dieser Stelle die Kategorie der Rasse in seinem Denken nachweisen lässt, gehörte er keineswegs zu den „fanatischen Zeloten“, die „nicht selten die Gleichberechtigung der Racen bestritten“<sup>1175</sup>. Auch wenn ihm unter Berufung auf Moses Mendelssohn und Arthur Schopenhauer die Annahme einer „einheitlichen „Menschheit“ nicht auf dem festen Boden des Thatsächlichen“<sup>1176</sup> zu stehen schien, finden sich keine Anzeichen dafür, dass er die Rassen unter irgendwelchen qualitativen Gesichtspunkten rangieren wollte. Sein „Rassismus“, wenn man diese heute viel negativer konnotierte Bezeichnung in dem vorliegenden Fall überhaupt verwenden will, sollte nicht überbewertet werden, denn er gehörte zum normalen Vorstellungsrepertoire seiner Zeit und war sogar mit einer gewissen Wissenschaftlichkeit ausgestattet. Zu unterstreichen ist vielmehr, dass Freiheit und Gleichberechtigung, die Stern im europäischen Zusammenhang verfocht, auch in Bezug auf seine Vorstellungen von Rasse und Uneinheitlichkeit der Menschheit gegolten zu haben scheinen. Dieser eher deskriptive Standpunkt zur neuen Anthropologie ohne qualitativen und normativen Einschlag hinsichtlich der angeblichen Charaktereigenschaften der Rassen wird in seinem Zeitalter als moderat aufgefasst worden sein.

Brentanos Artikel gehörten zu den „thatsächlichen Berichtigungen“, die Stern ins Ausland verschickte. Im Juli 1916 versandte er beispielsweise Exemplare des Vortrags *Über den Wahnsinn der Handelsfeindseligkeit*, den Brentano am 13. Juni in Zürich gehalten hatte. Er ließ auf ausdrücklichen Wunsch Brentanos auch Hirst ein Exemplar zukommen, mit der Bitte, den Eingang der Sendung zu bestätigen. An Brentano schrieb er: „Da wird man ja erfahren (& ich werde es Ihnen dann mitteilen)[,] wie es mit der Versendung in Deutschland gedruckter oder verlegter Druckschriften nach England steht. Ich selbst weiss nichts darüber.“<sup>1177</sup> Die erwünschte Bestätigung erhielt er nicht, die Sendung scheint bei Hirst aus ungeklärten Gründen nicht

---

<sup>1173</sup> Ebd., S. 13.

<sup>1174</sup> Ebd., S. 15.

<sup>1175</sup> Ebd., S. 26.

<sup>1176</sup> Ebd., S. 8

<sup>1177</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 17.7.1916, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-53.

angekommen zu sein<sup>1178</sup>, obwohl der Brief- und Kartenwechsel, in dem der Engländer ihn bat, Brentano „viele Grüße [...] zu bestellen“<sup>1179</sup>, sonst ungehindert verlief.

Die Artikel Brentanos trugen zu dem Bild, das Stern von den aktuellen Geschehnissen gewann, bei. Exemplare dieser Schriften wanderten in Sterns Privataarchiv. Mit der „Mitteilung, dass ich Ihre 3 Pakete eben erhalten habe & die Sendung an die Adressen sofort besorgen werde“, bestätigte er den Empfang einer größeren Sendung und erklärte gleichzeitig, dass er von „den nicht adressierten Exemplaren [...] eines in [s]eine schon sehr stattliche Sammlung „Drucksachen, Krieg 1914-?““ legen werde.<sup>1180</sup> Dieses Material ist Ausdruck eines Sammel- und Dokumentationsinteresses, das sich ab 1914 nicht nur bei Wissenschaftlern nachweisen lässt. Vor allem im Deutschen Reich sammelten neben „größere[n] und kleinere[n] Museen, Archive[n], Bibliotheken, militärische[n] Stellen, Ämter[n], Gemeindeverwaltungen und Vereine[n]“ auch viele Privatleute eifrig Dokumente und Objekte der „großen Zeit“.<sup>1181</sup> Umfangreiche Zeitungsausschnittsammlungen mit einem Anspruch auf Vollständigkeit sind dokumentiert.<sup>1182</sup> Es entstanden sogar Zeitschriften, die über den Wert von Sammlungen und Sammelobjekten informierten und gleichzeitig als Tausch- und Kontaktbörsen dienten.<sup>1183</sup> Sterns Materialien, die keinen Eingang in seinen Zürcher Nachlass fanden, bestanden aus aktuellen Drucksachen und Zeitungsberichten. Sie werden kaum als „Beweisstücke für Ruhm und Ehre der deutschen Soldaten“ oder als Beleg für die „Überlegenheit des deutschen Volkes“<sup>1184</sup> gedient haben, sondern einzig und allein als historische Quellen. Wahrscheinlich hatte

---

<sup>1178</sup> Vgl. Alfred Stern an Lujo Brentano, 29.8.1916, ebd., N 1001/60-56.

<sup>1179</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 10.2.1917, ebd., N 1001/60-58.

<sup>1180</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 25.1.1915, ebd., N 1001/60-36 (Unterstreichung im Original).

<sup>1181</sup> Alexandra Kaiser: „... das Material zu sammeln, das dieser Krieg in solcher Fülle schuf wie keiner vorher.“ *Kriegssammlungen und Kriegssammler im Ersten Weltkrieg*, in: Gottfried Korff (Hrsg.): Kasten 117. Aby Warburg und der Aberglaube im Ersten Weltkrieg, Tübingen 2007, S. 87-115, hier S. 89 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Vereinigung für Volkskunde, 105. Band).

<sup>1182</sup> Vgl. Anke Te Heesen: *Schnitt 1915. Zeitungsausschnittsammlungen im Ersten Weltkrieg*, in: Gottfried Korff (Hrsg.): Kasten 117. Aby Warburg und der Aberglaube im Ersten Weltkrieg, Tübingen 2007, S. 71-85 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Vereinigung für Volkskunde, 105. Band).

<sup>1183</sup> Vgl. Alexandra Kaiser: „... das Material zu sammeln, das dieser Krieg in solcher Fülle schuf wie keiner vorher.“ *Kriegssammlungen und Kriegssammler im Ersten Weltkrieg*, in: Gottfried Korff (Hrsg.): Kasten 117. Aby Warburg und der Aberglaube im Ersten Weltkrieg, Tübingen 2007, S. 87-115, hier S. 93 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Vereinigung für Volkskunde, 105. Band).

<sup>1184</sup> Ebd., S. 91.

er vor, nach dem Krieg und nach der Beendigung seines selbst auferlegten Schweigens aus diesem Fundus zu schöpfen.

Das zeitgeschichtliche Geschehen verfolgte er also aufmerksam. Schon im März 1866 hatte er als Student unter dem Eindruck der Geschehnisse, die wenig später zum Krieg zwischen Österreich und Preußen führen sollten, das Verhältnis zwischen Geschichte und aktueller Politik aphoristisch zu formulieren versucht: „Ich kann nicht begreifen, wie ein Mensch, der sich für Geschichte interessiert, nicht auch für Politik lebhaftes Interesse fühlen soll, da doch in der That diese nichts anderes ist als flüssige Geschichte und jene nichts als gefrorene Politik.“<sup>1185</sup> Den Inhalt seiner Artikelsammlung benutzte er indessen während des Krieges nicht, um in Artikeln oder Aufsätzen seine Ansichten darzulegen. Seine Begründung, kein Öl ins Feuer gießen zu wollen, überzeugt, er setzt sich damit aber dennoch einem bereits 1874 von Friedrich Nietzsche formulierten Vorwurf aus: Die Geschichtswissenschaft drohe sich vom eigentlichen Leben zu entfernen, obwohl „wir sie zum Leben und zur Tat [brauchen], nicht zur bequemen Abkehr vom Leben und von der Tat“<sup>1186</sup>. Wenngleich Sterns Rückzug in sein Arbeitszimmer eine Abwendung vom Zeitgeschehen bedeutet, ist er damit noch längst nicht zum weltflüchtigen Antiquar geworden, der „das werdende [unterschätzt]“<sup>1187</sup> und über die Beschäftigung mit dem Vergangenen die Gegenwart aus den Augen verloren hat.

Seine Zürcher Adresse war nicht nur Umschlagplatz für britische Zeitschriften und deutsche Aufsätze, von dort aus wurde auch die Vermittlung von Korrespondenzen zwischen den Angehörigen der verfeindeten Nationen betrieben. Die Cousine Brentanos, die Schriftstellerin Irene Forbes-Mosse (1864-1948), war als deutsche Staatsbürgerin mit einem Engländer verheiratet und lebte während des Ersten Weltkrieges in Italien<sup>1188</sup>. Die Briefe von und an ihre Familienmitglieder vermittelte Stern „mit gewohnter Güte“<sup>1189</sup>. Diese Korrespondenz war so umfangreich, dass er ausdrücklich um eine Pause bat, als er für einige Wochen nach Deutschland zu reisen

---

<sup>1185</sup> Alfred Stern: *Aphorismen*, (unveröffentlichtes Manuskript), Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., Nachlass Alfred Stern.

<sup>1186</sup> Friedrich Nietzsche: *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: *Unzeitgemäße Betrachtungen*, Frankfurt am Main 1981, S. 95-184, hier S. 95.

<sup>1187</sup> Ebd., S. 117f.

<sup>1188</sup> Italien war 1915 auf Seiten der Alliierten in den Krieg eingetreten.

<sup>1189</sup> Irene Forbes-Mosse an Alfred Stern, 10.5.1915, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 637.

gedachte.<sup>1190</sup> Neben der Vermittlungskorrespondenz, „die mitunter sehr trauriger Art ist, wenn es sich um Gefangene, Verwundete oder gar Gefallene handelt“<sup>1191</sup>, vermittelte er auch andere Kontakte: „Wir hatten den sehr traurigen Besuch der Witwe des gefallenen jungen Gaston Monod, die ihr Vater hier abgeholt h[at,] um sie in ihre alte Heimat (Leipzig) zu geleiten“.<sup>1192</sup> Manch einer seiner deutschen und französischen Kollegen und Bekannten verlor im Kriege seinen Sohn, deshalb waren „viele Kondolenzbriefe zu schreiben“<sup>1193</sup>. Andere gerieten in Gefangenschaft, und die Angehörigen versuchten beim Roten Kreuz in Genf etwas über ihr Schicksal zu erfahren. Auch dabei scheint er hilfsbereit vermittelt zu haben. Er beschäftigte sich „neben vielem Ähnlichen“ mit dem Schicksal des Sohnes von Theodor Barth<sup>1194</sup>, der, „wie die Mutter [ihm] schrieb“, bei Verdun gefangen genommen worden war; nun erwarte er Antwort vom Roten Kreuz über seinen Verbleib, schrieb er in einem Brief an Brentano.<sup>1195</sup> Doch der Krieg erreichte ihn auch persönlich, als Angehörige seiner Schwiegerfamilie starben: „Schwager von Paul Level ist gefallen!“<sup>1196</sup>, vermerkt er lapidar in einem anderen Brief an Brentano. Noch näher kam der Krieg, als sein Schwiegersohn an der Ostfront verwundet wurde. Seine Tochter Emma war seit 1911 mit dem deutschen Violinisten und Komponisten Georg Darmstadt verheiratet, der „als Landstürmer eingezogen & [...] gedrillt“<sup>1197</sup> worden war. Darmstadt wurde im Juli 1915 an der Ostfront durch einen „Schuss in den linken Unterarm“ verletzt und in das Reservelazarett in Bad Suderode im Harz eingelegt, wo Stern ihn mit seiner Frau besuchte.<sup>1198</sup> Seine Befürchtungen, dass der Schwiegersohn „trotz aller Siege gegen Russland doch noch wieder an die östliche Front kommt“<sup>1199</sup>, bewahrheiteten sich nicht. 1916 war Darmstadt in seiner Garnison in Cottbus, wo er „mit seinem immer noch [...] etwas steifen Arm für Klavierspiel bei Militärkonzerten („Bier-Konzerten“), für Arrangement von

---

<sup>1190</sup> Vgl. Alfred Stern an Lujo Brentano, 22.6.1915 bzw. 21.7.1915, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-43 bzw. 44.

<sup>1191</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 16.10.1914, ebd., N 1001/60-28.

<sup>1192</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 3.11.1914, ebd., N 1001/60-30. Gaston Monod war wahrscheinlich ein Sohn des französischen Historikers Gabriel Monod.

<sup>1193</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 25.1.1915, ebd., N 1001/60-36.

<sup>1194</sup> Theodor Barth (1849-1909) war von 1883 bis 1907 Herausgeber der liberalen Wochenzeitschrift *Die Nation*.

<sup>1195</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 14.7.1916, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-52.

<sup>1196</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 23.5.1915, ebd., N 1001/60-41 (Unterstreichung im Original). Die Schwiegermutter Sterns war eine geborene Level.

<sup>1197</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 20.3.1915, ebd., N 1001/60-37.

<sup>1198</sup> Vgl. Alfred Stern an Lujo Brentano, 8.9.1915, ebd., N 1001/60-45.

<sup>1199</sup> Ebd.

Märschen etc.<sup>1200</sup> verwendet wurde. Im Mai 1917 wurde er – allerdings vergeblich<sup>1201</sup> – „durch Massage & Elektrisieren behandelt, um ihm womöglich die volle Fähigkeit des Violinspielens wieder zu geben.“<sup>1202</sup> Im Herbst desselben Jahres ging er als Kapellmeister nach Würzburg<sup>1203</sup>, wo er und seine Frau bis 1923 blieben.<sup>1204</sup>

Im April 1915 besuchte Stern Verwandte und Freunde in Deutschland und befand sich gerade in Freiburg, als die Stadt Fliegerangriffe erlebte, die nach seinen Angaben neun Menschenleben kosteten.<sup>1205</sup> Ansonsten erlebte er den Ersten Weltkrieg mit den typischen Problemen eines neutralen Landes. „Zürich scheint für alle Welt eine unglaubliche Anziehungskraft zu haben“, schreibt er und berichtet von dem „Zustrom deutscher & österreichischer Flüchtlinge aus Italien und italienischer aus Deutschland“, der auch vor seinem Haus nicht Halt machte, „wodurch namentlich [s]eine Frau erneut in Anspruch genommen“ wurde.<sup>1206</sup> Mehrere Verwandte Brentanos verkehrten zusammen mit anderen italienischen Flüchtlingen im gastfreien Hause Stern<sup>1207</sup>, wo sich auch deutsche Internierte einfanden<sup>1208</sup>. Die kriegsbedingten Schwierigkeiten bei Grenzüberquerungen führten dazu, dass die Familie Stern an „grosser häuslicher Kalamität“ litt: Das Hausmädchen, das zu seinem nur kurz von der Front beurlaubten Bräutigam nach Deutschland gereist war, konnte „wegen der Grenzpapiere nicht zurückkehren.“<sup>1209</sup> Gleichzeitig war die Köchin erkrankt, so dass Sterns Frau „noch mehr überlastet [war] als sonst“.<sup>1210</sup> Auch die älteste Tochter Dora, die als Chemikerin in Berlin arbeitete, konnte, da sie erst im Juli 1918 einen Pass erhielt, die Eltern erst nach zweijähriger Abwesenheit wieder in der Schweiz besuchen.<sup>1211</sup> Das Leben ging abgesehen von diesen kleineren Schwierigkeiten seinen gewohnten Gang. An der ETH las Stern während der Kriegsjahre vor fast leeren Sitzreihen, denn „ $\frac{2}{3}$  unserer Schweizer

---

<sup>1200</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 26.2.1916, ebd., N 1001/60-71.

<sup>1201</sup> Vgl. Alfred Stern an Richard Stern, 2.10.1924, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt am Main, 1107/28.

<sup>1202</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 31.5.1917, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-59.

<sup>1203</sup> Vgl. Alfred Stern an Felix Klein, 16.8.1918, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Cod. Ms. F. Klein 11:1159.

<sup>1204</sup> Vgl. Alfred Stern an Richard Stern, 2.10.1924, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt am Main, 1107/28.

<sup>1205</sup> Vgl. Alfred Stern an Lujo Brentano, 4.5.1915, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-38.

<sup>1206</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 23.5.1915, ebd., N 1001/60-41.

<sup>1207</sup> Vgl. Alfred Stern an Lujo Brentano, 2.6.1915 bzw. 10.2.1917, ebd., N 1001/60-42 bzw. 58.

<sup>1208</sup> Vgl. Alfred Stern an Lujo Brentano, 31.5.1917, ebd., N 1001/60-59.

<sup>1209</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 2.12.1915, ebd., N 1001/60-46.

<sup>1210</sup> Ebd.

<sup>1211</sup> Vgl. Alfred Stern an Lujo Brentano, 11.11.1917 bzw. 14.7.1918, ebd., N 1001/60-60 bzw. 62.

Studenten bewachen noch die Grenzen“.<sup>1212</sup> Die Schweiz, „entschlossen, am Grundsatz der bewaffneten Neutralität festzuhalten“, hatte im Juli 1914 die gesamte Armee mobilisiert.<sup>1213</sup>

Während rundum der Krieg tobte, arbeitete Stern in der unversehrten Schweizer Friedensinsel zügig weiter, reiste in Ferien, bestieg Berge, besorgte mit Hilfe seiner Frau das Korrekturlesen der neuen Bände seines Werkes, las Romane und genoss den Luxus des Faulenzens.<sup>1214</sup> Nach dem Krieg reiste er zusammen mit seiner Frau nach Frankfurt und Würzburg, besuchte dort Verwandte und kehrte „mit sehr traurigen Eindrücken“ heim in die Schweiz.<sup>1215</sup>

---

<sup>1212</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 3.11.1914, ebd., N 1001/60-30.

<sup>1213</sup> Tobias Kästli: *Die Schweiz – eine Republik in Europa. Geschichte des Nationalstaats seit 1789*, Zürich 1998, S. 411.

<sup>1214</sup> Vgl. Alfred Stern an Lujo Brentano, 14.8.1916, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-54.

<sup>1215</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 11.6.1919, ebd., N 1001/60-65.

#### XIV. Gedanken eines alten Historikers

Weimarer Republik und „Drittes Reich“

In seiner wissenschaftlichen Autobiographie erwähnt Stern den Ersten Weltkrieg bloß, indem er, sich selbst zitierend, das Vorwort seines siebten Bandes wiedergibt (S. 26f.). Auch auf die Umwälzungen in Deutschland nach dem Krieg kommt er nur insofern kurz zu sprechen, als sie ihm die Möglichkeit boten, „neues urkundliches Material zu gewinnen“ (S. 27). Dass in der Weimarer Republik viele, wenn nicht gar die meisten Forderungen der Liberalen und Demokraten verwirklicht wurden, findet keine Erwähnung mehr. Seine Autobiographie schließt also gewissermaßen mit dem Ende des 19. Jahrhunderts, dem sein Hauptinteresse als Historiker immer vorbehalten blieb.

Auch im Alter arbeitete Stern emsig weiter. Nach dem Abschluss seines Hauptwerkes war seine schriftstellerische Arbeit noch keineswegs beendet. Er begann mit der Arbeit an Themen, die ihn schon länger gereizt hatten, wegen dem Schaffen an der *Geschichte Europas* aber zurückgestellt worden waren. So erschien 1925 in der *Historischen Zeitschrift* eine Abhandlung über Gabriel Salamanca (1489-1539), den Stern erstmals 1883, also über 40 Jahre vorher, in einem Brief an Baumgarten erwähnt hatte<sup>1216</sup>. Bereits damals hatte er „viel für seine Geschichte gesammelt, [...] aber es rundet[e] sich noch nicht zum Ganzen.“<sup>1217</sup> Nun flossen aus der Feder des greisen Historikers weiterhin Artikel und Werke, so dass die Redaktion der *Jahresberichte für deutsche Geschichte*, wenn sie mit seiner Behandlung des Stoffes auch nicht immer zufrieden war, dennoch von „dieser Frucht einer außerordentlichen Belesenheit und eines stupenden Fleißes überrascht“ wurde und ihre „größte Bewunderung“ ausdrückte.<sup>1218</sup> Marcks rühmte 1928 als Mitherausgeber der *Historischen Zeitung* angelegentlich einer Rezension Sterns seine Arbeit, „die, wie jede Ihrer Äußerungen u[nd] Zusendungen, allen Dank erheischt u[nd] erwirkt u[nd] die Frische u[nd] überlegene Sicherheit Ihrer Hand von Neuem beweiskräftig und eindrucksvoll dartut.“<sup>1219</sup>

In der Tat gebührt Stern die höchste Anerkennung für seine unermüdliche Arbeit, von der er auch im hohen Alter nicht abließ. Er fasste nicht nur seine früheren Aufsätze und Studien zur Geschichte der Schweiz zusammen (*Abhandlungen und*

---

<sup>1216</sup> Vgl. Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 27.4.1883, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-32.

<sup>1217</sup> Ebd.

<sup>1218</sup> *Jahresberichte für deutsche Geschichte*, 1929, in: <http://www.bbaw.de/JDG/>, 23.3.2007.

<sup>1219</sup> Erich Marcks an Alfred Stern, 5.1.1928, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 742.

*Aktenstücke zur Geschichte der Schweiz*, Aarau 1926), schrieb nicht nur kleinere Aufsätze zu den verschiedensten Themen, sondern legte auch noch nach seiner Emeritierung im Jahre 1928 größere Werke vor: 1929 und 1930 schrieb er im siebten und achten Band der prestigeträchtigen Propyläen-Weltgeschichte die Kapitel *Die französische Revolution und ihre Wirkung auf Europa* (Berlin 1929) und *Vorgeschichte und Geschichte der Revolution von 1848 und 1849* (Berlin 1930)<sup>1220</sup>. Zu Sterns Kapitel im siebten Band bemerkt übrigens Reißner, dass es in jeder Beziehung vorbildlich sei; er lobt die knappe, anschauliche und kritische Darstellung und betrachtet „die kurzen belebenden Charakteristiken der Herkunft und Anschauung der geschichtlichen Akteure durch Stern“ als „[b]esonders geglückt“.<sup>1221</sup> Dass Stern mit diesen für die Historiker des 19. Jahrhunderts charakteristischen Themen teilweise Schwerpunkte seines Hauptwerkes behandelt bzw. fortführt, tut seiner Leistung keinen Abbruch.

Wenn es richtig ist, wie Friedrich C. Sell in offener Anlehnung an Nietzsche schreibt, dass Geschichtsschreibung gegenwartsbezogen zu sein habe und als letztes Ziel immer das Verständnis der Gegenwart im Auge behalten müsse, könnte man Stern vielleicht vorwerfen, dass er sich in der Nähe einer „rein antiquarisch[en]“ Historiographie bewegt.<sup>1222</sup> Der „historische Sinn“, so hatte Nietzsche gewarnt, mache „seine Diener passiv und retrospektiv“<sup>1223</sup> und verführe sie zu einer „greisenhafte[n] Beschäftigung“, nämlich dem „Zurückschauen, Überrechnen, Abschließen, Trost suchen im Gewesenen“<sup>1224</sup>. Auf den ersten Blick scheinen die Themen, mit denen Stern sich nach der Fertigstellung der *Geschichte Europas* beschäftigte, den Schluss zuzulassen, dass er seine der Gegenwart abgewandte Haltung aus den Kriegsjahren beibehalten hatte und nun im Alter ohne Blick für die Strömungen und Probleme der Zeit gleichgültig als „verwöhnte[r] Müßiggänger im Garten des Wissens“<sup>1225</sup> umher spazierte. Denn von den Revolutionen und Personen vergangener Jahrhunderte ließen sich, so sollte man meinen, schwerlich Bezüge zum Jetzt herstellen.

---

<sup>1220</sup> Vgl. Alfred Stern: *Die Französische Revolution und ihre Wirkung auf Europa*, in: Walter Goetz (Hrsg.): *Die Französische Revolution/Napoleon und die Restauration 1789-1848*, Berlin 1929, S. 1-114 (= Propyläen-Weltgeschichte, Siebenter Band) bzw. Ders.: *Vorgeschichte und Revolutionsjahre 1848 und 1849*, in: Walter Goetz (Hrsg.): *Liberalismus und Nationalismus 1848-1890*, Berlin 1930, S. 1-70 (= Propyläen-Weltgeschichte, Achter Band).

<sup>1221</sup> Hanns Reißner: *Rezension zu der Propyläen-Weltgeschichte. Siebenter Band*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland*, Jahrgang 3, Nr. 2, 1931, S. 147-148, hier S. 148.

<sup>1222</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 7.

<sup>1223</sup> Friedrich Nietzsche: *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: *Unzeitgemäße Betrachtungen*, Frankfurt am Main 1981, S. 95-184, hier S. 155.

<sup>1224</sup> Ebd., S. 153.

<sup>1225</sup> Ebd., S. 95.



Dieser Vorwurf ist indessen unberechtigt und in dieser Form nicht aufrecht zu halten. In Aufsätzen, in denen er nicht die vielen beiläufigen Funde seiner unzähligen Archivreisen verwertet, für die er in der *Geschichte Europas* keinen Platz gefunden hatte, zeigt Stern durchaus die geforderte Gegenwartsbezogenheit. Er tut dies allerdings in seiner für ihn typischen zurückhaltenden Art, die dem Leser die Schlussfolgerungen überlässt. Es widersprach nicht nur seiner Selbstauffassung als Historiker sondern auch seinem Objektivitätsverständnis, der eigenen Meinung überdeutlich Ausdruck verleihen zu wollen. Er strebte noch immer, als der vielleicht letzte Historiker der Ranke'schen Schule, das Ideal der Selbstausschöpfung an und verhielt sich ausschließlich zu den dokumentierbaren Tatsachen, die er so neutral und objektiv wie möglich schildern wollte. Dabei scheute er aus seiner positivistischen Grundhaltung heraus weiterhin davor zurück, deutliche Kombinationen vorzunehmen und voreilige Schlüsse zu ziehen, wie Zechlin und Eisenmann schon bemerkt hatten. Von sich selbst und anderen Historikern verlangte er immer, „die Klippe“ zu umschiffen, die für ihn darin bestand, die „Gesinnung der einen oder anderen Partei auf die Forschung einwirken zu lassen.“<sup>1226</sup>

In einem dieser Aufsätze besprach er die Außenpolitik des 1910 verstorbenen englischen König Eduards VII. (1841-1910), dem eine gewisse antideutsche Haltung nicht abgesprochen werden kann. Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach darauf zurückzuführen, dass er – als Gatte einer dänischen Prinzessin – den Angriff der Großmächte Österreich und Preußen auf das kleine Dänemark im Jahre 1864 niemals vergessen hat.<sup>1227</sup> Seitens deutscher Historiker wurde ihm unterstellt, als „der böse Feind [...] ränkevoll das Ziel im Auge gehabt [zu] habe[n], das Deutsche Reich zu umgarnen und zu ersticken“.<sup>1228</sup> Damit galt der Onkel des deutschen Kaisers in Deutschland als der Vater einer Einkreisungspolitik, die angeblich zum Ersten Weltkrieg geführt hatte. Für diese Behauptung konnte Stern in seiner Untersuchung allerdings „keine schlagenden Beweise“ finden, wenngleich er einschränkend hinzufügte, die auswärtige Politik Englands habe unter der persönlichen Mitwirkung des Königs „die bedeutsame Wendung einer engen Verbindung mit Frankreich und

---

<sup>1226</sup> Alfred Stern: *Rezension zu Hans Schmidt: Die politische Revolution des Jahres 1848 im Großherzogtum Posen, Weimar 1912*, in: Morgenblatt der Frankfurter Zeitung, Nr. 5, 5.1.1913, S. 5.

<sup>1227</sup> Vgl. Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 215.

<sup>1228</sup> Alfred Stern: *König Eduard VII. und die auswärtige Politik Englands*, in: Europäische Gespräche, VII, 9.9.1929, S. 483-504, hier S. 483.

Rußland“ genommen<sup>1229</sup>. In der aktuellen Diskussion um die Kriegsursachen steuerte Stern damit ein Argument bei, das Eduard VII. wenigstens zum Teil entlastete und der Ansicht anderer, vor allem deutscher Historiker widersprach, die dem englischen König die Feindschaft gegen Deutschland als wichtigste Triebfeder seiner Politik unterstellten.<sup>1230</sup> Da nun diese Unterstellung laut Stern der Wahrheit nicht entsprach, traf seine Untersuchung einen fundamentalen Baustein der in Deutschland vehement vertretenen Kriegsunschuldthese. Die Wucht seines Argumentes wurde dadurch erhöht, dass er gleichzeitig zeigte, wie sich diese unhaltbare Beurteilung des englischen Königs mit der ungerechtfertigten Auffassung Kaiser Wilhelms II. deckte, der seinen Onkel der Kriegshetze bezichtigte: „Er will den Krieg!“<sup>1231</sup> Auch die kategorische und wenig diplomatische Forderung des für seine Taktlosigkeiten berüchtigten Kaisers im Gespräch mit dem Engländer im August 1901, dass ein eventuelles deutsch-englisches Bündnis dem Abschluss einer Allianz mit dem Dreibund gleichkäme, eine Bedingung, an der laut Stern der Kanzler Bernhard von Bülow (1849-1929) und der Diplomat Friedrich August von Holstein (1837-1909) auch dann noch festhielten, als von englischer Seite statt eines Generalbündnisses Sonderabmachungen vorgeschlagen wurden<sup>1232</sup>, schwächt in Sterns Darstellung die deutschfeindliche Charakteristik Eduards VII. Seine Schilderung zeigt im Gegenteil, dass die kaiserliche Regierung „den Bemühungen Englands, mit Deutschland in ein Bündnisverhältnis zu kommen, die kalte Schulter gezeigt hatte[.]“<sup>1233</sup> Ohne polemische Ausfälle legt Stern seine Funde ruhig, sachlich und ohne explizite Konklusionen vor, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass dem Historiker vorläufig noch zu wenig Material vorliege, um den Einfluss des englischen Monarchen auf die Politik des *Foreign Office* mit Sicherheit bestimmen zu können.<sup>1234</sup>

Ob sein Argument, das sich in seiner Tendenz gegen den Strom der geschlossenen deutschen Phalanx der Zurückweisung des Kriegsschuldvorwurfs stemmt, überhaupt wahrgenommen wurde, ist schwer zu sagen. Seine Zunftgenossen auf der anderen Rheinseite waren ja nicht nur mit der Apologie der Unschuldthese, sondern auch mit der Verteidigung der ebenso dubiosen wie bösartigen

---

<sup>1229</sup> Ebd., S. 503.

<sup>1230</sup> Stern erwähnt hier als neuestes Werk, in dem solche Ansichten vorgetragen wurden, den 2. Band von Heinrich Friedjung: *Das Zeitalter des Imperialismus* (3 Bände, Berlin 1919/1922) (ebd., S. 483).

<sup>1231</sup> Ebd., S. 500.

<sup>1232</sup> Vgl. ebd., S. 488.

<sup>1233</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 332.

<sup>1234</sup> Vgl. Alfred Stern: *König Eduard VII. und die auswärtige Politik Englands*, in: *Europäische Gespräche*, VII, 9.9.1929, S. 483-504, hier S. 484.

„Zwillingsschwester“<sup>1235</sup>, der Dolchstoßlegende, sehr in Anspruch genommen. Jedenfalls kämpfte Stern auf verlorenem Posten, denn wie oben schon erwähnt, war die Kriegsunschuldthese als „tabuisierte[r] Scheinkonsens der Zwischenkriegszeit“<sup>1236</sup> vorläufig unbestritten und wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg infrage gestellt, als mit der Fischer-Kontroverse abweichende Argumente zur Sprache kamen.

In einem anderen Aufsatz, dessen Thema gleichfalls verrät, was ihm am Herzen lag und zu welchen Gesichtspunkten er Argumente liefern wollte, nahm Stern sich die Wurzeln des Pazifismus im 18. Jahrhundert vor, wie sie sich in Schriften hauptsächlich französischen und deutschen, aber auch englischen Ursprungs zeigen.<sup>1237</sup> Gewissermaßen griff er mit dem Hinweis auf die „lange Kette geistesverwandter literarischer Zeugnisse“<sup>1238</sup> dieser Nationen seinen Gedanken von der geistigen Gemeinschaft der europäischen Völker wieder auf, der schon in der *Geschichte Europas* den roten Faden ausgemacht hatte. Der Aufsatz aus dem Jahre 1930 ist ein stilles Argument für den Frieden und erschien zu einem Zeitpunkt, als zwar von Erich Maria Remarques erfolgreichem Antikriegsroman *Im Westen nichts Neues* der Millionste Band abgesetzt wurde, gleichzeitig aber auch eine „Welle kriegsverklärender Literatur“ auf den literarischen Markt Deutschlands schwappte<sup>1239</sup>, in der Krieg und Kriegserlebnis soldatisch und völkisch neu gedeutet wurden. Die deutsch-französische Annäherungspolitik stagnierte seit dem Tod Stresemanns im Oktober 1929, und der immense Wahlerfolg der Nationalsozialisten, die mit ihrem „ersten Auftrumpfen“<sup>1240</sup> bei den Wahlen im Herbst 1930 „massenhaft in den Reichstag gespült wurde[n]“<sup>1241</sup>, sollte Politiker beiderseits des Rheins gleichermaßen schockieren und brüskieren. In dieser Situation weist Stern die gemeinsamen Anstrengungen der Vertreter der verfeindeten Völker auf der Suche nach dem Frieden nach, lässt ihre Abscheu vor dem Krieg und ihre Vorschläge zur Erhaltung des Friedens zu Worte kommen und lenkt den Blick „zu Erlebnissen der Gegenwart hinüber[...]: zur Stiftung des Völkerbundes, zur

---

<sup>1235</sup> Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band: Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949*, München 2003, S. 409.

<sup>1236</sup> Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914*, München 1995, S. 1153.

<sup>1237</sup> Vgl. Alfred Stern: *Der Pazifismus im achtzehnten Jahrhundert*, in: Europäische Gespräche, VIII, 6.6.1930, S. 300-313.

<sup>1238</sup> Ebd., S. 300.

<sup>1239</sup> Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band: Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949*, München 2003, S. 475f.

<sup>1240</sup> Ebd., S. 569.

<sup>1241</sup> Hagen Schulze: *Weimar. Deutschland 1917-1933*, Berlin 1998, S. 328.

Einsetzung des Internationalen Haager Gerichtshofs, zur Proklamierung des Kellogg-Paktes.<sup>1242</sup> Diese internationalen Institutionen und Verträge, die auf der Einsicht fußten, dass die Geschicke der europäischen Völker eng miteinander verbunden waren und in strengstem Gegensatz zu dem fatalen, nationalistischen Anspruch „Recht ist, was dem deutschen Volk nützt“<sup>1243</sup>, standen, hatten die Friedensicherung, die friedliche Beilegung von internationalen Konflikten und die Ächtung des Krieges an ihre Fahnen geheftet. So ist dieser Aufsatz als ein versöhnliches Plädoyer für den Frieden zu verstehen und als eine Befürwortung übernationaler Institutionen, die dazu beitragen können, dem Zukunftstraum vom ewigen Frieden allmählich näher zu kommen.

In diese Richtung zielt ebenfalls ein Aufsatz aus dem Jahre 1931, in dem Stern, zwei Monate bevor im Februar 1932 die Genfer Abrüstungskonferenz zusammentreten sollte, an die Abrüstungsverhandlungen des Jahres 1831 erinnert.<sup>1244</sup> Tatsächlich geschah damals „unvermutet ein erster Schritt zur Vereinbarung allgemeiner gleichzeitiger Abrüstung“, als dieses Thema von den Vertretern Frankreichs, Österreichs, Preußens, Englands und Russlands auf Initiative des französischen Botschafters in Wien behandelt wurde.<sup>1245</sup> Die fünf europäischen Großmächte einigten sich auf einen Vertrag, der die Rückführung der Land- und Seestreitkräfte „auf den gewöhnlichen Friedensfuß“ und die „Ausführung der Entwaffnungsmaßnahmen“ für das Frühjahr 1832 vorsah<sup>1246</sup>. Dieser Vertrag wurde jedoch niemals ratifiziert: „[A]ls neue schwere Wolken am Horizont der europäischen Politik aufzogen [...], sank der Plan einer allgemeinen Abrüstung [...] ins Grab“.<sup>1247</sup> „So endete“, resümiert Stern, „ein von Anfang an sachlich beschränkter, mehr in schönen Worten als in ernsthaften Taten bestehender Versuch, durch gleichmäßige Lockerung der militärischen Rüstung den Frieden Europas auf dauernden Grundlagen zu befestigen.“<sup>1248</sup> Ähnlich musste übrigens

---

<sup>1242</sup> Alfred Stern: *Der Pazifismus im achtzehnten Jahrhundert*, in: Europäische Gespräche, VIII, 6.6.1930, S. 300-313, hier S. 301.

<sup>1243</sup> Vor einer Versammlung von Juristen hatte der Nationalsozialist Hans Frank (1900-1946), der spätere Generalgouverneur des besetzten Polens, im Jahre 1926 diesen Grundsatz folgendermaßen formuliert: „Alles, was dem Volk nützt ist Recht; alles, was ihm schadet, ist Unrecht.“ Er meinte natürlich das deutsche Volk (Hans Frank: *Nationalsozialistisches Handbuch für Recht und Gesetzgebung*, München 1935, zitiert nach [http://rwiweb.uzh.ch/senn/Materialien%20zum%20Bologna-Buch/Neuer%20Ordner/Quellentexte/K12\\_NS\\_Frank.pdf](http://rwiweb.uzh.ch/senn/Materialien%20zum%20Bologna-Buch/Neuer%20Ordner/Quellentexte/K12_NS_Frank.pdf), 23.1.2008).

<sup>1244</sup> Vgl. Alfred Stern: *Abrüstungsverhandlungen im Jahre 1831*, in: Europäische Gespräche, IV, 12.12.1931, S. 591-602.

<sup>1245</sup> Ebd., S. 592.

<sup>1246</sup> Ebd., S. 601.

<sup>1247</sup> Ebd., S. 602.

<sup>1248</sup> Ebd.

die Genfer Konferenz 1935 abgebrochen werden, ohne dass die Wettrüstung in Europa eingedämmt werden konnte.

In der Einleitung seines Artikels nimmt Stern ausdrücklich Bezug auf das zeitgenössische Interesse an der Abrüstung und die Erwartungen an die Genfer Konferenz. Vielleicht darf man daher einige Sätze auf die aktuelle politische Situation beziehen. Stern zitiert ausführlich die Einstellungen und Bemerkungen verschiedener europäischer Politiker und Diplomaten aus dem Jahre 1831, die, isoliert betrachtet, auf die aktuelle Lage in Europa um das Jahr 1930 zutreffen. Da ist von der „unter dieser Last [der Rüstungen] seufzenden Völker“ die Rede<sup>1249</sup>, davon, dass in den „sich gegenüberstehenden Heeresmassen eine beständige Kriegsgefahr [liege]“<sup>1250</sup> und dass von „allen Zuständen der schlimmste der [ist], welcher weder Krieg noch Frieden ist; in diesem Zustand befindet sich heute Europa“<sup>1251</sup>. Der Herzog von Orléans hatte geäußert: „Das beste Mittel, zu verhindern, daß man nicht sofort wieder zu den Waffen griffe, wäre ein Vertrag, in dem man alle heute noch schwebenden Fragen bereinigte und in dem Europa in größerer Harmonie mit dem tatsächlichen Zustand der Menschen und Dinge wieder aufgebaut würde.“<sup>1252</sup> Für Stern hatte diese Bemerkung „kein geringes Interesse“<sup>1253</sup>. Sie könnte in der Tat, ebenso wie die vorherigen, genau so gut die aktuelle europäische Politik zum Zeitpunkt der Niederschrift des Artikels betreffen. Vielleicht deutet sich in diesem Artikel, einem der allerletzten von Sterns Hand, eine vorsichtige Veränderung seiner Schreibweise und seines methodischen Standpunktes an. Noch immer liefert er seine historischen Tatsachen neutral und wertungslos, er scheint aber in diesem Text die Parallelen so klar hervorzuheben, dass dem Leser damit Deutungen wenn nicht aufgedrängt, so doch sehr nahe gelegt werden.

Doch im Grunde war und blieb Stern ein Historiker des 19. Jahrhunderts, der, wohl nicht zuletzt aus einer gewissen Resignation heraus, dem neuen Jahrhundert den Rücken zukehrte. „Mir geht es oft so“, schrieb er an Brentano kurz vor Ende des Ersten Weltkrieges, „wie man bei Heine liest: Denk ich an Deutschland in der Nacht, Dann bin ich um den Schlaf gebracht. Glückliche sind die Jüngeren, denen ein optimistischer

---

<sup>1249</sup> Ebd., S. 596.

<sup>1250</sup> Ebd.

<sup>1251</sup> Ebd., S. 596f.

<sup>1252</sup> Ebd., S. 598f.

<sup>1253</sup> Ebd., S. 598.

Glaube innewohnt.“<sup>1254</sup> Wenn ihm auch der grundlegende Optimismus der Jünger fehlte, blickte er nicht nur pessimistisch in die Zukunft. In sieben Vorträgen an der Volkshochschule des Kantons Zürich besprach der greise Historiker im Winter 1926 die Geschichte der demokratischen Ideen. Als Abschluss formulierte er in den beiden letzten Abschnitten der siebten Vorlesung eine zuversichtlichere und hoffnungsvollere Haltung sowohl in Bezug auf die Entfaltung der demokratischen Ideen überhaupt, als auch hinsichtlich ihrer Entwicklung in Deutschland im Besonderen:

*Es wäre vermessen, heute schon Rechenschaft ablegen zu wollen, welche Folgen aus dem vierjährigen gigantischen Ringkampf [...] sich für die Geschichte der demokratischen Ideen ergeben. Soviel wird aber behauptet werden dürfen: ihre Verbreitung hat unermesslich zugenommen und ihre Umsetzung in die Tat hat Riesenschritte gemacht. Der Zusammenbruch grosser Monarchien, die Gründung zahlreicher Republiken, die stetig wachsende Beteiligung der Massen am politischen Leben sind dafür unwiderlegliche Zeugnisse. Will man sich den Triumph der demokratischen Ideen an einem einzelnen Beispiel vergegenwärtigen, so braucht man nur einen Blick auf die nach dem Umsturz 1919 aus den Beschlüssen der Nationalversammlung in Weimar hervorgegangene neue Verfassung des Deutschen Reiches zu werfen.*

*Zwar hört man heute häufig von einer Krise der parlamentarischen Demokratie und von der Notwendigkeit ihrer Ersetzung durch eine diktatorische Gewalt reden. Indessen davon zu schweigen, dass Parlamentarismus und Demokratie nicht gleichbedeutend zu sein brauchen: es hätte sich noch zu erweisen, ob ein zivilisiertes Volk in unserer Zeit eine Diktatur auf lange erträglich fände. Die Strömung der Demokratie mag neben reinen auch schmutzige Wellen mit sich führen. Sie mag hie und da zurückgestaut oder verschüttet werden. Auf die Dauer ihr Einhalt gebieten wollen wird über menschliche Kraft hinausgehen.*<sup>1255</sup>

Der Demokratie konnte in Deutschland zwölf Jahre lang Einhalt geboten werden, das deutsche Volk ließ sich die ungeliebte Weimarer Verfassung entreißen und vermochte

---

<sup>1254</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 30.10.1918, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-63f. (Unterstreichung im Original).

<sup>1255</sup> Alfred Stern: *Abriss einer Geschichte der demokratischen Ideen in den letzten vier Jahrhunderten*, Zürich und Leipzig 1927, S. 57.

es nicht, die anschließende monströse Diktatur aus eigener Kraft abzuschütteln. Dennoch entstand aus den Trümmern Deutschlands wieder ein Staatswesen auf liberaler und demokratischer Grundlage, so dass man vielleicht sagen kann, dass Sterns optimistische Haltung sich letztendlich bewahrheitete. Aus der Ferne hat er noch den Anfang der nationalsozialistischen Herrschaft miterlebt. Man kann erahnen, wie sehr es ihn geschmerzt haben muss anzusehen, wie seine Ideale, Rechtsstaat und Demokratie, im „Dritten Reich“ in den Dreck gezogen und mit Füßen getreten wurden. „Was die deutschen Zustände betrifft“, schrieb er 1934 betrübt an Einstein, „so lassen Sie mich schweigen“; er hoffte, dass „die jüngsten Barbareien“, womit er sicherlich die blutige Niederschlagung des angeblichen „Röhm-Putsches“ meinte, „doch tausenden die Augen öffnen [werden]“.<sup>1256</sup>

Ein unabgeschlossener Aufsatz mit dem Titel *Schicksale: Wert und Unwert von Denkmälern*<sup>1257</sup>, der sich in seinem Zürcher Nachlass in einer Mappe mit der Aufschrift *Gedanken eines alten Historikers* befindet, zeigt, dass er zum Augenöffnen beitragen und sich zu dem Antisemitismus und der Bilderstürmerei des „Dritten Reiches“, das er schon mit distanzierenden Anführungszeichen bedachte, äußern wollte. Ausgangspunkt des Artikels war anscheinend eine dem fragmentarischen Aufsatz beigelegte Zeitungsnotiz aus der *Frankfurter Zeitung* vom 16. September 1933, wonach der Stadtrat in Erlangen dem Antrag der Nationalsozialisten stattgegeben hatte, das 1875 für den jüdischen Professor Jakob Herz (1816-1871) errichtete Denkmal sofort zu entfernen.<sup>1258</sup> Stern zählt eine ganze Reihe der Zerstörungen von Erinnerungszeichen an Persönlichkeiten oder Geschehnisse auf, die den neuen Machthabern aus politischen oder rassistischen Gründen unlieb waren, bevor er ein Denkmal der neuen Zeit erwähnt: Das Denkmal für die Mörder Walther Rathenaus (1867-1922), denen 1933 auf Burg Saaleck eine Gedenktafel und auf dem Friedhof des Ortes Saaleck ein Gedenkstein für ihre schändliche Bluttat gewidmet wurde<sup>1259</sup>. Weiterhin gibt Stern seiner Verwunderung Ausdruck, dass die Büsten Lessings, des Dichters von *Nathan der Weise*, in vielen

---

<sup>1256</sup> Alfred Stern an Albert Einstein, 13.7.1934, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-444-2.

<sup>1257</sup> Vgl. Alfred Stern: *Schicksale: Wert und Unwert von Denkmälern*, 1933[?], (unveröffentlichtes Manuskript), Zentralbibliothek Zürich, HsAbt., Nachlass Alfred Stern.

<sup>1258</sup> Vgl. *Frankfurter Zeitung: Entfernung eines jüdischen Denkmals*, Nr. 691, 16.9.1933, vgl. auch [http://www.erlangen.de/de/desktopdefault.aspx/tabid-336/930\\_read-7178](http://www.erlangen.de/de/desktopdefault.aspx/tabid-336/930_read-7178), 23.1.2008.

Im Jahre 1983 wurde Jakob Herz in Erlangen ein neues Denkmal gesetzt, im selben Jahr wurde schließlich Adolf Hitler und Julius Streicher die Ehrenbürgerschaft der Stadt aberkannt (vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Erlangen#Judentum>, 23.1.2008).

<sup>1259</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Burg\\_Saaleck](http://de.wikipedia.org/wiki/Burg_Saaleck), 23.1.2008.

deutschen Städten vor den Augen der braunen Bilderstürmer Gnade fanden, bevor er Beispiele aus der Geschichte für die Vernichtung von Denkmälern und ihre eventuelle Wiederherstellung zu geben ankündigt. An dieser Stelle bricht das Manuskript ab. Ob er das Thema aufgegeben hatte oder den Artikel aus anderen Gründen – seine Frau starb 1933 – nicht fertig stellen konnte oder wollte, ist nicht mit Sicherheit zu sagen.

Stern war alt geworden. Die „Grauhaarigkeit“ der Diener Klions, von der Nietzsche vorwurfsvoll spricht<sup>1260</sup>, war in seinem Falle keine angeborene, sondern eine altersbedingte. Er hielt sich mit ausgedehnten Bergwanderungen körperlich in Form, genehmigte sich nur zuweilen „eine gute Zigarette“<sup>1261</sup> und verkehrte noch in hohem Alter regelmäßig einmal wöchentlich in einem Zürcher Kegelklub<sup>1262</sup>, so dass er kurz nach seinem 70. Geburtstag, den er eigentlich in aller Stille hatte übergehen wollen, triumphierend an Brentano schreiben konnte:

*Dass ich meine 70 gut trage, dafür sei Ihnen Beweis meine Teilnahme an einem in studentischer Ausgelassenheit vorgegangenem Essen (und Trinken), an dem meine Genossen des Kegel-Klubs mich gefeiert haben, von dem ich heute Nacht 2½ (horribile dictu!) nach Hause kam, was mich nicht hinderte, heute früh um 8¼ mit meiner Frau am Kaffeetisch zu sitzen.*<sup>1263</sup>

Zehn Jahre später schrieb er nicht weniger stolz an Einstein, dass er nach den Feierlichkeiten zu seinem 80. Geburtstag, bei dem es ihm wieder nicht gelungen war, ihn „ganz unbemerkt“ vorübergehen zu lassen, abends noch einen Vortrag gehalten hatte. Morgens wurde er von „einem musikalischen Trio (Toni = Violine, Emmchen = Klavier, ihr Mann Bratsche)“ mit einem Bachkonzert empfangen, war aber abends nur „so wenig ermüdet, dass [er] von blumenbekränztem Katheder herab den 2ten von 7 Vorträgen („Geschichte der demokratischen Ideen in den letzten 4 Jahrhunderten“) in

---

<sup>1260</sup> Friedrich Nietzsche: *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: *Unzeitgemäße Betrachtungen*, Frankfurt am Main 1981, S. 95-184, hier S. 153.

<sup>1261</sup> Alfred Stern an Friedrich Merkel, 23.12.1895, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 62.

<sup>1262</sup> Vgl. Alfred Stern an Albert Einstein, 5.12.1926, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-440-2.

<sup>1263</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 26.11.1916, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-57.



der Volkshochschule [...] halten konnte.<sup>1264</sup> Körperlich also immer noch rüstig und auch geistig durchaus beweglich, lässt es sich ab kurz vor der Jahrhundertwende dennoch verfolgen, wie er allmählich alterte.

Damals hatte er nicht nur den Vater verloren, sondern auch mehrere, ihm nahe stehende Freunde, mit denen er sich regelmäßig ausgetauscht hatte: Baumgarten und Wyss starben 1893, Bamberger 1899. „Gedenkt man aber Derer“, schrieb er anlässlich der Silberhochzeit Friedrich Merkels im Jahre 1895, „die nicht mehr sind, so mischt sich dem Freudenbecher ein Tropfen Wehmut bei.“<sup>1265</sup> Nicht zuletzt der Gedanke an den geliebten Vater stimmte ihn traurig, er fehlte ihm, anderthalb Jahre nach seinem Tod, „noch täglich“<sup>1266</sup>. „Die „alte Garde“ geht dahin, und wir rücken allmählich in die vorderen Linien“<sup>1267</sup>, schrieb er, noch bevor er 50 Jahre alt geworden war, an den Göttinger Freund und drückt damit eine beginnende Vereinsamung aus.

Dass er von einem neuen Zeitalter eingeholt worden war und neue Erscheinungen eher reserviert betrachtete, verrät nicht zuletzt seine Haltung den Töchtern gegenüber. 1891 hatte er noch die Anstellung Ricarda Huchs als erste Akademikerin an einer Schweizer Bibliothek als wichtiges und außergewöhnliches Ereignis der Frauenemanzipation bejubelt.<sup>1268</sup> Doch 1903, als seine älteste Tochter 21 Jahre alt war, schrieb er an Merkel, der sich von seinen Söhnen „schnöde“ verlassen fühlte: „Uns wird es mit den Töchtern kaum anders gehen. Die junge Welt, auch die weibliche, hat heute unbezähmbare Gelüste der „Selbständigkeit“.“<sup>1269</sup> Was Selbstständigkeit für die weibliche Welt bedeutete, führte er in einem anderen Brief ebenfalls unter der Anwendung vielsagender Anführungszeichen aus: „Als „moderne Mädchen“ suchen sie ihr Glück „im Beruf“ ausserhalb des Elternhauses“, schrieb er 1911 an Bernheim und gestand gleichzeitig einsichtig ein, er sei „zu alt und zu

---

<sup>1264</sup> Alfred Stern an Albert Einstein, 5.12.1926, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-440-1ff.

<sup>1265</sup> Alfred Stern an Friedrich Merkel, 23.12.1895, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 62.

<sup>1266</sup> Ebd.

<sup>1267</sup> Ebd.

<sup>1268</sup> Vgl. Ricarda Huch: *Du mein Dämon, meine Schlange ... Briefe an Richard Huch 1887-1897. Nach dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Anne Gabrisch*, Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, 72. Veröffentlichung, Göttingen [1998], S. 208. Vgl auch Jean Pierre Bodmer: *Ricarda Huch und die Stadtbibliothek Zürich – eine symbiotische Geschichte*, in: Zürcher Taschenbuch 2005, Neue Folge, 125. Jahrgang, Zürich 2004, S. 363-423, hier S. 408.

<sup>1269</sup> Alfred Stern an Friedrich Merkel, 15.2.1903, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 64.

rückständig, um [s]ich damit abfinden zu können.<sup>1270</sup> Als es dann soweit war, und seine beiden ältesten Töchter, „ganz in dem Zug der modernen (auch weiblichen) Jugend“<sup>1271</sup>, das Haus verlassen hatten und nach Berlin und Pyrmont, die jüngste zwischenzeitlich nach Florenz ausgeflogen waren, empfand er es als „hart“<sup>1272</sup> und beneidete Bernheim, der das Glück hatte, seine Kinder um sich zu sehen<sup>1273</sup>. Wahrscheinlich dachte er wehmütig an die Zeiten zurück, als seine Kinder in „der lustigen Gesellschaft eines weissen Pudels, den [er] ihnen gekauft“<sup>1274</sup> hatte, um ihn, seine Frau und seinen alten Vater herumtollten. Nun war er „ganz töchterlos“<sup>1275</sup>.

Sterns Klage über die Verselbstständigung seiner Töchter steht auch in eigenartigem Widerspruch zu einem Vortrag, den er 1900 über Mary Wollstonecraft (1759-1797), die erste Vorkämpferin der Gleichberechtigung der Frau in England, gehalten hat.<sup>1276</sup> Dort bespricht er die Ursprünge der Frauenemanzipation „auf englischer Erde“ und führt die englische Feministin als die Frau ein, die „mit dem Schlachtruf „Gleiches Recht“ vor der Öffentlichkeit in die Schranken trat“<sup>1277</sup>. Ihr ging es darum, „alle [...] davon [zu] überzeugen, daß die moralischen und bürgerlichen Interessen der Menschheit eine Erziehung der Frau nicht zur schwachen, schutzbedürftigen Untergebenen des Mannes, sondern zu seiner selbständigen, einsichtigen Gefährtin fordern.“<sup>1278</sup> In Sterns Darstellung „fasst [sie] auch die ökonomische Seite der Frage aufs schärfste ins Auge“ und „weist [...] darauf hin, welche Befriedigung es gewährt, sich selbst aus eigener Kraft nach eigener Neigung einen Weg zu bahnen.“<sup>1279</sup> An dieser Stelle scheinen allerdings Leben und Lehre auseinander zu klaffen, und Stern bestätigt damit eine Einsicht, die er später in einem anderen Zusammenhang, dem der Frage nach dem Fortschritt in der Geschichte, folgendermaßen formulierte: „Die Praxis ist immer und überall hinter der Lehre

---

<sup>1270</sup> Alfred Stern an Ernst Bernheim, 4.1.1911, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/11.

<sup>1271</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 22.12.1910, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-27.

<sup>1272</sup> Alfred Stern an Friedrich Merkel, 15.5.1913, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 68.

<sup>1273</sup> Vgl. Alfred Stern an Ernst Bernheim, 4.1.1911, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/11.

<sup>1274</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 2.12.1889, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-92.

<sup>1275</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 19.12.1919, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-66.

<sup>1276</sup> Vgl. Alfred Stern: *Mary Wollstonecraft. Die erste Vorkämpferin der Gleichberechtigung der Frau*, in: Ders.: Reden, Vorträge und Abhandlungen, Stuttgart, Berlin 1914, S. 167-188 (zuerst gedruckt in: *Historische Zeitschrift*, Bd. LXXXV, 1900).

<sup>1277</sup> Ebd., S. 168.

<sup>1278</sup> Ebd., S. 183.

<sup>1279</sup> Ebd., S. 186.

zurückgeblieben.“<sup>1280</sup> Er sieht in der Suche seiner Töchter nach Selbstständigkeit und einem eigenen Beruf nicht so sehr den emanzipatorischen Charakter, als die Vereinsamung, die ihm dieses Streben bringt. Das ist verständlich genug, dennoch macht sich in diesem Auseinanderfallen von Theorie und Praxis vielleicht ein Schwachpunkt geltend, der nicht nur im Leben Sterns aufgezeigt werden kann, sondern auch in der Bewegung des Liberalismus überhaupt. Trotz seines Ideals von einer egalitären bürgerlichen Gesellschaft hat der Liberalismus am patriarchalischen Prinzip festgehalten, den politischen Fortschritt ausschließlich auf Männer bezogen und die gesellschaftliche Stellung der Frau nie ernsthaft in Angriff genommen. Tatsächlich wurde im Zeitalter des Liberalismus in „unzähligen Büchern, Broschüren und Lexikonartikeln“ die „Konstruktion des gesellschaftlich bestimmten Geschlechts“ festgeschrieben und dabei nicht als Konstruktion erkannt, sondern als „naturegeben“ aufgefasst.<sup>1281</sup> Genauso duldete der Liberalismus trotz des Postulats der Gleichberechtigung auch antisemitische Anwandlungen und Vorurteile in seinen Reihen.<sup>1282</sup>

Gegen Ende seines Lebens hatte Stern noch ganz andere Sorgen. 1933 war seine Frau gestorben. Nun musste er den Rest seines Lebens ohne das „heitere Naturell“<sup>1283</sup> seiner Gattin, mit der er über 50 Jahre verheiratet gewesen war, verbringen. Dann stellten sich finanzielle Probleme ein, die für den an Ferienreisen gewöhnten und großzügig wohnenden Professor, dessen Haushalt jahrelang mit Hausangestellten versehen war, sicherlich ungewohnt waren. Deshalb sah er sich, wie er in seinem letzten Brief an Einstein schrieb, „gewillt und genötigt, den größten Teil [s]einer wissenschaftlichen Bibliothek zu verkaufen.“<sup>1284</sup> Er bat den berühmten Physiker, der „mit soviel bedeutenden Persönlichkeiten, Leitern von Instituten aller Art in Berührung komm[t] [...], die Aufmerksamkeit auf [s]eine Verkauf-Absicht zu lenken.“<sup>1285</sup> In seinem Schreiben gibt er keine weiteren Auskünfte darüber, wie er in diese Zwangslage gekommen war. Aufklärung gewährt dagegen ein Brief von Sterns jüngster Tochter an

---

<sup>1280</sup> Alfred Stern: *Giebt es einen Fortschritt in der Geschichte?*, 1927, S. 22 (unveröffentlichtes Manuskript), Zentralbibliothek Zürich, HsAbt., Nachlass Alfred Stern.

<sup>1281</sup> Tobias Kästli: *Die Schweiz – eine Republik in Europa. Geschichte des Nationalstaats seit 1789*, Zürich 1998, S. 247f.

<sup>1282</sup> Vgl. Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 54, 293.

<sup>1283</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 27.11.1884, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-52.

<sup>1284</sup> Alfred Stern an Albert Einstein, 14.3.1936, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-447-1.

<sup>1285</sup> Ebd.

Einstein: „[M]ein Vater [hatte] fast all sein Geld in Deutschland und alles dies [ist] verloren.“<sup>1286</sup> Wahrscheinlich hatte er für Einkünfte, die aus seinen meist in Deutschland verlegten literarischen Arbeiten erwachsen, dort ein Konto eingerichtet. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde im Zuge der beginnenden „Arisierung“, der systematischen Ausgrenzung der Juden aus dem Wirtschafts- und Berufsleben, den Deutschen jüdischer Herkunft „mit rohen Haenden der Wanderstab in die Hand gedruickt“<sup>1287</sup>. Als viele von ihnen ins Ausland flüchteten, wurde ab Anfang 1934 die Möglichkeit der Mitnahme von Bargeld radikal eingeschränkt. Gleichzeitig wurde eine „bei der Auswanderung zu leistende Abgabe an die Deutsche Golddiskontbank“<sup>1288</sup> eingeführt, die so genannte Degeo-Abgabe, mit der die braunen Machthaber jüdische Emigranten rücksichtslos ausplünderten. Diese Abgabe spielte für Sterns finanzielle Situation insofern eine Rolle, als sie auch den Geldtransfer von Deutschland ins Ausland betraf. Im August 1934 machte sie bereits 65% der transferierten Gesamtsumme aus und wurde ständig erhöht: Im Oktober 1936 war sie auf 81%, im September 1939 auf ganze 96% angestiegen.<sup>1289</sup> Damit büßte Stern den Großteil seines Geldes in Deutschland ein. Darüber hinaus bestand seit Juli 1933 mit dem Gesetz über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens die Möglichkeit, Hand auf jüdisches, und damit auch auf Sterns Vermögen in Deutschland zu legen und es zugunsten des Deutschen Reiches einzuziehen. Sein Lebensabend wurde nicht nur durch diesen Raub, sondern auch durch die Geschehnisse in seiner alten Heimat, die all seinem Wesen und all seinen Idealen gründlich zuwider waren, „endgültig verdüstert“<sup>1290</sup>. In gewissem Sinne galt sicher auch für ihn, was er in seiner Habilitationsschrift über den alternden Milton gesagt hatte: Er sah „mit geistigem Auge zurück auf die zertrümmerten Ideale wie auf ein verlorenes Paradies.“<sup>1291</sup>

Die Veräußerung der Bibliothek kam zu Sterns Lebzeiten nicht mehr zustande. Bereits in seinem letzten Brief an Einstein bezeichnete er sich als einen „seit einem halben Jahr beinahe ganz am Zimmer gefesselte[n] alte[n] Mann“ und führte seine sich

---

<sup>1286</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 3.4.1936, ebd., Dok. 39-448-2.

<sup>1287</sup> Albert Einstein in einem „Letter of recommendation for George and Emma Darmstadt“, 1934, ebd., Dok. 39-442.

<sup>1288</sup> [http://www.staatsarchiv.niedersachsen.de/master/C1246199\\_N1224125\\_I503\\_L20\\_D0.html](http://www.staatsarchiv.niedersachsen.de/master/C1246199_N1224125_I503_L20_D0.html), 24.1.2008.

<sup>1289</sup> Vgl. ebd.

<sup>1290</sup> Paul Guggenheim: *Alfred Stern*, in: Jüdische Presszentrale, Nr. 887, 3.4.1936, S. 3.

<sup>1291</sup> Alfred Stern, *Milton und seine Zeit*, Band 1, Erstes Buch, Leipzig 1877, S. 13.

verschlechternde Gesundheit auf „Cirkulationsstörungen“ zurück.<sup>1292</sup> Dieser Brief, nur 10 Tage vor seinem Tod geschrieben, „war mit der letzte, den er schrieb“.<sup>1293</sup> Dann erlitt er eine „Sehstörung“, und zwei Tage später, am 16. März 1936, „trat eine plötzliche Verschlimmerung seines Zustandes ein, die rasch zum Tod führte. [...] Er musste noch einen recht schweren Kampf durchmachen. Bis zuletzt beinah behielt er das Bewusstsein.“<sup>1294</sup> So beschrieb Sterns jüngste Tochter Antonia, die ihren Vater in seiner letzten Lebensphase „hingebend“ gepflegt hatte<sup>1295</sup>, in ihrem Brief an Alfred Einstein den Tod des Vaters. Alfred Stern verstarb 89-jährig in Zürich am 24. März 1936.

---

<sup>1292</sup> Alfred Stern an Albert Einstein, 14.3.1936, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-447-2.

<sup>1293</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 3.4.1936, ebd., Dok. 39-448-1.

<sup>1294</sup> Ebd.

<sup>1295</sup> Alfred Stern an Albert Einstein, 14.3.1936, ebd., Dok. 39-447-2.

## XV. Wie haben wir bei Ihnen getrunken!

Jude, Historiker, Mensch

Der Tod Alfred Sterns wurde in den gleichgeschalteten Zeitungen des nationalsozialistischen Deutschlands natürlich stillschweigend übergangen. Nachrufe auf den jüdisch-liberalen Historiker erschienen in der jüdischen und schweizerischen Presse. In der Schweiz hatte er nicht nur ein Zuhause, sondern auch Anerkennung gefunden und ein hohes Ansehen genossen. Sein Entschluss, nach Bern zu gehen, hatte ihn davor bewahrt, in Deutschland eine lange „Karriere“ als Privatdozent anzutreten. Zwar stieg nach der Reichsgründung trotz des gleichzeitigen Erscheinens des politischen Antisemitismus die Anzahl ungetaufter jüdischer Ordinarien leicht an, von 1,4% (1875) auf 2,8% (1890), und die Zahlen für jüdische Privatdozenten verzeichneten dementsprechend einen schwachen Rückgang, von 13,5% bzw. 5,3% (ungetaufte bzw. getaufte, 1874/75) auf 12,5% bzw. 4,5% (1889/90)<sup>1296</sup>. Doch gerade in dem Fach Geschichte, in dem in Deutschland nationale Weltanschauung und politische Linientreue, die den Juden per se abgesprochen wurden, eine so große Rolle spielten, waren die Aufstiegschancen für ungetaufte Juden natürlich begrenzt. Die Gründe für eine Ausgrenzung jüdischer Wissenschaftler mussten oft gar nicht einmal „platt antisemitisch“ ausgesprochen werden, sie wurden oft mit Ersatzargumenten „bemäntelt“<sup>1297</sup>. Dennoch wusste man natürlich, dass eine planmäßige Benachteiligung der jüdischen Wissenschaftler vorging. Die Zurücksetzung und Übergehung jüdischer Forscher wurde selbst in der antisemitischen Agitation, die sich „gegen einen angeblich auch an den Universitäten besonders großen „jüdischen Einfluss““<sup>1298</sup> richtete, indirekt bestätigt. Gustav Schmoller (1838-1917) schrieb 1906 in seinem *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft*, die „Benachteiligung der Juden“ im deutschen Staat sei „heute fast schon dem Verschwinden nahe“ und mache „bereits dem Gegenteil da und dort Platz“<sup>1299</sup>. Auch von „keineswegs antisemitischen“ Forschern

---

<sup>1296</sup> Vgl. Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866-1918. Band I. Arbeitswelt gegen Bürgergeist*, München 1990, S. 403.

<sup>1297</sup> Notker Hammerstein: *Universitäten in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Antisemitismus*, in: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologen in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 25-34, hier S. 33 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Band 3).

<sup>1298</sup> Norbert Kampe: *Jüdische Professoren im deutschen Kaiserreich. Zu einer vergessenen Enquete Bernhard Breslauer*, in: Rainer Erb, Michael Schmidt (Hrsg.): *Antisemitismus und jüdische Geschichte*, Berlin 1987, S. 185-211, hier S. 185.

<sup>1299</sup> Notker Hammerstein: *Universitäten in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Antisemitismus*, in: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologen in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 25-34, hier S. 27 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Band 3).

wurde die Behauptung erhoben, der Anteil jüdischer Akademiker auf universitären Lehrstühlen sei „erschreckend hoch“.<sup>1300</sup>

In Deutschland spielte die Geschichtswissenschaft zusammen mit der Germanistik die Rolle einer „nationalpädagogische[n] Institution“<sup>1301</sup>, wo das historische „Wissen eine wichtige Rolle in den kulturellen Prozessen historischer Identitätsbildung spielte“ und „der Geschichtsunterricht unbestritten als wichtige Instanz zur Legitimation der staatlichen Ordnung und zur Pflege nationaler Gesinnung [galt]“<sup>1302</sup>. Da verbot es sich in den ersten Jahrzehnten nach der Reichsgründung für einen Juden von selbst, sich Hoffnung auf einen ordentlichen Lehrstuhl im Fach der Geschichte zu machen.

Die Aussichtslosigkeit eines solchen Vorhabens belegt eine aufwändige Erhebung, die der Berliner Justizrat Bernhard Breslauer (1851-1928) 1911 auf der Jahreshauptversammlung des *Verbands Deutscher Juden* vorlegte und die als Antwort auf Behauptungen aufzufassen ist, wie sie Schmoller in seinem weit verbreiteten Jahrbuch aufstellte. Der differenzierten statistischen Bestandsaufnahme Breslauers kommt noch „heute eine besondere Bedeutung als quantitative Quelle zur Sozialgeschichte der jüdischen Hochschullehrer“ zu.<sup>1303</sup> Sie zeigt, dass 1874/75 an den historischen Fakultäten deutscher Universitäten keine Juden, auch keine getauften, sondern ausschließlich Christen die insgesamt 58 Lehrstühle innehatten; 1889/90 gab es bei insgesamt 66 Stellen nur einen getauften Ordinarius und zwei jüdische Extraordinarien, die an historischen Fakultäten unterrichteten.<sup>1304</sup> Auf längere Sicht hätte Stern mit der Taufe seine Chancen auf eine Professur wahrscheinlich, wenn auch nur geringfügig, erhöhen können: 1909/10 lehrten insgesamt 87 Historiker Geschichte an deutschen Universitäten, davon waren acht jüdische Hochschullehrer: zwei jüdische und vier getaufte ordentliche Professoren neben zwei getauften außerordentlichen Professoren.<sup>1305</sup> Eine lange Wartezeit hätte er auf jeden Fall in Kauf nehmen müssen,

---

<sup>1300</sup> Ebd., S. 28.

<sup>1301</sup> Lothar Schneider: *Eugen Wolffs Dilemma*, in: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 103-109, hier S. 106 (= *Marbacher Wissenschaftsgeschichte*, Band 3).

<sup>1302</sup> Jaeger, Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992, S. 63.

<sup>1303</sup> Norbert Kampe: *Jüdische Professoren im deutschen Kaiserreich. Zu einer vergessenen Enquete Bernhard Breslauers*, in: Rainer Erb, Michael Schmidt (Hrsg.): *Antisemitismus und jüdische Geschichte*, Berlin 1987, S. 185-211, hier S. 186.

<sup>1304</sup> Vgl. ebd., S. 206.

<sup>1305</sup> Vgl. ebd.

denn Breslauer's Enquete zeigt auch, dass jüdische Hochschullehrer ihr Amt deutlich später erhielten als nichtjüdische.<sup>1306</sup>

Doch den Gang zum Taufbecken scheint Stern niemals ernsthaft erwogen zu haben. Man wird wohl annehmen dürfen, dass dieser Schritt für ihn schon aus Gründen der Familientradition eine unakzeptable Lösung war. Der lange und entbehrungsreiche Kampf des Vaters um Gleichstellung wäre mit der Konversion des Sohnes nachträglich infrage gestellt worden. Dem Übertritt eines säkularisierten Juden zum Christentum haftete überdies ohnehin immer das Odium des Opportunismus an und stellte darüber hinaus gewissermaßen eine Anerkennung der staatlichen Ungerechtigkeit und Illiberalität dar. Diesen Standpunkt vertrat beispielsweise Rathenau: „Durch einen Glaubenswechsel hätte ich mich den Benachteiligungen entziehen können“, schrieb er an eine Freundin, „doch hätte ich hierdurch nach meiner Überzeugung dem von den herrschenden Klassen begangenen Rechtsbruch Vorschub geleistet.“<sup>1307</sup> Diese Anerkennung in Form des „abverlangte[n] Unterwerfungsritual[s]“<sup>1308</sup> wollte vielleicht auch Stern dem System nicht zollen. Er wies es ab, sich den Systemzwängen zu beugen und sich einer Karriere zuliebe taufen zu lassen, und bewahrte sich durch sein Ausweichen in die Schweiz sowohl eine gewisse Freiheit, als auch – ähnlich wie sein Vater – seine Integrität.

Der junge Stern nahm also die Gelegenheit der Emigration wahr und beobachtete von der Schweiz aus die Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland. Als Harry Bresslau, der sich im selben Jahr wie Stern habilitiert hatte, 1890 als ordentlicher Professor nach Straßburg berufen wurde, freute sich Stern über die Berufung Bresslaus „ungemein“; sie erfreute ihn aber „noch mehr des Principes wegen“, denn sein Freund war „der erste Jude, der ein Ordinariat für Geschichte in Deutschland erhielt.“<sup>1309</sup> Stern wird dabei kaum entgangen sein, dass Bresslau von dem preußischen Kulturpolitiker Friedrich Althoff (1839-1908) „entschieden gefördert“<sup>1310</sup> wurde und seinen späten Erfolg wahrscheinlich dieser Begünstigung verdankte. Somit veranschaulicht auch die

---

<sup>1306</sup> Vgl. ebd., S. 207.

<sup>1307</sup> Walther Rathenau an Gertraud von Hindenburg, zitiert nach Wolfgang Brenner: *Walther Rathenau. Deutscher und Jude*, München 2005, S. 124.

<sup>1308</sup> Norbert Kampe: *Jüdische Professoren im deutschen Kaiserreich. Zu einer vergessenen Enquete Bernhard Breslauer's*, in: Rainer Erb, Michael Schmidt (Hrsg.): *Antisemitismus und jüdische Geschichte*, Berlin 1987, S. 185-211, hier. S. 193.

<sup>1309</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 30.12.1890, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-103.

<sup>1310</sup> Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866-1918. Band I. Arbeitswelt gegen Bürgergeist*, München 1990, S. 402.



Berufung Bresslaus die Schwierigkeiten, mit denen sich vor allem jüdische Geisteswissenschaftler an deutschen Universitäten konfrontiert sahen.

Obwohl Stern in seiner wissenschaftlichen Autobiographie seine jüdische Herkunft und sein Jüdischsein an keiner Stelle thematisiert, stand er dem Judentum nicht unbeteiligt gegenüber. Auch wenn er keine jüdische Geschichtsschreibung betrieb, übergang er die jüdische Geschichte, die von der nichtjüdischen Öffentlichkeit sowieso lange kaum wahrgenommen wurde<sup>1311</sup>, in seinen Darstellungen nicht. In seiner Rezension zum siebten Band der von Walter Goetz herausgegebenen Propyläen-Weltgeschichte (Berlin 1929), zu der, wie oben schon erwähnt, Stern mit dem Kapitel *Die Französische Revolution und ihre Wirkung auf Europa* beigetragen hatte, beanstandete Hanns Reißner die „unzulängliche Berücksichtigung des jüdischen Elements in der Geschichte der ersten fünfzig Jahre nach der Revolution“<sup>1312</sup>. Dass „wenigstens gelegentlich der Tatsache der jüdischen Emanzipation gedacht“<sup>1313</sup> wurde, sei hauptsächlich Sterns Verdienst. Er hatte der Befreiung der Juden in Frankreich einige Zeilen gewidmet<sup>1314</sup>. Im Laufe seines langen Lebens als Historiker beschäftigte Stern sich des Öfteren mit jüdischen Themen und trug damit, wenn auch nur am Rande, zur Wissenschaft des Judentums bei. Jüdische Geschichte und Tradition scheinen bei ihm weniger wichtig gewesen zu sein als deutsches Kulturgut und humanistische Bildung. Er war in einem akkulturierten und säkularisierten Heim groß geworden und definierte sich allenfalls sekundär wenn nicht gar tertiär durch sein Judentum. In erster Linie war er Deutscher und Historiker.<sup>1315</sup> Man darf nicht vergessen, dass sich viele Juden zu Beginn des 20. Jahrhunderts als vollständig integriert betrachteten – und als gänzlich assimiliert aufgefasst wurden – und ihre jüdische Identität gleichsam „vergessen“ hatten. Erst mit dem Erstarken des Nationalsozialismus wurden die biologisch-rassistischen Elemente der antisemitischen Ideologie zur Ausformung unausweichlicher und letztendlich tödlicher Kategorien angewendet, die mit den Nürnberger Gesetzen den Juden alle Rechte absprachen. Diese diskriminierende

---

<sup>1311</sup> Vgl. Christhard Hoffmann: *Die Verbürgerlichung der jüdischen Vergangenheit: Formen, Inhalte, Kritik*, in: Ulrich Wyrwa (Hrsg.): *Judentum und Historismus. Zur Entstehung der jüdischen Geschichtswissenschaft in Europa*, Frankfurt/Main 2003, S. 149-171, hier S. 154f.

<sup>1312</sup> Hanns Reißner: *Rezension zu der Propyläen-Weltgeschichte. Siebenter Band*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland*, Jahrgang 3, Nr. 2, 1931, S. 147-148, hier S. 147.

<sup>1313</sup> Ebd., S. 148.

<sup>1314</sup> Vgl. Alfred Stern: *Die Französische Revolution und ihre Wirkung auf Europa*, in: Walter Goetz (Hrsg.): *Die Französische Revolution/Napoleon und die Restauration 1789-1848*, Berlin 1929, S. 1-114, hier S. 29 (= Propyläen-Weltgeschichte, Siebenter Band).

<sup>1315</sup> Vgl. Anm. 551.

Kategorisierung nahm auf das Selbstverständnis der Betroffenen keine Rücksicht und konnte Menschen, die keine jüdische Identität besaßen, auf Basis vermeintlicher biologischer Kriterien in die Kategorie „Jude“ stecken. Doch vorher bestand die Möglichkeit, seine eigene Identität als Jude oder Nichtjude selbst zu bestimmen. Damit sollen weder der althergebrachte Antijudaismus noch der Antisemitismus vor der Entstehung des biologisch-rassistischen kleingeredet werden. Es soll auch nicht behauptet werden, dass Stern seine jüdische Herkunft vergessen oder verdrängt hätte oder sogar verstecken wollte, sondern nur, dass sie ihm vielleicht nicht so wichtig war. Mit einer gewissen Gleichgültigkeit zur jüdischen Herkunft ist wahrscheinlich nicht nur die Nichterwähnung in der Autobiographie zu erklären; mit dieser Haltung entsprach er als bürgerlicher Gelehrter auch den Akkulturations- und Assimilationserwartungen seiner nichtjüdischen Umwelt, in der „die Akzeptanz einer jüdischen Binnenkultur [...] gering [war]. Gerade das protestantisch geprägte, liberale Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts erwartete von den Juden eine weitgehende Aufgabe ihrer Eigenart, ein vollständiges Aufgehen in der allgemeinen Kultur.“<sup>1316</sup> Durch die hauptsächliche Beschäftigung mit Themen deutscher oder europäischer, also christlicher Geschichte konnte er sowohl von Fachgenossen als auch vom Bürgertum als gleichwertig akzeptiert werden, mit der Hinwendung zur jüdischen Geschichte hätte er in Deutschland „als Vertreter einer zurückgebliebenen Ghettokultur“ gelten können.<sup>1317</sup> Dennoch schrieb er bereits einen Monat nach seiner Promotion einen 1870 veröffentlichten Artikel über die Rolle der Juden im Bauernkrieg, in dem er Behauptungen zurückweist, die Juden hätten im Bauernkrieg keinerlei Misshandlung erfahren und wären von den Städten zur Aufwiegelung der Bauern instrumentalisiert worden.<sup>1318</sup> 1903 hielt er in Frankfurt am Main eine Rede auf Gabriel Riesser (1806-1863), einen guten Freund seines Vaters, der sich vorbehaltlos für die Emanzipation der Juden eingesetzt hatte.<sup>1319</sup> 1926 würdigte er in einem *Judentum und Humanität* titulierten Aufsatz Riessers literarischen Kampf gegen Bruno Bauer (1809-1882), der 1843 in seiner Schrift *Die Judenfrage* (Braunschweig 1843) den Versuch unternommen hatte, die „entwürdigende

---

<sup>1316</sup> Christhard Hoffmann: *Die Verbürgerlichung der jüdischen Vergangenheit: Formen, Inhalte, Kritik*, in: Ulrich Wyrwa (Hrsg.): *Judentum und Historismus. Zur Entstehung der jüdischen Geschichtswissenschaft in Europa*, Frankfurt/Main 2003, S. 149-171, hier S. 154.

<sup>1317</sup> Ebd.

<sup>1318</sup> Vgl. Alfred Stern: *Die Juden im großen Deutschen Bauernkriege 1525*, in: *Jüdischen Zeitschrift für Wissenschaft und Leben*, Achter Jahrgang, Bresslau 1870, S. 57-72.

<sup>1319</sup> Vgl. Alfred Stern: *Gabriel Riesser. Rede gehalten in der Frankfurt-Loge, Frankfurt am Main am 20. April 1903*, in: Ders.: *Reden, Vorträge und Abhandlungen*, Stuttgart, Berlin 1914, S. 18-35, hier S. 18-35.

Ausnahmestellung der gedrückten deutschen Juden zu rechtfertigen<sup>1320</sup>. Weiterhin beschäftigte er sich auch mit der Shakespeare-Rezeption des deutsch-jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn (1729-1786) und der Judenpolitik Kaiser Friedrichs II., des Hohenstaufen (1194-1250).<sup>1321</sup>

Die Hebräische Universität Jerusalem, 1918 gegründet und 1925 eröffnet, unterstützte Stern „durch wertvolle Bücherspenden“<sup>1322</sup>. Sein aktives Interesse an dieser Institution bekundete er auch dadurch, dass er lange Zeit dem *Schweizerischen Verband zur Förderung der Universität Jerusalem* als Ehren- und Vorstandsmitglied angehörte<sup>1323</sup>. Der Gedanke an eine jüdische Universität tauchte beim ersten Zionistischen Kongress auf, der 1902 in Basel abgehalten wurde. Wie die Mehrzahl der bürgerlichen deutschen Juden seiner Zeit betrachtete Stern den Zionismus mit ausgeprägter Skepsis<sup>1324</sup>, die in seinem Fall auf dem Grundsatz der Selbstbestimmung beruhte. Die Idee der Freiheit verteidigte er auch, wenn es sich um die der arabischen Einwohner Palästinas handelte:

*Ich halte die Balfour-Deklaration und die darauf begründete Absicht, Palästina zu einer „Heimstätte“ der Juden zu machen, für verhängnisvoll und für unausführbar und beklage das Diktum Weizmanns: im nächsten Jahre müßten 100000 Juden nach Palästina verpflanzt werden. Wie soll das geschehen ohne schwerste Konflikte mit den eingeborenen Arabern, denen das Land gehört?*<sup>1325</sup>

In der *Encyclopaedia Judaica* findet sich ein weiterer Hinweis auf Sterns Interesse an jüdischen Angelegenheiten. Als der *Schweizerische Israelitische Gemeindebund* zusammen mit der *Israelitischen Kultusgemeinde Bern* im Juni 1933 Strafanzeige gegen die Verleger und Verbreiter der antisemitischen Schmähchrift *Protokolle der Weisen*

---

<sup>1320</sup> Alfred Stern: *Judentum und Humanität. Eine geschichtliche Erinnerung*, in: *Der Morgen*, Jahrgang 2, Nr. 4, 1926, S. 366-376, hier S. 367.

<sup>1321</sup> Vgl. Alfred Stern: *Moses Mendelssohn und Shakespeare*, in: *Neue Schweizer Rundschau*, XXII, Zürich, März 1929, S. 176-187, bzw. Ders.: *Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, und die Juden*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland*, Jahrgang 2, Nr. 1, 1930, S. 68-73.

<sup>1322</sup> Hans Reissner: *Alfred Stern*, in: *Der Morgen*, Jg. 12, Nr. 5, 1936, S. 228-230, hier S. 229.

<sup>1323</sup> Vgl. ebd., vgl. auch *Alfred Stern und die Hebräische Universität*, in: *Jüdische Presszentrale*, Nr. 887, 3.4.1936, S. 4.

<sup>1324</sup> Vgl. Miriam Gebhardt: *Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890 bis 1932*, Stuttgart 1999, S. 74 (= *Studien zur Geschichte des Alltags*, Band 16).

<sup>1325</sup> Alfred Stern am 20.9.1929, zitiert nach Hans Reissner: *Alfred Stern*, in: *Der Morgen*, Jg. 12, Nr. 5, 1936, S. 228-230, hier S. 229.

von Zion, des „größten literaturpolitischen Betruges der modernen Geschichte“<sup>1326</sup>, erstattete, soll Stern die Berner Gemeinde bei ihren Anstrengungen unterstützt haben<sup>1327</sup>. Für diese Behauptung konnten im Rahmen dieser Studie allerdings keinerlei Belege gefunden werden, genauso wenig wie für die, Stern habe zahlreichen jungen jüdischen Akademikern finanziell beigegeben<sup>1328</sup>.

Sterns Verhältnis zum Judentum war kein religiöses. In seinen Briefen finden sich keinerlei Hinweise auf jüdische Identitätsbindungen, wie beispielsweise die Einhaltung jüdischer Feiertage oder die Pflege jüdischen Brauchtums. Trotz seines assimilierten Lebensstils übergang er die christlichen Feiertage genauso wie die jüdischen. Ein Weihnachtsbaum, eindringliches Sinnbild der Akkulturation vieler getaufter Juden des Bürgertums im 19. Jahrhundert, wird bei den Sterns niemals aufgestellt worden sein. Seine zu Weihnachtszeiten geschriebenen Briefe beschloss er ohne Weihnachtsgrüße.<sup>1329</sup> Wie oben schon erwähnt, hielt er den „alten Glauben“ für überholt und führte die Naturwissenschaften (Darwin) und die historisch-kritische Methode (Strauß) als die Faktoren an, die die Vorherrschaft der althergebrachten Religionen überwunden hatten. So drückte er sich in einem Brief an Baumgarten aus, nachdem dessen Schrift *Römische Triumphe* gerade erschienen war. In diesem Text zog Baumgarten gegen das aus dem Kulturkampf gestärkt hervorgegangene römische Regiment des politischen Katholizismus zu Felde und verteidigte das „protestantische Gewissen“<sup>1330</sup>. Stern gestand Baumgarten, dass er die „Bekämpfung der römischen Triumphatoren durch Bildung eines evangelischen Bundes für sehr gefährlich“ halte; durch den *Evangelischen Bund*, dem Baumgarten seit seiner Gründung 1886 ein

---

<sup>1326</sup> Walter Laqueur zitiert nach Michael Hagemester: *Sergej Nilus und die „Protokolle der Weisen von Zion“*. Überlegungen zur Forschungslage, <http://www.comlink.de/cl-hh/m.blumentritt/agr269s.htm>, 17.10.2006, vgl. auch Wolfgang Benz: *Bilder vom Juden. Studien zum alltäglichen Antisemitismus*, München 2001, S. 27-43.

<sup>1327</sup> Vgl. Cecil Roth (Hrsg.): *Stern, Alfred*, in: *Encyclopaedia Judaica*, Jerusalem 1971-72, S. 382 („Stern aided the Jewish community of Berne in a lawsuit involving the *Protocols of the Elders of Zion* [...]“). Das Urteil fiel im Mai 1935. Es wurde festgestellt, dass die *Protokolle* eine Fälschung seien und gegen das bernische Schundliteraturgesetz verstoßen. Das Urteil wurde in der Berufungsverhandlung im Herbst 1937 aus rein formal-juristischen Gründen aufgehoben (Vgl. Hadassa Ben-Itto: „*Die Protokolle der Weisen von Zion*“. *Anatomie einer Fälschung*, Berlin 2001, S. 386ff.).

<sup>1328</sup> Vgl. Cecil Roth (Hrsg.): *Stern, Alfred*, in: *Encyclopaedia Judaica*, Jerusalem 1971-72, S. 382 („Stern [...] financially assisted numerous young Jewish scholars.“).

<sup>1329</sup> Vgl. etwa Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 24.12.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-79 oder Alfred Stern an Lujo Brentano, 22.12.1910 bzw. 28.12.1914, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-27 bzw. N 1001/60-35.

<sup>1330</sup> Hermann Baumgarten an Rudolf Haym, 26.12.1886, zitiert nach Erich Marcks: *Einleitung*, in: Hermann Baumgarten: *Historische und politische Aufsätze und Reden*, Straßburg 1894, S. I-CXXXIV, hier S. CXXI.

lebhaftes Interesse zuwandte<sup>1331</sup>, würden, so fürchtete Stern, die Gegensätze in dem „schon zu sehr zerrissenem Volk nur noch mehr zugespitzt.“<sup>1332</sup> Er rechnete damit, dass weder Katholizismus noch Protestantismus die Menschen auf Dauer befriedigten, doch war er „zu sehr historisch geschult, um nicht zu wissen, dass nach einem Zersetzungsprozess, der, wie am Ende des römischen Reiches Jahrhunderte lang dauern kann, nicht wieder eine neue Form erscheinen wird, in die sich das unverilgbare religiöse Gefühl der Millionen ergießt.“<sup>1333</sup> In dieser Äußerung, mit der er Baumgartens „schon seit Jahren lebendig bezeugtes religiöses und protestantisches Gefühl“<sup>1334</sup> nicht verletzen wollte<sup>1335</sup>, kommt seine reservierte Haltung zur Religion als solcher deutlich zum Ausdruck. Diese Einstellung erklärt vielleicht auch, dass eine Konversion für ihn niemals in Betracht kam.

Das – rein formelle – Bekenntnis zum Judentum war nicht das einzige Problem, das seine Karriere in Deutschland verhinderte, auch seine politische Haltung verstellte eine wissenschaftliche Laufbahn an einer deutschen Universität. Neben der Lehrtätigkeit war und ist es die Hauptaufgabe der Universitäten, die wissenschaftliche Erkenntnis zu erweitern und zu vermehren, die Erforschung der Wahrheit und die Entschlüsselung des Menschen und der Welt voranzutreiben. Dazu bedarf es der viel beschworenen Voraussetzungslosigkeit von Wissenschaft und Forschung, einer Freiheit mithin, die von keinerlei Einschränkungen und Vorbehalten eingegrenzt wird. Die wissenschaftliche Arbeit der Universitäten, so sollte man meinen, hatte in ihrem eigenständigen Streben nach Wahrheit und Erkenntnis „nichts mit Politik zu tun“<sup>1336</sup>. Festzustellen ist jedoch, dass „Politikferne immer nur meinte, keinerlei politische Optionen und Meinungen zu vertreten, die der Mehrheit der bewahrend und staatsorientiert denkenden Professoren zuwiderlief.“<sup>1337</sup> Gerade solche abweichenden Auffassungen vertrat jedoch Stern. Die kritische Distanz, die er dem autoritären Staat Bismarcks gegenüber bewahrte, und seine liberale Grundeinstellung standen im

---

<sup>1331</sup> Vgl. Erich Marcks: *Einleitung*, in: Hermann Baumgarten: *Historische und politische Aufsätze und Reden*, Straßburg 1894, S. I-CXXXIV, hier S. CXXI.

<sup>1332</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 7.2.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-68.

<sup>1333</sup> Ebd.

<sup>1334</sup> Erich Marcks: *Einleitung*, in: Hermann Baumgarten: *Historische und politische Aufsätze und Reden*, Straßburg 1894, S. I-CXXXIV, hier S. XCVII.

<sup>1335</sup> Vgl. Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 7.2.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-68.

<sup>1336</sup> Notker Hammerstein: *Universitäten in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Antisemitismus*, in: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologen in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 25-34, hier S. 26 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Band 3).

<sup>1337</sup> Ebd.

Gegensatz zu der von einem Beamten erwarteten und geforderten Loyalität. Sterns Sympathien lagen auf Seiten der Freiheit, der Selbstbestimmung, der Demokratie und des Parlamentarismus. Er verfolgte bereits als junger Wissenschaftler die Entstehung und Entwicklung der Arbeiterbewegung genau und diskutierte „socialistische Themata“<sup>1338</sup>, wie zum Beispiel die Bedeutung des Zusammenschlusses der Arbeiter in Gewerkschaftsbünden, ausführlich mit Brentano. Dieser identifizierte „Sozialpolitik weitgehend mit Arbeiterpolitik“<sup>1339</sup> und sah in der „Gewerkschaft und ihrer Entwicklung [...] die Lösung der brennenden sozialen Frage“<sup>1340</sup>. Auch Stern hielt die neu entstandenen Gewerkvereine „für ein gesundes, natürliches Gewächs“<sup>1341</sup>. Von der neuen Bewegung erwartete er, „daß sie bei jeder nächsten, tiefgehenden Volksbewegung von größter Bedeutung werden wird.“<sup>1342</sup> Das Parteiprogramm der 1869 in Eisenach gegründeten Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, das so genannte *Eisenacher Programm*, konnte er, wenn auch mit Einschränkungen, billigen.<sup>1343</sup> Als Constantin Bulle 1887 mit Hilfe der Sozialdemokraten als freisinniger Abgeordneter Bremens in den Reichstag gelangte<sup>1344</sup>, gratulierte Stern dem alten Mitstreiter. Er schilderte ihn Baumgarten gegenüber als den „verständige[n] Mann, ehrlich und einfach, wie wir ihn aus der Treitschke-Polemik kennen.“<sup>1345</sup> An Bulle schrieb Stern:

*Bedauern Sie ja nicht zum Theile socialdemokratischen Stimmen ihre [sic] Wahl zu verdanken. Wenn etwas die Kluft, die durch die deutsche Gesellschaft geht, verkleinern kann, so ist es, dass die Unterdrückten (c.f. Gefängnis, Ausweisung, Kontrolle der Arbeiter durch bestimmte Wahlzettel, Verbote von*

<sup>1338</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 19.6.1870, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-3.

<sup>1339</sup> Ursula Ratz: *Arbeiteremanzipation zwischen Karl Marx und Lujo Brentano. Studien zur Geschichte der Arbeiterbewegung und der Bürgerlichen Sozialreform in Deutschland*, Berlin 1997, S. 245 (= Sozialpolitische Schriften, Heft 73).

<sup>1340</sup> Friedrich C. Sell: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953, S. 258.

<sup>1341</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 19.6.1870, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-3.

<sup>1342</sup> Ebd., N 1001/60-3f.

<sup>1343</sup> Vgl. ebd.

<sup>1344</sup> Vgl. Susanne Süß, Imke Schwarzrock: *H. H. (Hermann Heinrich) Meier*, <http://www-user.uni-bremen.de/~bremhist/HHMeier.html>, 25.3.2008, vgl. auch Brockhaus Konversationslexikon, Leipzig, Berlin, Wien 1894-1896, *Bulle, Konstantin Karl Ferd. Heinr.*, 3. Band, S. 729, <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/seite.html?id=123062>, 17.3.2008.

<sup>1345</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 4.3.1887, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-71.

*Versammlungen, Androhung von Entlassung aus Fabriken etc.) wissen[,] bei den Freisinnigen Beschützer zu finden.*<sup>1346</sup>

Er freute sich über den Zuwachs an sozialdemokratischen Stimmen: „Eine Million sozialdemokratischer Stimmen!! Sollten da nicht manchem die Augen aufgehen und vor die Seele treten, was unsere Kinder einmal ernten können?“<sup>1347</sup>

Stern hatte für die sozialen Ungerechtigkeiten seiner Zeit einen Blick und für die Forderung nach sozialen Reformen durchaus Sympathie. Den sozialen Nöten seiner Gegenwart und den neuen sozialistischen Lösungsvorschlägen stand er keinesfalls blind gegenüber, er war jedoch nie Sozialist oder Kommunist. Am Ende seiner kleinen Schrift *Die Socialisten der Reformzeit* (Berlin 1883), die sich in seinem typischen ausgewogenen Stil sowohl an den wendet, der „es unternehmen will, das Gebäude unserer gegenwärtigen Gesellschaft einzureißen“, als auch an den, der „es sich zur Aufgabe macht, jenes Gebäude gegen solche Angriffe zu vertheidigen“<sup>1348</sup>, schreibt er zusammenfassend: „Aber nicht nach ihren Zielen wollen die geschichtlichen Mächte bemessen werden, [...], sondern nach den Mitteln, deren Anwendung sie für nöthig halten.“<sup>1349</sup> Für revolutionäre Umstürze wird Stern wenig übrig gehabt haben, zumal seiner Ansicht nach seit 1789 „die Fluthen der folgenden großen Volksbewegungen weggeschwemmt und unterwühlt [haben]“, was der Französischen Revolution entgangen war<sup>1350</sup>. Doch war er sich im Klaren darüber, dass die Geschichte „eine große Aufgabe nur [löst], um durch ihre Lösung eine neue zu stellen.“<sup>1351</sup> Das neue Problem stellte sich nach seiner Beurteilung in der „nach Millionen zählende[n] Arbeiterbevölkerung [...] mit Leiden, Bedürfnissen und Ansprüchen, wie sie in diesem Umfang der Vergangenheit fremd waren.“<sup>1352</sup> Als erste Bedingung für die Lösung der großen Konflikte der neuen Zeit galt es, „frei von Haß und frei von Gleichgültigkeit ihre tieferen Gründe zu erkennen.“<sup>1353</sup> Mit einem Wort Spinozas erklärt Stern sodann, dass er in der Bildung der proletarisierten Massen die Lösung für die aktuellen Probleme sah:

---

<sup>1346</sup> Ebd., zitiert nach der Abschrift Sterns.

<sup>1347</sup> Ebd., zitiert nach der Abschrift Sterns.

<sup>1348</sup> Alfred Stern: *Die Socialisten der Reformzeit*, Berlin 1883, S. 3.

<sup>1349</sup> Ebd., S. 34.

<sup>1350</sup> Ebd., S. 35.

<sup>1351</sup> Ebd.

<sup>1352</sup> Ebd.

<sup>1353</sup> Ebd., S. 36.

„Unwissenheit ist alles Bösen Quelle“.<sup>1354</sup> Dass dies für ihn nicht einfach eine leere Floskel aus der privilegierten Abgeschlossenheit des akademischen Elfenbeinturmes war, zeigt sich daran, dass er sich in seiner Zürcher Zeit „der „Pestalozzi-Gesellschaft“ für die Abhaltung von „Volks-Lehr-Kursen“ zur Verfügung gestellt“ hatte<sup>1355</sup>, um selbst zur Aufklärung und Bildung der Arbeiter beizutragen.<sup>1356</sup>

Von seiner Sympathie für die Unterdrückten legen ebenfalls seine Werke von Anfang an ein beredtes Zeugnis ab. Schon seine erste Arbeit über die *Zwölf Artikel* des Bauernkrieges, der „[vielleicht] gewaltigste[n] social-politische[n] Revolution [...], welche das Innerste des Deutschen Volkslebens aufwühlte“<sup>1357</sup>, geht in diese Richtung. Die „Hoffnungen des gedrückten Volkes“ richteten sich in dieser frühen Revolutionsperiode auf Befreiung nicht nur „vom geistlichen, sondern auch vom weltlichen Joch“.<sup>1358</sup> Auch seine Werke über Milton und den englischen Bürgerkrieg und der wenig später entstandene Band über die englische Revolution haben die religiöse und politische Freiheit zum Thema.

Eine liberale, freiheitliche Grundhaltung zieht sich zusammen mit dem Abstandhalten von einem einseitigen Nationalismus als roter Faden durch sein Gesamtwerk. Mit seiner wenn auch peripheren, so doch eindeutigen Stellungnahme auf Seiten Baumgartens in der Treitschke-Baumgarten-Kontroverse hatte er sich endgültig in das oppositionelle Lager der deutschen Historiographie geschlagen. Der Versuch der Dissidenten, mit einer eigenen Zeitschrift eine neue Institution als Gegengewicht zu der von Treitschke und Sybel geführten Historikerkirche zu gründen und damit Raum für eigene abweichende Auffassungen und vielleicht sogar eine eigene Schule zu schaffen, schlug fehl. Obwohl sich für dieses Projekt sicherlich genug Gesinnungsgenossen und Mitarbeiter hätten finden lassen – darauf deutet Sterns Liste an Baumgarten mit über fünfzig Namensvorschlägen hin – waren Macht und Einfluss der etablierten Zunft so groß und die Stellung sowohl Baumgartens in Straßburg als auch die Sterns in Bern und

---

<sup>1354</sup> Ebd.

<sup>1355</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 18.12.1898, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-18f. bzw. 22.12.1910, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-27.

<sup>1356</sup> Stern scheint schon frühzeitig an außeruniversitären Vorträgen Gefallen gefunden zu haben. Wie aus einer Zeitungsnotiz hervorgeht, hielt er im Januar 1878 im kaufmännischen Verein zu Frankfurt „einen außerordentlich interessanten und anregenden Vortrag über „Byron als politischen Dichter“ (Neue Frankfurter Presse: *Wissenschaftliche Vorträge im kaufmännischen Verein*, 7.1.1878).

<sup>1357</sup> Alfred Stern: *Die Juden im großen Deutschen Bauernkriege 1525*, in: *Jüdische Zeitschrift für Wissenschaft und Leben*, Achter Jahrgang, Bresslau 1870, S. 57-72, hier S. 58.

<sup>1358</sup> Alfred Stern: *Über die zwölf Artikel der Bauern und einige andere Aktenstücke aus der Bewegung von 1525. Ein Beitrag zur Geschichte des großen Deutschen Bauernkrieges*, Leipzig 1868, S. 6.



später an der ETH Zürich so peripher, dass dieses Vorhaben niemals wirklich in Angriff genommen werden konnte. Zudem scheinen Baumgarten und Stern keinen Verleger gefunden zu haben, der das finanzielle Risiko einer Neuetablierung einer oppositionellen historischen Zeitschrift eingehen wollte.

Thematisch verweigerte Stern die „Nationalisierung der historischen Identität“ und bestand auf der „universalistische[n] Weite des historischen Blicks, die die Aufklärung eröffnet hatte“<sup>1359</sup>. Leitfaden seines Hauptwerkes war die Vorstellung der Menschheit als Familie und der geistigen Einheit Europas. Während nicht nur das Publikum, sondern auch die Fachgenossen von der Geschichtsschreibung auf die Gegenwart bezogene Interpretationen und politische Werturteile erwarteten und forderten, blieb Stern methodisch innerhalb der Wissenschaftskonzeption des Historismus einem Positivismus treu, der „empirische („positive“) Tatsachen der menschlichen Vergangenheit präzise und nachprüfbar“<sup>1360</sup> zu ermitteln suchte. Nach dem Ersten Weltkrieg, als sich das Bedürfnis seiner Gegenwart an einer „Synthese großer Entwicklungszusammenhänge“<sup>1361</sup> geltend machte und von Dilettanten wie beispielsweise Oswald Spengler (1880-1936) mit dem *Untergang des Abendlandes* (2 Bände, Wien 1918, München 1922) befriedigt wurde, konnte Stern diesem Verlangen nicht entsprechen. Derartig weit ausgreifende Welterklärungen warfen „die peinigende Frage nach der Objektivität solcher Historie“<sup>1362</sup> auf. Die Forderung nach Objektivität jedoch stand, wie gezeigt wurde, für den Fachhistoriker Stern immer an erster Stelle. Ihm kam es nicht auf Kausalerklärungen an, sondern „vor allem auf eine genaue und überprüfbare Ermittlung historischer Fakten“, er kümmerte sich um die „tieferliegende[n] Zusammenhänge dieser Fakten ebensowenig [...] wie darum, welche Rolle das Wissen um die historischen Fakten in der kulturellen Orientierung der gegenwärtigen menschlichen Lebenspraxis spielt.“<sup>1363</sup> Eisenmann hat Sterns Haltung mit einer Metapher ebenso prägnant wie anschaulich formuliert: Sterns Historiographie sei im Besitz der Anatomie, nicht aber der Physiologie.<sup>1364</sup> Diese Methodenkritik beanstandet die Tatsache, dass das objektivistische Feststellen eines historischen

---

<sup>1359</sup> Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992, S. 52.

<sup>1360</sup> Ebd., S. 63.

<sup>1361</sup> Ernst Troeltsch: *Die Krisis des Historismus*, in: *Neue Rundschau*, 1922, S. 572-590, hier S. 578.

<sup>1362</sup> Ebd.

<sup>1363</sup> Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992, S. 6.

<sup>1364</sup> Vgl. Louis Eisenmann: *Rezension zu Band 7 und 8 der Geschichte von Alfred Stern*, in: *Revue Historique*, Année 45/T. 135, Paris 1920, S. 316-324, hier S. 318 („[...] vaut qu'on en étudie non pas seulement l'anatomie, mais la physiologie.“).

Knochenbaus den Rückschluss auf das vernachlässigte, was an diesem Gerüst einst gehangen habe. Das auch aus heutiger Sicht obsoletere Diktum Johann Gustav Droysens zugunsten einer historischen Hermeneutik, es gebe nichts, „was den menschlichen Geist bewegt und sinnlichen Ausdruck gefunden hat, das nicht verstanden werden könnte“<sup>1365</sup>, wird für unseren Historiker keine große Rolle gespielt haben. Im Gegensatz zu Droysen, den Stern in seiner Autobiographie denn auch nur einmal kurz am Rande erwähnt (S. 11), scheint für ihn die kritische Empirie, nicht das hermeneutische Verstehen des Vergangenen als das zu erstrebende Ziel der Geschichtsforschung im Vordergrund gestanden zu haben. Stern ist ein Vertreter der berichtenden, vielleicht sogar erzählenden, nicht aber der erklärenden oder gar deutenden Geschichtsschreibung. Diese von der Tendenzforschung nicht weniger seiner Fachkollegen prinzipiell verschiedene Haltung hat ihm den Vorwurf der Tatsachenanhäufung, der rein antiquarischen Faktensammlung, eingetragen. Doch Stern verlor bei der Arbeit mit der Vergangenheit die aktuelle Politik nicht aus dem Blick. „Ihnen, als einem aufmerksamen Leser, brauche ich nicht zu sagen, dass gewisse Sätze [...] in meiner Geschichte der englischen Revolution mutatis mutandis auch im Hinblick auf Miterlebtes geschrieben worden sind“, schrieb er an Baumgarten.<sup>1366</sup> Die folgenden Zeilen beziehen sich also nicht nur auf das vorrevolutionäre England und die Königin Elisabeth I. (1566-1603), sie sind parallel dazu auch auf das Wilhelminische Deutschland und dessen überragende Persönlichkeit, Otto von Bismarck, gemünzt:

*Ein Volk läßt sich in seiner Masse durch die Stärke seines unmittelbaren Gefühles leiten, nicht durch die Triebfedern vorschauender Berechnung. Sieht es an seiner Spitze eine große, in ungeheuren Ereignissen bewährte Persönlichkeit, fühlt es sich eins mit ihr in den hauptsächlichsten Zielen, gewöhnt es sich daran, ihr Bild mit kräftigen, unverwischbaren Zügen liebevoll festzuhalten, so freut es sich an der sicheren Gegenwart, ohne sich um die Zukunft Sorgen zu machen. Es verzeiht alle Unbilden der Regierung, weil es darauf baut, daß diese nur sein Bestes wolle. Es entsagt seiner eigenen Kritik, weil es der obersten Führung unbegrenztes Vertrauen schenkt.*<sup>1367</sup>

---

<sup>1365</sup> Andreas Gestrich: *Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung*, in: Ders., Peter Knoch, Helga Merkel (Hrsg.): *Biographie – sozialgeschichtlich*, Göttingen 1988, S. 5-28, hier S. 6.

<sup>1366</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 16.5.1882, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-24.

<sup>1367</sup> Alfred Stern: *Geschichte der Revolution in England*, Berlin 1881, S. 8.

Dennoch wird man vielleicht – bei aller gebotenen Vorsicht – die These aufstellen dürfen, dass zwischen Sterns methodischem Ansatz und seiner politischen Haltung ein gewisser Zusammenhang existiert. Indem er, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, im Großen und Ganzen die historischen Tatsachen wertungslos darlegt, verzichtet er auf die gedankliche Konstruktion von Zusammenhängen und damit gleichzeitig auch auf den Anspruch der Deutungshoheit – und das in einem so deutungsmächtigen Fach wie dem der Geschichte. Möglicherweise liegt in diesem Schritt, durch den dem Leser selbst die Interpretation der nüchternen Fakten anheim gestellt wird, ein demokratisches, liberales Moment. In vielen seiner Studien befinden sich seine Sympathien auf Seiten der gegen Observanz und Bevormundung gerichteten Partei der Freiheit. Eisenmann kritisierte, dass Stern seine Leser sich selbst überlasse, und wollte selber den Leser durch Interpretation der Geschichte anleiten und zu einem reflektierten Urteil führen.<sup>1368</sup> Stern jedoch, so wird man im Gegensatz zu Eisenmanns Kritik vielleicht sagen dürfen, wertet den Leser dadurch auf, dass er ihm die Freiheit des Urteils lässt und ihm zugesteht, sich selber einen Reim auf die genauestens recherchierten, leidenschaftslos dargelegten historischen Ereignisse zu machen. Stern oktroyiert seine Auffassungen, soweit sie über die reine Zusammenstellung der Tatsachen gehen, nicht. So gesehen ist er kein Hohepriester der Klio, der seinen Text erst verkündet und ihn seiner Gemeinde anschließend in der Predigt auslegt, sondern einer, der den Text der tatsächlichen Begebenheiten, soweit sie feststellbar sind, kundgibt und dann sofort hinter ihn zurücktritt. Auslegung, Interpretation und Deutung sind nicht mehr seine Sache, sie bleiben dem Einzelnen überlassen. Damit wird man vielleicht auch sagen können, dass Stern mit seiner Art der Geschichtsschreibung die identitäts- und sinnstiftende Funktion der zeitgenössischen Historiographie gewissermaßen hintertrieb, indem er keine Orientierungshilfen anbot.

Vielleicht deutet sich in diesem, hier als Aufwertung des Lesers betrachteten Schritt bereits eine Entwicklung an, die in der Geschichtsphilosophie erst in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zunehmend an Bedeutung gewinnen sollte, nämlich die, „den Charakter der Geschichte als eines objektiven Prozesses zu leugnen.“<sup>1369</sup> Im Werk des Geschichtsphilosophen Theodor Lessing (1872-1933) mit dem vielsagenden Titel

---

<sup>1368</sup> Vgl. Anm. 885.

<sup>1369</sup> Georg G. Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, Wien, Köln, Weimar 1997, S. 312.

*Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen* (München 1919) wurde zwar die „Objektivität des bloßen Geschehens“ zugegeben, indessen nannte der Autor jegliche „Rekonstruktionen historischer Entwicklungen reine Mythengebilde“<sup>1370</sup>. Der Verlust des Glaubens an die Möglichkeit einer objektiven Geschichtsforschung, der sich in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg allmählich geltend machte, führt letztendlich über die Postulierung individueller und historischer Wahrheiten und Werturteile zur Verneinung eines festen Punktes in der Geschichte, so dass nur der subjektiv Einzelne übrig bleibt.<sup>1371</sup> Darauf wird man entgegen können, dass sich Stern, soweit hier festgestellt werden konnte, mit geschichtsphilosophischen Fragen nicht explizit beschäftigt hatte und sich in seinen Briefen bzw. Werken keine diesbezüglichen Äußerungen finden lassen. Zwar vermeidet er bewusst die Konstruktion historischer Linien und Zusammenhänge, nirgendwo jedoch postuliert er die für diese Anschauung letztendlich entscheidende Auffassung, dass „ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem Subjekt und dem Objekt der Geschichte“ existiere, dass „jede Norm, jede Erkenntnis völlig willkürlich und subjektiv [sei]“<sup>1372</sup>. Die allem hermeneutischen Verstehen zugrunde liegende Grundbedingung der Gleichartigkeit von Subjekt und Objekt, durch die die historische Erkenntnis erst ermöglicht wird, scheint Stern nicht angezweifelt zu haben. Daher wird hier an dem Standpunkt festgehalten, dass Sterns Geschichtsschreibung versucht, dem strengen Objektivitätsanspruch des Historismus Ranke'scher Prägung zu entsprechen, dabei aber normalerweise keine Interpretationen, Gesichtspunkte oder Werturteile liefert, die für die gegenwärtige politische Praxis von Nutzen hätten sein können.

In seiner wissenschaftlichen Praxis versuchte Stern, sich den aktuellen politischen Streitigkeiten gegenüber völlig neutral zu verhalten und dem Rezipienten die Wertung und Deutung der historischen Fakten zu überlassen. Für diese Art der Objektivität hatte Droysen den Begriff der „eunuchischen Objektivität“ geprägt, die er in der Weigerung sah, den Schritt von den „quellenkritisch eruierten „Richtigkeiten“ zur „Wahrheit“ einer historischen Interpretation“ zu vollziehen.<sup>1373</sup> Diese falsch verstandene Objektivität bestehe eben darin, „daß der Historiker seinen Standpunkt im Leben der Gegenwart nicht als Erkenntnischance nützt, also den Bereich der

---

<sup>1370</sup> Ebd.

<sup>1371</sup> Vgl. ebd., S. 314ff.

<sup>1372</sup> Ebd., S. 331.

<sup>1373</sup> Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992, S. 89.

historischen Erfahrung nicht mit den Frage- und Problemstellungen, die ihm von seinem Standpunkt im Leben der Gegenwart zuwachsen, erschließt, sondern glaubt, völlig frei davon und ganz neutral verfahren zu können.<sup>1374</sup> Dass sich auch Stern trotz aller Anstrengungen nie ganz von seiner Gegenwart lösen und auch er seinen politischen Standpunkt nicht immer ganz verbergen konnte, wurde an mehreren Beispielen gezeigt. Sein ausgeprägtes Bemühen um Objektivität und Neutralität verhinderte jedoch, dass er der reinen Tendenzforschung verfiel.

Ausgangspunkt dieser Studie war u.a. die Fragestellung, warum Stern in der deutschsprachigen Historiographie trotz seines umfangreichen Gesamtwerkes nur eine periphere Rolle spielte und heute zu den fast vergessenen Historikern zählt. Diese Frage kann nun beantwortet werden: Sein von Fachhistorikern durchaus anerkanntes Werk verblasste rasch. Seine Schriften verloren, anders als die Rankes oder Treitschkes, schnell ihren Reiz, nicht zuletzt daher, weil sie in ihrer trockenen, positivistischen Schreibweise den nichtfachmännischen Leser nicht anzusprechen und zu packen vermochten. Weiterhin war er ein liberaler Jude mit einer suspekten politischen Grundhaltung, der von der nationalistisch geprägten Hauptrichtung der tonangebenden Vertreter seines Faches Abstand hielt und einem als veraltet geltendem Ideal der Objektivität und Überparteilichkeit nachstrebte. Mit seiner politischen und wissenschaftlichen Einstellung stand Stern ganz im Gegensatz zu den Strömungen seiner Zeit. Auch sein – von der deutschen Geschichtswissenschaft her betrachtet – provinzieller Zürcher Standort an einer Technischen Hochschule, wo Geschichte nur im Nebenfach unterrichtet wurde, wird in gewissem Maße zu seiner Rand- und Außenseiterrolle dadurch beigetragen haben, dass es ihm dort niemals gelang, eine Schule zu gründen, in der sein Ideal der Geschichtsschreibung hätte fortgeführt und weiterentwickelt werden können. Darüber hinaus konzentrierte sich Stern auf die Eruierung der historischen Begebenheiten und hat keinerlei theoretische Reflexionen über die Historiographie oder die Wahrheit in der Geschichtsschreibung hinterlassen. Zwar kommt er in einem Aufsatz, *Giebt es einen Fortschritt in der Geschichte*, auf ein geschichtsphilosophisches Problem zu sprechen, doch er bringt darin keine neuen Gesichtspunkte. Dieser Text entstand erst spät (1927) und wurde nie veröffentlicht. Obwohl er ihn 1930 in Zürich vor der Versammlung der Antiquar-Gesellschaft vortrug, wird er den Kollegen seiner Zunft kaum bekannt gewesen sein, zumal er sich auf das

---

<sup>1374</sup> Ebd., S. 46.

Referat der Standpunkte früherer Denker beschränkt und keine eigene Position formuliert, die von der Rankes wesentlich abweicht. In einem Brief an Baumgarten kam er auf den umfangreichen Ausstoß der Geschichtsschreibung zu sprechen und fragte: „Was soll aus der Produktion in unserer Wissenschaft [...] werden? Das wächst und wächst, und selten kommt einer, um zu fragen „Woher und Wohin?““<sup>1375</sup> Er selbst wollte diese Frage nicht beantworten: „Indess der Tag spannt alle Kräfte an und lässt zum Grübeln keine Zeit.“<sup>1376</sup> Kein Wunder also, dass er in den aktuellen theoretischen Debatten nicht das Wort ergriff. Am so genannten „Methodenstreit“ hat er nicht teilgenommen, vielleicht, weil ihn die Arbeit an der *Geschichte Europas* zu sehr in Anspruch nahm. Dieser Streit entspann sich in den 1890-er Jahren um den Versuch Karl Lamprechts (1856-1915), „eine einseitige, die politische Seite der Geschichte ausschließlich oder doch ganz vornehmlich ins Auge fassende Geschichtsschreibung durch eine allseitige, dem Ganzen des geschichtlichen Lebens gerecht werdende Geschichtsauffassung zu ersetzen und für diese die richtige wissenschaftliche Methode zu finden“<sup>1377</sup>. Als nach dem Ersten Weltkrieg, der „eine große historische Periode [...] beschlossen, alle bisherigen Maßstäbe erschüttert und damit alle Entwicklungsbilder ihrer zusammenfassenden Form beraubt hat[te]“, in der historischen Wissenschaft „Hochkonjunktur für Geschichtsphilosophie“ herrschte<sup>1378</sup>, äußerte sich Stern zu diesen Problemen ebenfalls nicht. Mit seinem Schweigen zu wichtigen Fragen der Geschichtswissenschaft lässt sich vielleicht erklären, dass er auch von seiner eigenen Zunft rasch vergessen wurde. Außerdem darf nicht übersehen werden, dass seine Autobiographie zu dem denkbar ungünstigsten Zeitpunkt, nämlich fast zeitgleich mit der nationalsozialistischen Machtergreifung erschien. Die Lebensbeschreibung eines Juden wird in den folgenden zwölf Jahren keine Lektüre gewesen sein, die sich großen Zuspruchs erfreuen konnte. Die Berührungängste der Deutschen in der Nachkriegszeit mit allem Jüdischen werden das ihrige dazu beigetragen haben, dass Sterns Name nach dem Krieg vergessen wurde und verschwand.

Doch es wäre verfehlt, das Bild eines isolierten oder gar verfemten Historikers im Schweizer Exil zu zeichnen. Stern unterhielt von der Schweiz aus eine umfassende Korrespondenz mit führenden deutschen Geschichtswissenschaftlern, beispielsweise

<sup>1375</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, 27.11.1886, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-67.

<sup>1376</sup> Ebd.

<sup>1377</sup> Karl Lamprecht zitiert nach Hans-Josef Steinberg: *Karl Lamprecht*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 58-68, hier S. 58.

<sup>1378</sup> Ernst Troeltsch: *Die Krisis des Historismus*, in: *Neue Rundschau*, 1922, S. 572-590, hier S. 576.

Marcks und Meinecke, in der neue Quellen, Archivfunde und Publikationen besprochen wurden. Das Verhältnis mit seinen Kollegen pflegte er auf seinen Forschungsreisen und auf Historikerversammlungen. Mit seinen vielen Aufsätzen, Besprechungen und Miszellen und nicht zuletzt mit seinen zahlreichen Werken machte er sich der Historikerzunft immer wieder bemerkbar. Im Februar 1927 wurde er zum korrespondierenden Mitglied der *Preußischen Akademie der Wissenschaften* gewählt<sup>1379</sup> und hatte damit „die besondere Anerkennung der Akademie gefunden“<sup>1380</sup>. Bei der Wahl sei „kein einziges Nein abgegeben worden – ein beinahe seltener Fall“<sup>1381</sup>, schrieb Marcks, der der Akademie seit 1923 als Präsident vorstand. Tatsächlich musste sich beispielsweise Treitschke bei seiner Wahl in die Akademie mit Gegenstimmen abfinden. Seine Aufnahme fand erst 1895, ein Jahr vor seinem Tode statt, und stieß u.a. bei seinem unversöhnlichen Gegner Theodor Mommsen auf entschiedene Ablehnung.<sup>1382</sup> Seinem Schreiben fügte Marcks hinzu: „[D]iese – einmütig empfundene, von größter Hochachtung getragene – Freude hätte unsere Körperschaft schon längst haben können! Ich frage mich vergebens, wie es gekommen ist, daß sie so lange damit im Rückstand geblieben ist, und finde nur den einen, sehr nationalistischen u[nd] sehr irrationalen Grund: Ihre räumliche Entfernung.“<sup>1383</sup> Man wird leicht andere Gründe als den von Marcks angeführten für diese reichlich verspätete Ehre der Mitgliedschaft finden können, die einstimmige Wahl Sterns belegt dennoch, dass er durchaus den Respekt und die Achtung seiner Kollegen genoss, auch wenn seine Wahl als verspätetes Geburtstagsgeschenk aufgefasst werden kann und eine Berufung auf einen Lehrstuhl an einer deutschen Universität sich zu keinem Zeitpunkt hatte durchsetzen lassen.

Das Genre der Biographie erlaubt menschliche Nähe und gestattet, an dieser Stelle die Frage nach dem persönlichen Charakter Sterns und seinen menschlichen Eigenschaften, wenn nicht zu beantworten – das ist unmöglich – so doch wenigstens aufzugreifen. Dabei ist es wahrscheinlich im Sinne Sterns, bei dieser Beschreibung so

---

<sup>1379</sup> Vgl.

[http://www.bbaw.de/bbaw/MitgliederderVorgaengerakademien/AltmitgliedDetails?altmitglied\\_id=2665](http://www.bbaw.de/bbaw/MitgliederderVorgaengerakademien/AltmitgliedDetails?altmitglied_id=2665), 15.3.2008.

<sup>1380</sup> <http://www.bbaw.de/bbaw/MitgliederderVorgaengerakademien/>, 15.3.2008.

<sup>1381</sup> Erich Marcks an Alfred Stern, 5.3.1927, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 739.

<sup>1382</sup> Ulrich Langer: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998, S. 398.

<sup>1383</sup> Erich Marcks an Alfred Stern, 5.3.1927, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 739.

vorsichtig wie möglich zu verfahren und sich kurz zu fassen. Wenn der Ausspruch „Le style est l’homme même“ des französischen Naturforschers Georges-Louis Leclerc de Buffon (1707-1788) seine Richtigkeit hat, wenn sich, wie Fritz Stern behauptet, „Leben und Arbeit schwerlich voneinander trennen lassen“<sup>1384</sup> und wenn der Satz Waltons, der Mann sei das Werk<sup>1385</sup>, stimmt, wird man auf der Suche nach Charakterzügen einen Blick in Sterns Werk werfen müssen. Dann wird man eine wohl zuweilen etwas umständliche Gründlichkeit und Genauigkeit gepaart mit einer gewissen Reserviertheit in seinem Wesen vermuten dürfen. Doch im Gegensatz dazu hebt Hanns Reissner in seinem Nachruf gerade die Ungleichheiten zwischen Werk und Leben dieses Historikers hervor. Er akzentuiert die Gegensätze zwischen dem Historiker Stern und dem Menschen Stern und beschreibt ihn in seinem persönlichen Umgang als weder zugeknöpft noch distanziert: „So zurückhaltend seine wissenschaftliche Darstellung sein mochte, so aufgeschlossen war er im Familien- und Freundeskreise“.<sup>1386</sup> Erich Marcks, der auf einer Ferienreise bei den Sterns vorbeigeschaut hatte, bedankte sich nachher für die Gastfreundschaft und schrieb, der Tag in Zürich sei „der durstigste Tag der Reise“ gewesen: „[W]ie haben wir bei Ihnen getrunken!“<sup>1387</sup> Stern war also kein zurückgezogener trockener Gelehrter, der in Askese und Einsamkeit ausschließlich seinen Forschungen nachging, sondern konnte, wie schon bei der Erwähnung der musikalischen Zusammenkünfte und der Feier des 70. Geburtstags im Zürcher Kegelklub deutlich wurde, durchaus gesellig, lebenslustig und fröhlich sein.

Eine andere Eigenschaft, die immer wieder erwähnt wird, wenn die, die ihn persönlich kannten, auf seinen Charakter zu sprechen kommen, ist seine Güte. Sowohl Einstein<sup>1388</sup> als auch Forbes-Mosse<sup>1389</sup> und Nabholz<sup>1390</sup> und Marcks<sup>1391</sup> erwähnen

---

<sup>1384</sup> Fritz Stern: *Die Historiker und der Erste Weltkrieg. Eigenes Erleben und öffentliche Deutung*, in: Ders.: *Verspielte Größe. Essays zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1996, S. 37-68, hier S. 39.

<sup>1385</sup> Wie Anm. 97.

<sup>1386</sup> Hanns Reissner: *Alfred Stern*, in: *Der Morgen*, Jg. 12, Nr. 5, 1936, S. 228-230, hier S. 230.

<sup>1387</sup> Erich Marcks an Alfred Stern, 29.11.1895, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 725.

<sup>1388</sup> Vgl. John Stachel (Hrsg.): *The collected papers of Albert Einstein. Volume I. The early years. 1879-1902*, Princeton University Press 1987, Dok. 104, S. 296, bzw. Albert Einstein an Antonia Stern, 9.7.1934, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 82-905: „Ich denke oft an Ihren Vater, den Gütigen [...]“ (freundliche Mitteilung von Frau Barbara Wolff, The Albert Einstein Archives, Jerusalem).

<sup>1389</sup> Wie Anm. 1189.

<sup>1390</sup> Vgl. Hans Nabholz: *Alfred Stern*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 536, 29.3.1936, S. 1-2, hier S. 1.

<sup>1391</sup> Vgl. Erich Marcks an Alfred Stern, 20.11.1891 bzw. 12.12.1926, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 710 bzw. 738.



ausdrücklich diesen Zug seines Charakters. Reissner hebt überdies die „bezaubernde Wärme“ hervor, die von Sterns Persönlichkeit ausging.<sup>1392</sup> Von Reissner stammt auch die einzige bildliche Schilderung, die während der Arbeit an dieser Studie gefunden werden konnte:

*Vor meinem geistigen Auge steht der Kopf dieses Weisen mit den lebhaften, hellen Augen, umrahmt von einem viereckig gestutzten weißen Bart, der von den Jahren in ihrer ganzen Breite tiefgefurchten Stirn und dem dichten, in der Mitte gescheitelten, bis auf den Hals herabfallenden weißen Haupthaar. Als ich vor zehn Jahren den damals bald Achtzigjährigen in seinem Züricher Heim aufsuchte, kam er gerade aus der Matthäus-Passion, leuchtenden Auges, tief bewegt. Die hagere Gestalt des alten Mannes im professoralen Rock mit dem altfränkisch steifen, niederen Stehumlegekragen war vom Alter nur leicht gebeugt. Die Unterhaltung begann in einem Besuchszimmer im Erdgeschoß seines Hauses. Zweimal hatte Stern das Gespräch bereits unterbrochen, um aus seinem Arbeitszimmer Literatur herunterzuholen. Schließlich ließ er sich von seiner Gattin zureden, die Unterhaltung doch lieber ganz dorthin zu verlegen. Ein drittes Mal sprang er nun in voller Elastizität vor dem Besucher das Treppenhaus zu der Gelehrtenstube – einem Eckzimmer im Dachgeschoß – hinauf.<sup>1393</sup>*

Es ergibt sich das Bild eines freundlich-nachsichtigen, warmen und aufgeschlossenen Mannes, der darüber hinaus keineswegs ein sturer Dogmatiker war, sondern konzilient und verträglich Freundschaften auch mit politischen Gegnern pflegen konnte. Erich Marcks, der sich im Laufe seines Lebens von seinem liberalen Standpunkt immer weiter weg bewegt hatte, bewahrte Stern gegenüber immer eine „aufrichtige[] u[nd] verehrungsvolle[] Hochschätzung“<sup>1394</sup>. In fast schon hymnischer Weise fasste er seine Freundschaft mit dem liberalen Historiker in einem Schreiben zu dessen 80. Geburtstag zusammen. Dabei kommt er auf die fachlichen wie persönlichen Qualitäten des

---

<sup>1392</sup> Hanns Reissner: *Alfred Stern*, in: *Der Morgen*, Jg. 12, Nr. 5, 1936, S. 228-230, hier S. 230.

<sup>1393</sup> Ebd.

<sup>1394</sup> Erich Marcks an Alfred Stern, 12.12.1926, Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 738.

Freundes zu sprechen, spielt aber natürlich die weltanschaulichen Gegensätze der beiden ungleichen Historiker herunter:

*Ihre Freundlichkeit [hat mir] in langen Jahren u[nd] Jahrzehnten niemals gefehlt – in wissenschaftlicher Gemeinsamkeit bei etwas abweichendem politischem Ausgangspunkt, Gemeinsamkeit, die immer viel stärker war als jene Abweichung, um so stärker[,] je mehr jeder von uns, unbeschadet seiner wegweisenden Anschauungen vor allem doch immer Historiker gewesen ist. Sie sicherlich sind es stets gewesen – in Reformation und Englischer Revolution, in Französischer Revolution und XIX. Jahrhundert, gerecht und zuverlässig wie Wenige, unbedingt sachlich, unbedingt wahrhaftig, im Forschen von großer Gründlichkeit, im Darstellen von ruhiger Sicherheit, mit dem Sinn für das Richtige u[nd] Gesunde, mit der Beharrlichkeit des Suchens und des Gestaltens, die Sie einen Riesenstoff hat überwinden lassen in einheitlich klarer, durchsichtiger, überall Nutzen bringender Erzählung, in einem Werke, dessen Vollendung Andere beschämt u[nd] doch erhebt, und das Ihnen und Ihrer Frau und Ihrer Schaffenskraft ein lebendiges Denkmal aufgerichtet hat. Aus Ihrem großen Werke kann Jeder, der guten Willens ist, lernen. Ich kann dieser Leistung, wie jeder Ihres rastlosen Lebens, nur in Ehrerbietung huldigen. Und außer dem gütigen und reinen Manne, dessen Gedenken stets eine Wohltat gewesen ist, auch dem redlichen Deutschen, der Sie, bei aller Einwurzelung im Schweizer Boden, in guten u[nd] bösen Tagen immer geblieben sind, in tapferem u[nd] bewußtem Bekenntnis, ohne Ungerechtigkeit, aber auch ohne Wanken. Sachliches u[nd] Persönliches u[nd] dieses National-Persönliche ganz besonders [...] danke ich, zu meinem bescheidenen Teil als Zeit- u[nd] als Fach- u[nd] als Volksgenosse!, Ihnen heute herzlich u[nd] aufrichtig.<sup>1395</sup>*

---

<sup>1395</sup> Ebd. (Unterstreichung im Original).

## **XVI. Was hätte der Vater zu dieser Entwicklung gesagt!**

### Das Schicksal der Nachfahren Sterns

Abschließend soll kurz auf Sterns Familie eingegangen werden, die er aus eingangs erwähnten Gründen in seiner wissenschaftlichen Autobiographie programmgemäß vernachlässigt hat. Auch in seiner Privatkorrespondenz spricht er nur selten über die Familienmitglieder und liefert, abgesehen von Informationen über Krankheiten und Stationen der Ausbildung der Töchter, kaum persönliche Einzelheiten. Viele der folgenden Informationen sind daher den Briefen der Töchter, vor allem den Schreiben Antonia Sterns, entnommen, von denen die meisten an Einstein gerichtet sind. Die drei Töchter Sterns hatten noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg Kontakt mit dem berühmtesten Freund ihres Vaters. Damit kann das enge Verhältnis zwischen Einstein und der Familie Stern erneut beleuchtet werden. Gleichzeitig kommt dabei das traurige Schicksal der drei Nachkommen Sterns zur Sprache, die alle vom Krieg entwurzelt und gezeichnet wurden. Die beiden ältesten flüchteten erst aus Deutschland, dann aus Europa in die USA. Auch die jüngste erwog, in die USA zu reisen, blieb aber in Paris und überlebte den Krieg dort. Es mag sicherlich viele Gründe dafür gegeben haben, dass keine der drei eine Auswanderung nach Palästina ins Auge fasste. Einer davon kann die Haltung des Vaters gewesen sein, der, wie wir gesehen haben, dem Zionismus äußerst kritisch gegenüberstand.

Als erstes Familienmitglied ist der Vater zu nennen, mit dem Stern zeit seines Lebens eng verbunden war und dessen Bedeutung für den Sohn, wie auch die Erwähnungen in der Autobiographie zeigen, kaum zu überschätzen ist. Moritz Abraham Stern wird in vielen Briefen des Sohnes erwähnt. Bei ihm lernte er die Liebe zu den schönen Künsten kennen, durch ihn wurde er mit den Wissenschaften bekannt gemacht, denen der Vater auch selbst nicht nur auf seinem eigenen Feld, dem der Mathematik, sondern auch auf natur- und geisteswissenschaftlichen Gebieten bis zu seinem Tod zugetan war. Im Hause des Vaters lernte der Sohn schon als Kind neben Wissenschaftlern und Gelehrten auch demokratisch gesinnte Politiker der Paulskirche kennen. Man wird vermuten dürfen, dass er dort frühzeitig auf Ideale geprägt wurde, denen er sein ganzes Leben anhängen sollte. In der Gesellschaft seines Vaters fühlte er sich wohl. Der alte Stern zog 1884 zu seinem Sohn nach Bern und ging später mit ihm nach Zürich. Auf Ferienreisen war der Vater zusammen mit der Schwester, solange sie lebte, immer dabei. Die 1860 begonnene Freundschaft zwischen Bamberger und dem

alten Stern, der den Freund „auf den Wällen Göttingens bei Spaziergängen von Hegel zu Spinoza bekehrt hatte“<sup>1396</sup>, führte der Sohn fort.

Stern hatte 1881 Clara Stern, die Tochter eines Veters aus Frankfurt am Main geheiratet. An der Arbeit ihres Mannes nahm sie als Begleiterin auf seinen Forschungsreisen und als Korrekturleserin teil. Sie scheint ein heiteres Wesen gehabt zu haben, denn ihr Mann bestätigt in einem Schreiben an Baumgarten, dass „sie übrigens so lustig ist, wie Sie sie kennen“<sup>1397</sup>. Wie sehr Einstein sie zu schätzen wusste, wurde oben schon gezeigt. Die „wunderbare Einmaligkeit dieser edlen Persönlichkeit“ erkannte er bereits als Student bei seinem ersten Besuch,<sup>1398</sup> ihr „schalkhaftes und gütiges Wesen“ war ihm noch lange „frisch vor Augen“.<sup>1399</sup> Sie war die Seele im gastlichen Hause der Sterns und verbreitete „durch ihr bloßes Dasein Freude und Trost“<sup>1400</sup>. Ihr Wesen wird auch in einem Brief der jüngsten Tochter an den Einstein-Biographen Carl Seelig beschrieben. Der Schweizer Journalist und Schriftsteller, Freund und Vormund des Schriftstellers Robert Walser (1878-1956), hatte sich brieflich mit Antonia Stern in Verbindung gesetzt, als er Anfang der 1950-er Jahre an seiner Einstein-Biographie schrieb. Nachdem sie das fertige Werk gelesen hatte, beschwerte sie sich bei ihm und bemängelte, dass er das elterliche Haus zu stiefmütterlich behandelt habe. Eifersüchtig beanstandete sie, dass er bei der Schilderung von Einsteins Zürcher Zeit „viel wärmere Töne“ für das Verhältnis des Physikers zu Hurwitz gefunden und von „dessen geistiger Persönlichkeit“ ein „sehr lebendiges Bild“ gegeben habe. Vor allem aber gefiel ihr nicht,

*dass Sie meine Mutter vollkommen unerwähnt lassen u[nd] stets nur von Prof[essor] Stern sprechen. Gerade sie war das belebende Element, das bei der Beziehung Einsteins zu unserem Haus die persönliche Note gab – wie ich Ihnen schon früher einmal in einem Brief schrieb. Ihre warme Herzengüte u[nd] ihr tiefer Humor sind Einstein unvergessen geblieben, ebenso wie ihr herzliches*

---

<sup>1396</sup> Alfred Stern an Otto Hartwig, 6.7.1900, Hessische Landesbibliothek Wiesbaden, Hs. 324.

<sup>1397</sup> Alfred Stern an Hermann Baumgarten, Frühjahr 1884, Bundesarchiv Berlin, N 2013/23-53.

<sup>1398</sup> Albert Einstein an Antonia Stern, 9.7.1934, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 82-905 (freundliche Mitteilung von Frau Barbara Wolff, The Albert Einstein Archives, Jerusalem).

<sup>1399</sup> Albert Einstein an Antonia Stern, 21.12.1933, ebd., Dok. 82-904 (freundliche Mitteilung von Frau Barbara Wolff, The Albert Einstein Archives, Jerusalem).

<sup>1400</sup> Albert Einstein an Antonia Stern, 9.7.1934, ebd., Dok. 82-905 (freundliche Mitteilung von Frau Barbara Wolff, The Albert Einstein Archives, Jerusalem).

*Lachen, das, wie er mir selber sagte, ihn stets an die schönsten Stunden seiner Züricher Zeit erinnert.*<sup>1401</sup>

Ihren Brief an Seelig schließt sie mit einer Bemerkung, mit der sie auf das Bild ihrer Eltern Einfluss zu nehmen versucht: „Vielleicht könnte bei einer nochmaligen Auflage das hier von mir als Mangel empfundene nachgeholt werden.“<sup>1402</sup>

Clara Stern war selbst schriftstellerisch tätig. Als Antonia die Gedichte der Mutter nach ihrem Tod an Einstein schickte, antwortete er: „Die Gedichte Ihrer lieben Mutter haben wunderbar auf mich gewirkt. Ich wusste nicht, dass sie in Worte kleiden konnte, was sie war und fühlte.“<sup>1403</sup> Sie verehrte Paul Heyse (1830-1914), einen der modischen und meistgelesenen Unterhaltungsschriftsteller der Zeit. Ihr Mann beschrieb den „sonnige[n] und fast unanständig fruchtbare[n] Epigone[n]“<sup>1404</sup>, der 1910 den Nobelpreis für Literatur erhalten hatte, in seiner *Geschichte Europas* als einen Schriftsteller, den es nicht reizte, „mit kühner Hand ein zeitgenössisches Weltbild zu entwerfen und [...] in die großen Konflikte der Gegenwart einzugreifen“<sup>1405</sup>. Die sozialen und politischen Gegensätze verdeckend bediente er sein Publikum, indem er versuchte, „durch die Kunst zu ersetzen, was die Wirklichkeit versagte.“<sup>1406</sup> Clara Stern gratulierte ihm zum 70. Geburtstag mit einem langen, selbst verfassten Huldigungsgedicht, in dem sie ihre eigene und die Lesebegeisterung ihrer Zeit beschreibt. Sie erzählt, wie sie als 14-jähriges Mädchen gern „recht dickbändige[] Roman[e]“ mit Apfel und Brot „hinunterschlang“ und per Zufall auf Heyses Roman „Lorenz und Lora“ stieß; zwar war dieses Werk nur „ein schwächig Ding“, doch das Leseerlebnis hinterließ kräftige Spuren:

*- Da ist mir's sonderlich ergangen.*

*Ich las und las und war gefangen.*

*Ich athmete so tief, so schwer,*

---

<sup>1401</sup> Antonia Stern an Carl Seelig, 20.3.1954, ebd., Dok. 39-452-1f. (Unterstreichungen im Original).

<sup>1402</sup> Ebd., Dok. 39-452-2.

<sup>1403</sup> Albert Einstein an Antonia Stern, 9.7.1934, ebd., Dok. 82-905 (freundliche Mitteilung von Frau Barbara Wolff, The Albert Einstein Archives, Jerusalem).

<sup>1404</sup> Thomas Mann zitiert nach Willy Grabert, Arno Mulot, Helmuth Nürnberger: *Geschichte der deutschen Literatur*, München 1984, S. 233.

<sup>1405</sup> Alfred Stern: *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Achter Band (Dritte Abteilung. Zweiter Band)*, Stuttgart und Berlin 1920, S. 501.

<sup>1406</sup> Ebd.

*Als ob mein eigen Leid das wär.  
 Der Worte wonnevoller Klang,  
 Der aus dem tiefsten Busen drang, -  
 - Wie Anmuth ausgegossen lag  
 Als wie ein neuer Schöpfungstag, -  
 - Und in ergreifend wahren Walten  
 Die holden, menschlichsten Gestalten:  
 Das bebt' in mir, jauchzte, sang und klang,  
 Daß schier mir drob das Herze sprang,  
 Die Thränen schwer in den Augen standen,  
 So fand ich mich in Dichter's Landen.  
 Und Brot und Apfel unterdessen, -  
 Die hatt' ich ganz und gar vergessen!<sup>1407</sup>*

Ihr Mann, etwas zurückhaltender, legte seine Visitenkarte bei, dilettierte jedoch mit einem Gelegenheitsreim: „Professor Alfred Stern als Mann, Schliesst sich der Frau von Herzen an“<sup>1408</sup>, stand dort zu lesen. Heyse antwortete der verehrten Frau für die „ungemein reizenden Worte“, die ihn, als er sie bei größerer Ruhe wieder las, noch weit inniger erfreuten, als in dem Festtumult, der ihm „den Kopf wirbeln machte“.<sup>1409</sup> Er lobte ihr Talent: „Welch liebenswürdiges Naturell und wie viel glücklich angeborene Fähigkeit des dichterischen Ausdrucks drückt sich darin aus!“<sup>1410</sup> Auch zum 80. Geburtstag schickte sie einen „poetischen Gruß“ an Heyse, dem sich der Historiker wiederum, diesmal in harter Prosa anschloss und seinen „Dank für alles, was Sie uns und so vielen tausenden während eines Lebens von unversiegllicher Schöpferkraft geschenkt haben“, ausdrückte.<sup>1411</sup> Die schriftstellerischen Versuche Clara Sterns, in denen „sich ihr Wesen wunderbar wieder[spiegelt] [sic]“<sup>1412</sup>, müssen als verschollen angesehen werden. Zwar hatte ihre jüngste Tochter um 1935 Hoffnung, „nächstens den

---

<sup>1407</sup> Clara Stern an Paul Heyse, 14.3.1900, Heyse-Archiv VI, Stern, Clara, Bayerische Staatsbibliothek München.

<sup>1408</sup> Alfred Stern an Paul Heyse, 14.3.1900, Heyse-Archiv VI, Stern, Alfred, ebd.

<sup>1409</sup> Paul Heyse an Clara Stern, 28.3.1900, Hessische Landesbibliothek Wiesbaden, Hs. 346 (54).

<sup>1410</sup> Ebd.

<sup>1411</sup> Alfred Stern an Paul Heyse, 14.3.1910, Heyse-Archiv VI, Stern, Alfred, Bayerische Staatsbibliothek München.

<sup>1412</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 12.8.1935, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-446-3.

Nachlass ihrer Gedichte und Novellen herausgeben zu können<sup>1413</sup>, aber diese Pläne sind wohl nicht verwirklicht worden.

Für die sozialen Probleme ihrer Zeit scheint Clara Stern ein waches Auge gehabt zu haben. Aus einer Bemerkung ihres Mannes ergibt sich, dass sie in Zürcher Außenbezirken regelmäßig Armenbesuche vornahm. Bei einem solchen wurde sie im Sommer 1916 „von einem Velopedisten angerannt“, so dass sie sich eine Muskelzerrung zuzog und „kaum einen Schritt machen konnte.“<sup>1414</sup> Ferner engagierte sie sich auch für Studenten und Studentinnen und war ihnen bei der Beantragung von Stipendien behilflich. So sprach sie beispielsweise den Architekturprofessor Alfred Friedrich Bluntschli (1842-1930) auf ein Zeugnis für eine Studentin „in sehr bedrängter finanzieller Lage“ an, der sie „von einem Frankfurter Verein ein Stipendium zu Vollendung ihres Studiums verschaffen wollte“<sup>1415</sup>. Ihr soziales Engagement kannte auch Einstein, der ihr 1933 einen „von allen Fachleuten anerkannte[n] Astronom“ ans Herz legte, dem man in Deutschland „mit einer bestialischen Konsequenz alle Verdienstmöglichkeiten, auch die Kleinsten, entzogen [hat], sodass er nun völlig subsistenzlos geworden ist und buchstäblich zum Betteln gezwungen ist.“<sup>1416</sup> Einstein erwähnt den Namen des „böhmische[n] Jude[n]“ nicht, meint aber, dass die Frau seines väterlichen Freundes für ihn und seine Familie „etwas mit Ihren Mitteln thun könnte[.]“<sup>1417</sup> Ob es dazu kam, ist unwahrscheinlich. Clara Stern starb kurz nach dem Erhalt des Briefes.

Das Ehepaar Stern hatte drei Töchter. „Sie beklagen sich hoffentlich nicht über das ewig Weibliche“, schrieb Bamberger zur Geburt der zweiten Tochter, es sei „eines der unbegründetsten Vorurtheile!“<sup>1418</sup> Die erste Tochter, Dora, wurde am 16. Mai 1882 geboren. In der Matrikeledition der Universität Zürich werden als Herkunftsort und -land Göttingen und Deutschland angegeben.<sup>1419</sup> Sie wird in den Berichten Sterns über die Hauskonzerte im Gegensatz zu den beiden jüngeren Schwestern niemals erwähnt und scheint, trotz aller Musikalität des Stern'schen Hauses, kein Instrument gespielt zu

---

<sup>1413</sup> Ebd., Dok. 39-446-2f.

<sup>1414</sup> Alfred Stern an Lujo Brentano, 14.8.1916, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-54.

<sup>1415</sup> Clara Stern an Alfred Friedrich Bluntschli, 25.3.1910, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., FA Bluntschli, 132.54.

<sup>1416</sup> Albert Einstein an Clara Stern, 11.6.1933, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-443-1f.

<sup>1417</sup> Ebd.

<sup>1418</sup> Ludwig Bamberger an Alfred Stern, 23.9.1885, Bundesarchiv Berlin, N 2008/245-29.

<sup>1419</sup> Vgl. <http://www.matrikel.uzh.ch/pages/869.htm#13497>, 7.11.2007.

haben. Nach ihrem Abitur nahm sie an einem Lehrerinnenseminar teil, studierte ab 1901 an der Universität Zürich Chemie und promovierte dort 1905 mit einer Dissertation „Über Derivate der Nitrophenanthrenchinone“.<sup>1420</sup> Im Sommersemester 1904 ging sie zwischenzeitlich nach Berlin, um ihre Studien dort fortzusetzen.<sup>1421</sup> Nach ihrer Promotion scheint sie wieder nach Berlin gegangen sein, wo sie, wie ihr Vater schrieb, wenn auch „leider fern“, so doch „in einer sehr befriedigenden chemisch-literarischen Stellung im Hofmannhaus“ arbeitete.<sup>1422</sup> Stern konnte auch später berichten, dass ihr die Arbeit, „um die sie mancher junge Mann, dem dadurch Konkurrenz gemacht wird, beneiden kann“, viel Spaß machte.<sup>1423</sup> Sie blieb selbst nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten dort. Innerhalb der Familie machte man sich um sie Sorgen: „Dora ist bisher in ihrer Berliner Stellung unangefochten“, schrieb der Vater 1936 an Einstein<sup>1424</sup>, der jüngsten Schwester war es „schier unbegreiflich“<sup>1425</sup>, dass sie noch immer in Deutschland war. Wahrscheinlich gab das Novemberpogrom von 1938, die sogenannte Kristallnacht, den Ausschlag, dass Dora Stern sich dann doch noch entschloss, Deutschland zu verlassen. Es bereitete ihr die „allergrößten Schwierigkeiten aus dieser Hölle zu entkommen“, doch sie konnte Deutschland verlassen und schiffte sich am 16. Januar 1939 direkt nach New York ein.<sup>1426</sup> Nach der Überfahrt meldete sie sich am 13. März mit Geburtstagsglückwünschen bei Einstein und jubelte: „Seit ganz kurzem atme auch ich die Luft dieses freien Landes!“<sup>1427</sup> Sie freute sich auf die Ankunft ihrer jüngeren Schwester, die zusammen mit ihrem Mann auch bereits den Weg in die USA angetreten hatte, und seufzte: „Was hätte mein Vater zu dieser Entwicklung gesagt!“<sup>1428</sup> Zuversichtlich nahm die nun schon fast 57-Jährige die Herausforderung eines Neubeginns im fremden Land in Angriff: „Wenn ich erst die Sprache besser beherrsche und an Berufsausübung denken kann, werde ich mich hier sehr wohl fühlen [...]“.<sup>1429</sup> Tatsächlich scheint sie bald eine Arbeit gefunden zu haben. Als sie diese aber später verlor, lebte sie „unter so schwierigen Verhältnissen“, dass Antonia, mit der Bitte, der

---

<sup>1420</sup> Ebd.

<sup>1421</sup> Vgl. Alfred Stern an Friedrich Merkel, 15.2.1903, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 64.

<sup>1422</sup> Alfred Stern an Friedrich Merkel, 23.4.1908, ebd., Nr. 66 (Unterstreichung im Original).

<sup>1423</sup> Alfred Stern an Ernst Bernheim, 4.1.1911, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/11.

<sup>1424</sup> Alfred Stern an Albert Einstein, 14.3.1936, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-447-2 (Unterstreichung im Original).

<sup>1425</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 1936, ebd., Dok. 39-449-5.

<sup>1426</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 10.1.1939, ebd., Dok. 54-523-1.

<sup>1427</sup> Dora Stern an Albert Einstein, 13.3.1939, ebd., Dok. 30-662-1f.

<sup>1428</sup> Ebd., Dok. 30-662-2.

<sup>1429</sup> Ebd.



Schwester davon nichts zu sagen, Einstein bat, „ihr eine Arbeit zu verschaffen [...] und ihr zu neuer Lebensfreude verhelfen.“<sup>1430</sup> Sie beschrieb die Gemütsverfassung ihrer Schwester als „tot unglücklich“<sup>1431</sup>. Einstein bot Dora Stern an, bei der Suche nach Arbeit behilflich zu sein, während sie selbst versuchte, sich mit dem Verkauf von Autographen aus der Sammlung ihres Vaters über Wasser zu halten.<sup>1432</sup> Im Juli 1953 lebte sie noch zusammen mit ihrer Schwester Emma in Los Angeles.<sup>1433</sup> Dort verliert sich ihre Spur.

Die 1885 geborene Tochter Emma, nach Sterns Schwester benannt, besuchte neben der Schule eine Musikschule und übte, bereits bevor sie 18 Jahre alt war, täglich mindestens vier Stunden Klavier.<sup>1434</sup> Sie wurde in Leipzig als Pianistin ausgebildet und arbeitete seit 1910 als Klavierlehrerin in Aachen.<sup>1435</sup> 1911 heiratete sie den Violinisten und Kapellmeister Georg Darmstadt und ging mit ihm nach Pyrmont. Nachdem ihr Mann im Ersten Weltkrieg verwundet und dann aus dem Militärdienst entlassen worden war, gingen die beiden 1917 nach Würzburg, wo Darmstadt an der Oper eine Anstellung als Kapellmeister bekommen hatte. Die Würzburger Oper ging 1923 ein und das Paar zog nach Karlsruhe, wo beide am Konservatorium unterrichteten. Dort fühlten sie sich nicht wohl, wie aus einem Brief Alfred Sterns an Richard Stern (Lebensdaten unbekannt) hervorgeht: „[D]a ich erfahren habe, dass Sie Präsident der Museums-Gesellschaft geworden sind, [erlaube ich mir] die Bitte, falls sich Ihnen je Gelegenheit bieten sollte, in Sachen musikalischer Bethätigung meinem Schwiegersohn irgend eine Gunst erweisen zu können, dies freundlicher Weise nicht zu unterlassen.“<sup>1436</sup> Ob Sterns Anstrengungen Erfolg hatten, ist nicht sicher. Jedenfalls verließ das Paar mit einem Empfehlungsschreiben Einsteins versehen das judenfeindliche Deutschland und zog 1934 nach Barcelona in Spanien. Doch es fiel dem Künstlerpaar sowohl künstlerisch als auch finanziell schwer, in dem neuen Land Fuß zu fassen. Nach einem Jahr vergeblicher Mühen richtete Emma Stern die Frage an Einstein, ob die Möglichkeit seines hilfreichen

---

<sup>1430</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 16.4.1949, ebd., Dok. 58-849-2.

<sup>1431</sup> Ebd.

<sup>1432</sup> Vgl. Albert Einstein an Dora Stern, 19.4.1949,

<http://www.historyforsale.com/productimages/jpeg/5251.jpg>, 3.10.2006.

<sup>1433</sup> Vgl. Antonia Stern an Carl Seelig, 15.7.1953, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-450-1.

<sup>1434</sup> Vgl. Alfred Stern an Friedrich Merkel, 15.2.1903, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 64.

<sup>1435</sup> Vgl. Alfred Stern an Ernst Bernheim, 4.1.1911, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/11.

<sup>1436</sup> Alfred Stern an Richard Stern, 2.10.1924, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt am Main, 1107/28.

Eingreifens bestehe.<sup>1437</sup> Georg Darmstadt hatte sich, da er wegen seiner Verwundung das Geigenspiel aufgeben musste, aufs Komponieren verlegt und Bachs *Kunst der Fuge* neu bearbeitet und orchestriert. Teile seines Werkes konnte er zwar in Barcelona aufführen, der Leiter des Orchesters, Pablo Casals (1876-1973), hielt eine Aufführung des Gesamtwerkes jedoch für „unkünstlerisch“<sup>1438</sup>. Eine Bezahlung des Komponisten, die dem Flüchtlingspaar wertvolle Einnahmen gewährt hätte, war weder bei der Teilaufführung noch bei der angestrebten Gesamtaufführung vorgesehen: „Zudem wird hier nichts bezahlt.“<sup>1439</sup> Es ging nun darum, einen Dirigenten zu finden, der „den Mut aufbrächte, eine andere als die gangbare u[nd] seit 10 od[er] mehr Jahren gespielte Orchestrierung von Bachs letztem Werk aufzuführen.“<sup>1440</sup> Die Schweizer, so fuhr Emma Stern fort, hielten sich als gute Patrioten an die Fassung ihres Landsmannes Wolfgang Graeser (1906-1928), und „Deutschland scheidet für uns ohnehin aus.“<sup>1441</sup> Emma Sterns „etwas unverschämte Anfrage“<sup>1442</sup> lief nun darauf hinaus, ob die jahrelange Arbeit Darmstadts „ungehört in der Schublade vermodern“ sollte, wie es, das räumte sie ein, „in viele[n] ähnliche[n] Fälle[n]“<sup>1443</sup> vorkomme, oder ob Einstein „irgendwelche Verbindungen in Amerika [habe[]], die [ihm] den Vorschlag einer Aufführung des Werkes, ganz od[er] teilweise, [...] ermöglichen u[nd] irgendwie aussichtsreich erscheinen liessen? [...] Ja, auch Geld zu verdienen wäre sehr erwünscht. Damit ist’s hier sehr übel bestellt.“<sup>1444</sup> Einstein antwortete einen Monat später und hatte „an die vier angesehensten Dirigenten in Amerika“ geschrieben, machte ihr aber keine großen Hoffnungen.<sup>1445</sup> Es war schließlich, das hatte auch Einstein erkannt, nicht einfach, als Künstler „ein neues adequates [sic] Wirkungsfeld zu finden, nachdem die deutsche Katastrophe so viele tüchtige Künstler entwurzelt“ hatte.<sup>1446</sup> Es kam meines Wissens nicht zu einer Aufführung des Werkes, und damit auch nicht zu der

---

<sup>1437</sup> Vgl. Emma Darmstadt-Stern an Albert Einstein, 22.4.1935, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 49-436-1.

<sup>1438</sup> Ebd., Dok. 49-436-2.

<sup>1439</sup> Ebd.

<sup>1440</sup> Ebd.

<sup>1441</sup> Ebd.

<sup>1442</sup> Ebd., Dok. 49-436-3.

<sup>1443</sup> Ebd., Dok. 49-436-2.

<sup>1444</sup> Ebd., Dok. 49-436-3.

<sup>1445</sup> Albert Einstein an Emma Stern, 17.5.1935, ebd., Dok. 49-443.

<sup>1446</sup> Ebd.

„künstlerischen und finanziellen Anerkennung“, die Emma Stern ihrem Mann von Herzen gegönnt hätte.<sup>1447</sup>

In Spanien wurde das Paar „in dieser Zeit des politischen Deliriums und der geistigen Verarmung des mittleren Europas“<sup>1448</sup> vom Krieg eingeholt, als im Juli 1936 der spanische Bürgerkrieg ausbrach. In Zürich war Antonia in „rechter Sorge“ und konnte ein „dauerndes Angstgefühl“, das nicht nur Schwester und Schwager, sondern der bedrohlichen Situation überhaupt galt, nicht loswerden.<sup>1449</sup> Die beiden blieben „trotz der Schrecken der Bombenangriffe in Barcelona [...], weil sie nicht wissen, wohin sie sonst gehen sollen.“<sup>1450</sup> Im Herbst 1938 reisten sie jedoch in die Schweiz zurück und bereiteten von dort ihre Ausreise in die USA vor, die sie im März 1939 antraten.<sup>1451</sup> In New York angekommen wurden die beiden zusammen mit Dora Stern sofort von Einstein eingeladen, der sich dort gerade bei Freunden befand: „Sagen Sie aber, dass ich Ihnen geschrieben habe, damit meine Freunde nicht glauben, dass sie mich beschützen müssen.“<sup>1452</sup> Das Paar lebte anschließend zusammen mit Dora Stern erst in New York, später in Los Angeles, wo Darmstadt 1952 starb.

Die jüngste Tochter Sterns, Antonia (auch Toni, Antonie und in Frankreich Antoinette), kam 1891 in Zürich zur Welt, und auch bei ihr zeigt sich die nachhaltige Wirkung des musikalischen Elternhauses: Sie ließ sich später zur Violinistin ausbilden, scheint jedoch ihren Beruf, wenn überhaupt, nicht lange ausgeübt zu haben. Sie begann mit dem Erlernen des Instruments bereits, bevor sie 12 Jahre alt war<sup>1453</sup> und bestand 1908 „mit grossem Beifall“, wie ihr Vater nicht ohne Stolz berichtete, ihre erste öffentliche Prüfung<sup>1454</sup>. 1911 nahm sie in Berlin Geigenunterricht<sup>1455</sup>, im Frühjahr 1913 befand sie sich, „der Violine und dem Komponieren ergeben“, zusammen mit ihrem Lehrer, dem Komponisten und Musikpädagogen Walter Braunfels (1882-1954), auf

---

<sup>1447</sup> Emma Darmstadt-Stern an Albert Einstein, 22.4.1935, ebd., Dok. 49-436-3.

<sup>1448</sup> Albert Einstein in einem „Letter of recommendation for George and Emma Darmstadt“, 1934, ebd., Dok. 39-442.

<sup>1449</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 1936, ebd., Dok. 39-449-4f.

<sup>1450</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 29.7.1937, ebd., Dok. 54-518-2.

<sup>1451</sup> Vgl. Antonia Stern an Albert Einstein, 19.12.1938 bzw. 10.1.1939, ebd., Dok. 54-522-1 bzw. 54-523-2.

<sup>1452</sup> Albert Einstein an Emma Darmstadt-Stern, 29.3.1939, ebd., Dok. 30-662-1 [88-31].

<sup>1453</sup> Vgl. Alfred Stern an Friedrich Merkel, 15.2.1903, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 64.

<sup>1454</sup> Alfred Stern an Friedrich Merkel, 23.4.1908, ebd., Nr. 66.

<sup>1455</sup> Vgl. Alfred Stern an Ernst Bernheim, 4.1.1911, Universitätsbibliothek Greifswald, Ms 1560/11.

einer Bildungsreise nach Florenz<sup>1456</sup>. Nach dem Ersten Weltkrieg war sie eine Zeitlang in München<sup>1457</sup>, befand sich in den 30-er Jahren aber wieder in Zürich.

Nach dem Tod des Vaters war sie mit dem Verkauf der väterlichen Bibliothek beschäftigt, der sich nicht einfach gestaltete, da in dieser Zeit wahrscheinlich nicht wenige deutschsprachige Bibliotheken aufgelöst wurden. Der Verkauf zog sich daher hin. Ein Teil der auf 12000 Franken geschätzten Büchersammlung ging nach Bern, der Rest, „mit prozentualer Beteiligung“, zu einem Antiquar nach London, der „die nötige Reklame machen [wird]“.<sup>1458</sup> Alsdann machte Antonia sich an die Auflösung und den Verkauf des elterlichen Hauses, was „viel wehmütiges mit sich [brachte]“.<sup>1459</sup> Aus der Ferne hatte Einstein vorgeschlagen, das Haus zu behalten und eine Pension aufzumachen. „Sie haben gut reden“, meinte sie freimütig dazu, „[d]as geht nicht, denn ausser dem Haus ist kaum Vermögen da, u[nd] von etwas muss man doch leben. Eine Pension aufzumachen, – dazu eigne ich mich wirklich nicht.“<sup>1460</sup> Die Schwestern waren übereingekommen, „alles [zu] liquidieren“<sup>1461</sup>. Das Haus in der Englischviertelstrasse 58 wurde 1938 verkauft und abgerissen, an seiner Stelle wurde ein „Mietshaus moderner Art“ errichtet, „das mit den ursprünglichen freundlichen Räumen und denjenigen[,] die es beherbergt hatte[,] nichts mehr gemein hat.“<sup>1462</sup>

Von Zürich aus beobachtete Antonia Stern genau, wie sich die dunklen Wolken am europäischen Himmel verdichteten. Mit der „brutale[n] Trostlosigkeit unserer Zeit“<sup>1463</sup> sah die Zukunft „wahrhaftig nicht rosig aus“<sup>1464</sup>. „Die Zustände in Deutschland werden immer grauenhafter“<sup>1465</sup>, schrieb sie 1934 an Einstein. Nach dem Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges schätzte sie die Lage als „immer bedrohlicher“ ein und meinte, „jeder [soll] froh sein, der aus Europa heraus ist.“<sup>1466</sup> Sie arbeitete für das *Schweizerische Komitee zur Hilfe für notleidende Frauen und Kinder in Deutschland*, das von einer Zürcher Außenstelle der *Roten Hilfe für das illegale Deutschland* initiiert

---

<sup>1456</sup> Alfred Stern an Friedrich Merkel, 15.5.1913, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. philos. 184:24, Nr. 68.

<sup>1457</sup> Vgl. Alfred Stern an Lujo Brentano, 19.12.1919, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60-66.

<sup>1458</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 1936, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-449-3.

<sup>1459</sup> Ebd., Dok. 39-449-2.

<sup>1460</sup> Ebd.

<sup>1461</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 29.7.1937, ebd., Dok. 54-518-1.

<sup>1462</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 12.2.1949, ebd., Dok. 58-843-1.

<sup>1463</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 1936, ebd., Dok. 39-449-5.

<sup>1464</sup> Ebd., Dok. 39-449-2.

<sup>1465</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 13.7.1934, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-444-1.

<sup>1466</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 1936, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 39-449-4.

worden war.<sup>1467</sup> Einen Aufruf des karitativen Komitees schickte sie an den Chefredakteur der *Zürcher Illustrierten*, Arnold Kübler (1890-1983), mit der Bitte, „etwas darüber [zu] veröffentlichen [...], denn es käme natürlich darauf an, die Sache in weiteren bürgerlichen Kreisen bekannt zu machen.“<sup>1468</sup> Während ihrer Arbeit in diesem Komitee lernte sie den 1935 aus Deutschland geflüchteten kommunistischen Reichstagsabgeordneten Hans Beimler (1895-1936) kennen, mit dem sie „fortan eine enge Beziehung [verband].“<sup>1469</sup> Beimler ging im August 1936 nach Spanien, wo er sich an der Aufstellung der antifaschistischen Internationalen Brigaden beteiligte. Im Dezember wurde er in Madrid unter nie ganz geklärten Umständen erschossen. Antonia Stern behauptet in ihrer unveröffentlichten Beimler-Biographie, dass der politische Kommissar, der mit der stalinistischen Parteilinie nicht konform war, im Hinterhalt einer Kugel des sowjetischen Geheimdienstes GPU zum Opfer gefallen war.

Antonia Stern war im Frühjahr 1937 nach Spanien gereist, um sich an Ort und Stelle ein Bild über die letzten Monate von Beimlers Leben zu machen. Dort, im Gespräch mit seinen „Kumpels“, „die täglich mit [ihm] zusammen waren“, bekam das Buch ihrer Meinung nach „eine politische Note, denn es zeigt in kleinem Rahmen die ganze Grossartigkeit der internationalen Solidarität.“<sup>1470</sup> Für das fertige Werk „einen Verleger zu finden, der [...] über den pol[itischen] Parteien steht und nur der Wahrheit dienen will“<sup>1471</sup>, sollte ihr allerdings nicht gelingen. Sie hatte vor, nach dem Erscheinen ihres Buches „vielleicht nach Amerika zu kommen“ und fragte daher bei Einstein an, wo er sich „die nächsten Monate“ aufhalte.<sup>1472</sup> Ihre Begeisterung für die Sowjetunion, die sie ein paar Jahre vorher noch für „das einzige Land hielt, wo es noch wert ist zu leben“<sup>1473</sup>, war also verflogen. Aus der Reise in die USA wurde indessen genauso wenig wie aus dem Erscheinen ihres Buches. 1949 bat sie von Paris aus Einstein, um „ein paar

---

<sup>1467</sup> Vgl. Antonia Stern: *Hans Beimler – Ein Lebensweg*, bzw. *Die Falschmünzer. Zum 20. Todestag Hans Beimlers, gefallen am 1. Dezember 1936, in der Universitätsstadt Madrid, als Opfer seiner revolutionären Gesinnung*, editiert und mit Fußnoten versehen von Dr. Nikolaus Braun, 2002/2003 München, [http://www.raeterepublik.de/Hans\\_Beimler\\_A.Stern\\_hm](http://www.raeterepublik.de/Hans_Beimler_A.Stern_hm), 4.6.2007.

<sup>1468</sup> Antonia Stern an Arnold Kübler, 25.10.1935, Zentralbibliothek Zürich, HsAbtl., Nachlass A. Kübler, 40.7.

<sup>1469</sup> Antonia Stern: *Hans Beimler – Ein Lebensweg*, bzw. *Die Falschmünzer. Zum 20. Todestag Hans Beimlers, gefallen am 1. Dezember 1936, in der Universitätsstadt Madrid, als Opfer seiner revolutionären Gesinnung*, editiert und mit Fußnoten versehen von Dr. Nikolaus Braun, 2002/2003 München, [http://www.raeterepublik.de/Hans\\_Beimler\\_A.Stern\\_hm](http://www.raeterepublik.de/Hans_Beimler_A.Stern_hm), 4.6.2007.

<sup>1470</sup> Antonia Stern: *Zu dem Buch: „Hans Beimler und seine Centuria“*, (1937), The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 54-520.

<sup>1471</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 19.12.1938, ebd., Dok. 54-522-2 (Unterstreichung im Original).

<sup>1472</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 29.7.1937, ebd., Dok. 54-518-2.

<sup>1473</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 12.8.1935, ebd., Dok. 39-446-3.

„[l]eider absolut nicht die Gabe[,] [sich] „Verbindungen“ zu schaffen“<sup>1474</sup>.

Sterns jüngste Tochter war einsam. Bereits 1935 beklagte sie sich bei Einstein, dass es ihr „nicht gut aus vielen Gründen [geht], und man wirklich die „beste aller Welten“ oft bis dort hinaus über [hat].“<sup>1475</sup> In dieser Situation taten ihr seine „lieben, freundschaftlichen Zeilen wohl.“<sup>1476</sup> 1938 berichtete die damals 47-Jährige, von „den schweren letzten Jahren, in denen [sie] beinahe vereinsamt in Zürich lebte“<sup>1477</sup>. Sie war nach ihrer Spanienreise nach Paris gegangen und hatte dort den Krieg erlebt. Während der deutschen Besatzung verbrachte sie „gegen zwei Jahre in Lagern und sechs Monate im Gefängnis, – und entkam schliesslich der Deportation nur wie durch ein Wunder“<sup>1478</sup>. Den Krieg hatte sie überlebt, sie war aber dennoch eine gebrochene Frau: „Die Meisten[,] die mir nahestanden[,] sind tot [...] – und das Leben kommt mir oft vor wie eine grosse Gräberstätte.“<sup>1479</sup> Nun lebte sie im 6. Arrondissement der französischen Hauptstadt in ihrer „Bude im sechsten Stock [...] fast wie ein Einsiedler“ und machte sich Gedanken, ob ihr Überleben überhaupt einen Sinn hatte: „ob zu meinem Guten weiss ich nicht.“<sup>1480</sup> Weiter schrieb sie: „[D]och da ich einmal lebe, suche ich meine Erfahrungen schriftlich nieder zu legen“<sup>1481</sup>. Sie verarbeitete ihre Erlebnisse in einem dokumentarischen Roman mit dem Titel *Schicksale und Gestalten – Szenen aus dem Gefängnisleben*, „in denen die Autorin unter dem Namen „Lena“ figurierend versucht, das Gefängnisleben in seiner alltäglichen [sic], den Graus darzustellen [sic], und zugleich die Gestalten einiger derer[,] die ihre Leidensgenossinnen waren, und deren Schicksale dem Leser vor Augen zu führen.“<sup>1482</sup> Ein Kapitel dieser Aufzeichnungen legte sie ihrem Brief an Einstein zusammen mit dem Inhaltsverzeichnis, dem Vorwort ihrer Beimler-Biographie und Besprechungen des Beimler-Manuskriptes bei.<sup>1483</sup> Nun bat sie den alten Freund, dessen Photographie sie trotz „Haussuchungen und Verhaftungen“ in ihre Pariser Wohnung hinübergerettet hatte und die nun dort „neben

---

<sup>1474</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 12.2.1949, ebd., Dok. 58-843-1.

<sup>1475</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 12.8.1935, ebd., Dok. 39-446-2.

<sup>1476</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 1936, ebd., Dok. 39-449-1.

<sup>1477</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 19.12.1938, ebd., Dok. 54-522-1.

<sup>1478</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 12.2.1949, ebd., Dok. 58-843-1.

<sup>1479</sup> Ebd.

<sup>1480</sup> Ebd.

<sup>1481</sup> Ebd.

<sup>1482</sup> Ebd.

<sup>1483</sup> Ebd., Dok. 58-844-1ff; Dok. 58-845; Dok. 58-846-1ff.; 58-847-1ff.

einigen wenigen“ hing, um eine „Empfehlung an einen linksgerichteten, – aber natürlich nicht stalinistischen Verleger, oder an einen Mann wie Sartre“<sup>1484</sup>.

Einstein antwortete ihr umgehend. Die Texte hatte er gelesen und fand sie „gut geschrieben“.<sup>1485</sup> Er meinte, dass die Beimler-Biographie wegen ihres „allgemein historischen Interesses“ gute Chancen auf eine Veröffentlichung hätte, nicht zuletzt, da sie „wertvolle Aufklärungen über die russischen politischen Methoden gibt.“<sup>1486</sup> Anders verhalte es sich mit dem Dokumentarroman: „Da leider eine ungeheure Zahl von Personen eine solche Leidenszeit ausgestanden hat, ist eine Uebersättigung von solchen persönlichen Berichten eingetreten. Dazu kommt, dass fast alle Menschen die Erinnerung an den bösen Gespensterspuk der Hitlerzeit so rasch als möglich aus ihrem Bewusstsein austilgen wollen“, schrieb er an die frustrierte Schriftstellerin in Paris und beschrieb die amerikanische Haltung zu ihren traurigen Erlebnissen munter mit einem Witzchen: „[N]ach dem Urbilde des bekannten jüdischen Kommerzienrates, der nach den herzerreissenden Erzählungen eines Schnorrers sich an seinen Diener wendet mit den Worten: „Johann, wirf den Mann raus, er zerreisst mir das Herz.“<sup>1487</sup> Mit dem Hinweis darauf, dass „die Leute [gewöhnlich] [s]einen Einfluss [...] [überschätzen], ganz besonders wenn irgendwelches geschäftliche Risiko involviert ist“, empfahl er ihr, sich an seinen alten Freund Maurice Solovine (1875-1958), in seiner Berner Zeit Mitglied der „Akademie Olympia“, zu wenden.<sup>1488</sup> Diesen Rat befolgte Antonia Stern, doch auch Solovine, der damals in Paris lebte, konnte „nicht das Geringste für [sie] tun“<sup>1489</sup>. Sie hatte nun vor, sich in Deutschland nach einem Verleger für die Biographie umzusehen und bat Einstein erneut um eine Empfehlung.<sup>1490</sup> Vielleicht befürchtete sie, den viel beschäftigten Mann mit ihren drängenden Bitten zu belästigen, jedenfalls appellierte sie an „das freundliche Interesse[,] das Sie unserer Familie gegenüber immer gezeigt haben, [...] da Sie als junger Student in dem Haus meiner Eltern verkehrten [...]

---

<sup>1484</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 12.2.1949, ebd., Dok. 58-843-2.

Übrigens wandte sich Einstein nicht an Sartre. Er hielt ihn für einen „Salonlöwen“ und rechnete nicht damit, dass „etwas Verständiges“ aus einer Kontaktaufnahme mit dem französischen Philosophen herauskommen könnte (Albert Einstein an Antonia Stern, 13.5.1949, ebd., Dok. 58-853). Auf Antonia Stern dagegen hatte Sartre „in den wenigen Vorträgen“, die sie bei ihm gehört hatte, einen anderen, „sehr einfachen – ja bescheidenen und menschlich durchaus sympathischen Eindruck“ gemacht (Antonia Stern an Albert Einstein, 27.5.1949, ebd., Dok. 58-854-1).

<sup>1485</sup> Albert Einstein an Antonia Stern, 23.2.1949, ebd., Dok. 58-848-1.

<sup>1486</sup> Ebd., Dok. 58-848-1f.

<sup>1487</sup> Ebd., Dok. 58-848-1.

<sup>1488</sup> Ebd.

<sup>1489</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 12.2.1949, ebd., Dok. 58-849-1.

<sup>1490</sup> Vgl. ebd.

und musizierten“ und erinnerte ihn daran, wie sie, Fräulein Bubi, „noch als kleines Mädchen in Hosen am Turngerät spielte, und Sie immer erklärten[,] ich sei ein Junge!“<sup>1491</sup>

Die Antwort Einsteins auf diesen Brief scheint sich nicht erhalten zu haben, sie befindet sich auch nicht unter den klausulierten Dokumenten im Jerusalemer Einstein-Archiv. Der etwas ungehaltenen und recht strengen Antwort Antonia Sterns auf diesen verschwundenen Brief ist jedoch zu entnehmen, dass Einstein ihr eine zu große Fixierung auf den dokumentarischen Roman vorgeworfen hatte und es für falsch hielt, eine Zukunft auf „Memoiren“ bauen zu wollen, für die es sowieso kein Publikum gebe.<sup>1492</sup> Antonia reagierte stark auf die „Veränderung im Ton [sein]es Briefes“, die sie als gesunkenes Interesse für ihre Arbeit wertete, und machte sich sofort daran, den „Irrtum“ Einsteins zu berichtigen: Für „so eingebildet und dumm“ wolle sie nicht gehalten werden, dass sie ihrer eigenen „kleinen, unbedeutenden Persönlichkeit“ ein ganzes Buch widmen wolle; sie habe nie daran gedacht, dass das Publikum sich mit ihr beschäftigen solle, das Buch sei vielmehr „eine Art Novellen-Sammlung“, in der sie – von den ersten Kapiteln abgesehen – nicht über sich selber, sondern über „die Schicksale derer, denen [sie] im Gefängnis begegnete“, schreibe; überhaupt liege ihr viel mehr am „Hans Beimler-Gedenkbuch“ als an dem noch unfertigen Manuskript.<sup>1493</sup> Weiterhin scheint Einstein ihr vorgeschlagen zu haben, dass er sich, wie er auch ungefähr zur selben Zeit an Dora geschrieben hatte<sup>1494</sup>, um eine „nutzbringende Tätigkeit“ für sie bemühen könne. „Ich weiss nicht[,] was Sie darunter verstehen[,] mir eine „Tätigkeit“ verschaffen zu wollen“, fragte sie aufgebracht. „Ich habe eine solche, – wenn sie auch vorläufig keine klingende Münze einbringt[,] hoffe ich doch einmal Anerkennung zu finden [...]. Ich bin allein – habe für niemanden zu sorgen – und weiss nicht, weshalb ich nicht die wenigen Jahre[,] die mir noch verbleiben[,] dazu verwenden sollte, das zu tun[,] woran mir an Herzen liegt. [...] Im übrigen will ich Sie um gar nichts bitten“, schrieb sie trotzig, um dann sofort versöhnlich fortzufahren: „– und wäre nur sehr glücklich[,] hin und wieder ein Wort von Ihrer Hand zu erhalten, dass [sic]

---

<sup>1491</sup> Ebd., Dok. 58-849-2.

<sup>1492</sup> Vgl. Antonia Stern an Albert Einstein, 24.4.1949, ebd., Dok. 58-850-1f.

<sup>1493</sup> Ebd., Dok. 58-850-1.

<sup>1494</sup> Vgl. Albert Einstein an Dora Stern, 19.4.1949,

<http://www.historyforsale.com/productimages/jpeg/5251.jpg>, 3.10.2006.



mich wissen lässt[,] wie es Ihnen geht“.<sup>1495</sup> Antonia Stern legte ihrem Brief wieder Auszüge ihrer beiden Werke und zwei Gedichte bei, damit Einstein sich ein eigenes Urteil bilden konnte und entschuldigte sich für ihre Zeilen, beharrte aber darauf, dass sie doch „den Irrtum des „mich zu sehr auf ‚meine Memoiren‘ [F]ixierens“ aufklären musste.<sup>1496</sup>

Wahrscheinlich wäre der Briefwechsel zwischen Einstein und Antonia Stern an dieser Stelle abgebrochen worden, wenn es sich nur um eine flüchtige Bekanntschaft aus vergangenen Zeiten gehandelt hätte. Einstein hatte sicher besseres zu tun, als sich mit Kindern alter Bekannter herumzustreiten, die mittlerweile zu alten Damen geworden waren. Allerdings waren die beiden sich 1933 in dem belgischen Badeort Le Coq sur Mer so nahe gekommen, dass die kurze Beziehung einen eiferstüchtigen „Weiberkrieg“ (Einstein) nach sich zog und die beiden in zumindest einem erhaltenen Brief aus diesem Jahr zum Du übergingen.<sup>1497</sup> Die kurze Liebelei, eine der „etlichen Affären“<sup>1498</sup> Einsteins, wurde in eine Freundschaft umgewandelt, die so belastbar war, dass sie – anders als eine flüchtige Bekanntschaft – die nun entstandenen Unstimmigkeiten und Meinungsverschiedenheiten aushalten konnte. Einstein bestätigte daher „mit freundlichem Dank“ den Erhalt des Briefes und der darin enthaltenen Manuskriptkopien und erklärte, dass er nur seinen Bedenken Ausdruck verliehen habe. Er habe den Eindruck bekommen, dass Antonia beabsichtige, auf ihre Schriften „eine materielle Existenz zu gründen, was [ihm] nicht aussichtsvoll erschien.“<sup>1499</sup> Er schrieb so, erklärte er, wie es ihm „als altem Freunde am Richtigsten erschien.“<sup>1500</sup> Er bedauerte weiterhin, dass Antonias schriftstellerische Betätigung ihre einzige berufliche Tätigkeit zu sein schien, „weil solche Lebensweise leicht zu einer ungesunden Vereinsamung führen mag.“<sup>1501</sup> Diese und frühere Bemerkungen wollte er nicht als taktlose Einmischung verstanden sehen, „sondern einfach als eine aus einer gewissen Besorgnis stammenden offenen Aeusserung.“<sup>1502</sup> „Das freundliche Interesse[,] das Sie an meinem menschlichen Ergehen nehmen“, antwortete Antonia Stern nach einer

---

<sup>1495</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 24.4.1949, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 58-850-2.

<sup>1496</sup> Ebd.

<sup>1497</sup> Freundliche Mitteilung von Frau Barbara Wolff, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, vgl. auch Albert Einstein an Antonia Stern, 21.12.1933, ebd., Dok. 82-904.

<sup>1498</sup> Jürgen Neffe: *Einstein. Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 100.

<sup>1499</sup> Albert Einstein an Antonia Stern, 13.5.1949, The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 58-853.

<sup>1500</sup> Ebd.

<sup>1501</sup> Ebd.

<sup>1502</sup> Ebd.

krankheitsbedingten Pause darauf, „hat mich aufrichtig gerührt, und ich kann Ihnen für diese „Einmischung“ nur danken. Ich empfand sie als Zeichen der Anteilnahme, für die ich nur dankbar sein kann. Noch mehr hätte ich mich allerdings gefreut“, so fuhr sie fort, „ein Wort über die an Sie gesandten Kapitel [ihrer Werke (NSch)] oder einige der Gedichte zu hören – auch wenn es rein kritischer Art gewesen wäre.“<sup>1503</sup> Eines dieser Gedichte soll hier wiedergegeben werden, da es den seelischen Zustand der alternden Frau genau beschreibt und ihre Sehnsucht nach dem Tod wiedergibt:

*Zu spät*

*Das Kleid zerschlissen,  
Die Füße blutig gerissen,  
Die Glieder voller Wunden,  
Die Seele zerschunden  
Bin ich endlich angelangt.  
Das Ziel nach dem mich verlangt  
Steht mir vor Augen  
Als mich die Kräfte verlassen  
Danach zu fassen.*

*Müde lass ich mich zu Boden gleiten.  
Im Weiten  
Seh ich die beschneiten Kuppen  
Der Berge – und der Herden Truppen  
Die auf ihnen weiden  
Sich in Röte malen  
In der untergehenden Abendsonne Strahlen.*

*Dann schliess ich die Augen.  
Die Schneefelder erfahren  
Bald wird Nacht sie decken  
Des Frostes Kälte*

---

<sup>1503</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 27.5.1949, ebd., Dok. 58-854-1 (Unterstreichung im Original).

*Sich über meine Glieder strecken*

*Und mich kein neuer Morgen erwecken.*<sup>1504</sup>

Da Einstein in ihren Augen mit seinem Schweigen ein Desinteresse an ihrer Dichtung bekundete, setzte sie ihm ihren Zustand in Prosa auseinander. Ihre Vereinsamung, schrieb sie ihm, sei nun einmal in ihrer Situation „nicht zu überbrücken“, es würde ihr erst möglich sein, „wieder mit anderen in Kontakt zu kommen, wenn sich der kleine Kreis von Menschen[,] der an dem von [ihr] Geschriebenen Interesse nimmt, vergrößert.“<sup>1505</sup> Sie erklärte ihm auch, dass es für sie in ihrem Alter nicht nur schwer sei, eine „Tätigkeit“ zu finden, nur um zu verdienen“, sondern dass ihr ihre künstlerische Arbeit zum Leben sehr wichtig sei: „Meine Gesundheit ist durch die vergangenen Jahre zu sehr unterminiert – andererseits fehlt auch der Wille zum Leben, und ich wüsste nicht[,] was mich weiter am Leben hielte, als eben der künstlerische Ausdruck – der in gewissen Momenten eine wahrhafte Befriedigung gewährt.“<sup>1506</sup> Ihre finanzielle Situation erlaube ihr, da sie „auf das Bescheidenste“ lebe, „noch einige Zeit, – voraussichtlich länger als sie mir zusteht“, auskommen zu können; doch darüber wolle sie sich nicht den Kopf zerbrechen, hatte sie doch zu oft gesehen, „dass doch immer alles anders kommt, als man denkt – und jede Berechnung unnütz ist.“<sup>1507</sup>

Auf diesen Brief hat Einstein nicht mehr geantwortet, Antonia Stern hörte erst wieder von ihm, als er ihr 1952 nach dem Tod Georg Darmstadts ein Kondolenzschreiben nach Paris schickte, mit der Bitte, es an Emma Stern weiterzuleiten. Antonia nutzte die Gelegenheit, um mit ihm wieder Kontakt aufzunehmen: „Nein“, schrieb sie, „ich bin noch nicht „ruhiger“ geworden, habe ja auch keine Berechtigung dazu, da mir leider bisher noch nicht die Gelegenheit gegeben war, das zum vollendeten Werk zu bringen[,] wovon ich glaube, dass es notwendig wäre[,] um zu einer Harmonie zu gelangen.“<sup>1508</sup>

Weder ihr dokumentarischer Roman *Schicksale und Gestalten* wurde je veröffentlicht, noch ihre Beimler-Biographie *Dachau - Madrid, Ein Dokument unserer Zeit*. Das Manuskript dieser 300-seitigen Biographie befindet sich im *Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis* in Amsterdam. Allerdings konnte sie Teile ihrer

---

<sup>1504</sup> Antonia Stern: *Zu spät*, (1949), ebd., Dok. 58-852.

<sup>1505</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 27.5.1949, ebd., Dok. 58-854-1.

<sup>1506</sup> Ebd.

<sup>1507</sup> Ebd.

<sup>1508</sup> Antonia Stern an Albert Einstein, 20.3.1952, ebd., Dok. 61-463-2.

biographischen Arbeit später verwerten. In Paris hielt sie 1956 eine Rede zum 20. Todestag Beimlers mit dem Titel *Die Falschmünzer*, für den Band *Das Gewissen entscheidet – Berichte des deutschen Widerstandes von 1933-1945 in Lebensbildern* (Berlin 1957) schrieb sie einen kurzen Text unter der Überschrift *Hans Beimler – Ein Lebensweg*. Davon konnte sie Einstein nichts mehr berichten. Er verstarb 1955 in den USA. Antonia Stern starb 1961 vereinsamt in Paris.<sup>1509</sup>

Abschließend soll nochmals auf den eingangs bereits besprochenen Umstand verwiesen werden, dass es sich bei biographischen Darstellungen stets um Konstruktionen handelt. Dieses Kapitel sollte eigentlich mit einem Wort Sterns abgeschlossen werden, mit dem eine Antwort auf die als Kapitelüberschrift verwendete Frage zumindest hätte angedeutet werden können. Da sich jedoch weder aus seinen Briefen noch aus seinen Werken ein geeignetes Zitat beibringen ließ und hier keine reinen Vermutungen präsentiert werden sollen, muss, neben vielen anderen, auch diese Frage unbeantwortet bleiben.

---

<sup>1509</sup> Antonia Stern: *Hans Beimler – Ein Lebensweg*, bzw. *Die Falschmünzer. Zum 20. Todestag Hans Beimlers, gefallen am 1. Dezember 1936, in der Universitätsstadt Madrid, als Opfer seiner revolutionären Gesinnung*, editiert und mit Fußnoten versehen von Dr. Nikolaus Braun, 2002/2003 München, [http://www.raeterepublik.de/Hans\\_Beimler\\_A.Stern\\_hm](http://www.raeterepublik.de/Hans_Beimler_A.Stern_hm), 4.6.2007.

## **Zeittafel**

Alfred Stern	
22.11.1846	Geboren in Göttingen.
1855-1865	Besuch des Göttinger Gymnasiums.
ab SS 1865	Studium der Jurisprudenz und Geschichte in Heidelberg.
ab WS 1866	Studium in Göttingen.
10.08.1868	Promotion in Göttingen.
WS 1868/69	Geschichtsstudien in Berlin.
ab April 1869	Anstellung am Karlsruher Generallandesarchiv.
Juli bis Oktober 1870	„Männerhilfsverein“.
Ende 1870	Beginn der Habilitationsarbeit in Göttingen.
Anfang 1872	Habilitation.
SS 1872	Privatdozent an der Universität Göttingen.
SS 1873	Außerordentlicher Professor an der Universität Bern.
ab 1878	Ordentlicher Professor an der Universität Bern.
1881	Heirat mit Clara Stern (geb. 1862 in Frankfurt am Main).
1882/83	Treitschke-Baumgarten-Kontroverse.
1882-1884	Dekan.
1882	Geburt der Tochter Dora.
1885	Geburt der Tochter Emma.
ab 1887	Ordentlicher Professor für Geschichte an der ETH Zürich.
1891	Geburt der Tochter Antonia.
1894-1924	<i>Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden</i> , 10 Bände.
24.2.1927	Wahl zum korrespondierenden Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften.
1928	Emeritiert.
1933	Tod der Ehefrau.
24.3.1936	Verstorben in Zürich.

## Quellenverzeichnis

### 1. Archive und Bibliotheken

Bayerische Staatsbibliothek München: Heyse-Archiv VI, Stern, Clara; Stern, Alfred.

Bundesarchiv Berlin: Nachlass Hermann Baumgarten N 2013/23; Nachlass Ludwig Bamberger N 2008/245.

Bundesarchiv Koblenz: Nachlass Lujo Brentano, N 1001/60.

Deutsches Literaturarchiv Marbach a. N.: A:Huch, Zug.-Nr. 68.2094.

ETH-Bibliothek Zürich: Hs 583a:2.

Hessische Landesbibliothek Wiesbaden: Hs. 324; Hs. 346 (54).

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: 8° Cod. Ms. philos.

184:24; 2° Cod. Ms. philos. 182:Lotze; Cod. Ms. F. Frensdorff, I Briefe, Nr. 367-369; Cod. Ms. F. Klein 11:1159.

Staatsarchiv Bern: BB III b 622; BB 05.10.1701.

The Albert Einstein Archives, Jerusalem: Dok. 30-450; 30-451; 30-662; 39-439; 39-440; 39-442; 39-443; 39-444; 39-446; 39-447; 39-448; 39-449; 39-450; 39-452; 49-436; 49-443; 54-518; 54-520; 54-522; 54-523; 58-843; 58-844; 58-845; 58-846; 58-847; 58-848; 58-849; 58-850; 58-852; 58-853; 58-854; 61-463; 82-904; 82-905; 82-908.

Universitätsarchiv Göttingen, Handschriftenabteilung: Kur 4Vb 103a [Ordentliche Professoren, Personalakte Dr. Stern].

Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.: Historische Sammlungen, Briefe an Alfred Stern, 608 (Alfred Ritter von Arneth); 637 (Irene Forbes-Mosse); 697 (Bruno Gebhardt); 710, 719, 722, 725, 734, 738, 739, 742 (Erich Marcks); 758, 759 (Friedrich Meinecke).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt am Main: 1107/28; 3505/14.

Universitätsbibliothek Gießen: W. Oncken, 139/101-119a/b.

Universitätsbibliothek Greifswald: Briefe an Ernst Bernheim, Ms 1560.

Universitätsbibliothek Heidelberg: Briefe an Eduard Winkelmann, Heid. Hs. 1829; Heid. Hs. 1830.

Universitätsbibliothek Tübingen: Nachlass Eduard Zeller, Md 747-738.

Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung: Nachlass A. Kübler, 40.7; FA Meyer von Knonau, 34 ad.; FA von Wyss, IX 339 40; Nachlass E. Gagliardi, 17.43; Nachlass G. Vogt, 12.62; FA Bluntschli, 132.54; Nachlass Alfred Stern.

## 2. Literatur

Allgemeine Deutsche Biographie (ADB), Leipzig 1875-1912:

- Bettelheim, Anton: *Auerbach*, Bd. XLVII, S. 412-419.
- Blanckarts, Moritz: *Lessing*, Bd. XVIII, S. 450-453.
- Braun, J.: *Scheffel*, Bd. XXX, S. 777-791.
- Frensdorff, Ferdinand: *Waitz*, Bd. XL, S. 602-629.
- Heinemann, Otto: *Steindorff*, Bd. LIV, S. 464-466.
- Holland, Hyacinth: *Riefstahl*, Bd. XXVIII, S. 539-541.
- Jacobs, Eduard: *Schmidt*, Bd. LIV, S. 100-102.
- Lier, Hermann Arthur: *Devrient*, Bd. XLVII, S. 669-670.
- Meyer von Knonau, Ludwig Gerold: *Wyss*, Bd. XLIV, S. 417-423.
- Thorbecke, August: *Gervinus*, Bd. IX, S. 77-86.
- Wiegand, Wilhelm: *Baumgarten*, Bd. LV, S. 437-451.
- Winkelmann, Alfred: *Winkelmann*, Bd. XLIII, S. 435-442.

Allgemeine Zeitung des Judenthums [Dr. H. M. C.]: *Wie Treitschke citirt und Geschichte schreibt*, Nr. 38, 8.8.1902, S. 376-380.

- *Zweierlei Maß*, Nr. 38, 19.9.1902, S. 445-446.

Alt, Peter-André: *Mode ohne Methode? Überlegungen zu einer Theorie der literaturwissenschaftlichen Biographik*, in: Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik, Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 23-39.

Andrews, Charles M.: [Rezension zu *Band 3 der Geschichte Europas von Alfred Stern*], in: *The American Historical Review*, 7:357, Washington D.C., Januar 1902, S. 357-360.

Anonyme: [Rezension zu *Band 1 der Geschichte Europas von Alfred Stern*], in: *Revue Historique*, Année 20/T. 57, Paris 1895, S. 404-405.

Åmås, Knut Olav: *Mitt liv var draum. Ein biografi om Olav H. Hauge*, Oslo 2004.

Backscheider, Paula R.: *Reflections on Biography*, Oxford 1999.

Balzer, Bernd: *Nachwort*, in: Ricarda Huch: *Der große Krieg in Deutschland*, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1980, S. 308-315.

Bamberger, Ludwig: *Über Rom und Paris nach Gotha oder die Wege des Herrn von Treitschke*, Stuttgart 1866.

- *Heinrich von Treitschke*, in: Ders.: *Charakteristiken*, Berlin 1894, S. 171-211.
- *Erinnerungen*, Berlin 1899.

- Barner, Wilfried; König, Christoph: *Einleitung*, in: Dies. (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 9-21 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Band 3).
- Baumgarten, Hermann: *Treitschke's Deutsche Geschichte*, Straßburg 1883.
- Bell, Eric T.: *Die großen Mathematiker*, Düsseldorf, Wien 1967.
- v. Below, Georg: *Georg von Below*, in: *Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Leipzig 1925, S. 1-49.
- Ben-Itto, Hadassa: „*Die Protokolle der Weisen von Zion*“. *Anatomie einer Fälschung*, Berlin 2001.
- Benz, Wolfgang: *Bilder vom Juden. Studien zum alltäglichen Antisemitismus*, München 2001.
- Berding, Helmut: *Leopold von Ranke*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 7-24.
- Berner Intelligenzblatt, 7.5.1887, S. 4, <http://intelligenzblatt.unibe.ch/>.
- Berney, Arnold: *Alfred Stern 1846-1936*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland*, Jg. 6, Nr. 4, 1936, S. 185-186.
- Biefang, Andreas: *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 262, München 1996, S. 391-422.
- Biester, Björn: *Der innere Beruf zur Wissenschaft: Paul Ruben (1866-1943)*, Studien zur deutsch-jüdischen Wissenschaftsgeschichte, Berlin, Hamburg 2001, S. 7 (= Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Band 14).
- Blänkner, Reinhard: *Jordan, (Franz) Sylvester; Rotteck, Karl Wenzeslaus Rodecker von*, in: *Deutsche Biographische Enzyklopädie & Deutscher Biographischer Index*, CD-ROM-Edition, K. G. Saur, 2001.
- Bodmer, Jean Pierre: *Ricarda Huch und die Stadtbibliothek Zürich – eine symbiotische Geschichte*, in: *Zürcher Taschenbuch 2005*, Neue Folge, 125. Jahrgang, Zürich 2004, S. 363-423.
- Bödeker, Hans Erich: *Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand*, in: Ders. (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 9-63 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).
- Borchard, Beatrix: *Lücken schreiben. Oder: Montage als biographisches Verfahren*, in: Hans Erich Bödeker (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 211-241



- (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).
- Bourdieu, Pierre: *Die biographische Illusion*, in: Hella Beister und ders.: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt am Main 1998, S. 75-83.
- Bötticher, Georg: *Zur Abwehr!*, in: Georg Kropp (Hrsg.): *Deutsche Kriegs-Chronik des großen Völkerkampfes*, Band III, Ludwigshafen o.J.
- Brady, Mark: *Against the Tide: The Life of Francis W. Hirst*, in:  
<http://www.fee.org/publications/the-freeman/article.asp?aid=4401>, 27.8.2007.
- Brenner, Wolfgang: *Walther Rathenau. Deutscher und Jude*, München 2005.
- Brentano, Lujó: *England und der Krieg*, Berlin 1915.
- *Über den Wahnsinn der Handelsfeindseligkeit. Vortrag gehalten in Zürich am 13. Juni 1916*, München o.J.
- Bresslau, Harry: *Geschichte der Monumenta Germanicae Historica*, in: *Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde*, Band 42, Hannover 1921,  
(<http://www.mgh-bibliothek.de/mgh/bresslau.htm>).
- Breuer, Mordechai: *Frühe Neuzeit und Beginn der Moderne*, in: Ders., Michael Graetz (Hrsg.): *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band I. Tradition und Aufklärung 1600-1780*, München 1996, S. 85-247.
- Brockhaus Konversationslexikon, Leipzig, Berlin, Wien 1894-1896,  
(<http://www.retrobibliothek.de/retrobib/seite.html?id=123062>): *Bulle, Konstantin Karl Ferd. Heinr.*, 3. Band, S. 729.
- vom Bruch, Rüdiger: *Zum 100. Todestag Heinrich von Treitschkes*, in:  
<http://www.geschichte.hu-berlin.de/galerie/texte/treitsc2.htm>.
- Bulle, Constantin [Konstantin]: *Baumgarten und Treitschke*, in: *Weser-Zeitung*, Nr. 12928-12930, 29.-31.12.1882.
- Bury, John Bagnell: *Geschichte als Wissenschaft*, in: Fritz Stern (Hrsg.): *Geschichte und Geschichtsschreibung. Möglichkeiten, Aufgaben, Methoden. Texte von Voltaire bis zur Gegenwart*, München 1960, S. 214-229.
- Caduff, Corina: *Heinrich Heine in der Schweizer Germanistik vor und nach dem Dritten Reich*, in: Dies., Michael Gamper (Hrsg.): *Schreiben gegen die Moderne. Beiträge zu einer kritischen Fachgeschichte der Germanistik in der Schweiz*, Zürich 2001, S. 133-152.
- Camartin, Iso: *Die Schweiz: Ein mehrsprachiges Land. Eine multikulturelle Nation?*, in: Kurt R. Spillmann, Rolf Kieser unter Mitarbeit von Thomas Köppel (Hrsg.): *Blickpunkt Schweiz. 27 Ansichten*, Zürich 1995, S. 223-238.

- Caro, E.: *Zum achtzigsten Geburtstag von Alfred Stern*, o.O., [Frankfurt?] 1926.
- Charle, Christophe: *Grundlagen*, in: Walter Rüegg (Hrsg.): *Geschichte der Universität in Europa*. Band III. Vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg (1800-1945), München 2004.
- Chenaux-Repond, Dieter: *Die Schweiz und Europa*, in: Kurt R. Spillmann, Rolf Kieser unter Mitarbeit von Thomas Köppel (Hrsg.): *Blickpunkt Schweiz. 27 Ansichten*, Zürich 1995, S. 24-33.
- Chickering, Roger: *Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856-1915)*, New Jersey 1993.
- Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München für das Jahr 1912/1913 (vom 27. Juni 1912 bis 26. Juni 1913), München 1913.
- Craig, Gordon A.: *Deutsche Geschichte 1866-1945*, München 1999.
- Dainat, Holger: *Helden und Außenseiter im Wissenschaftsspiel. Zu einer Sammlung von Germanistenbiographien*,  
[http://www.iaslonline.lmu.de/index.php?vorgang\\_id=2035](http://www.iaslonline.lmu.de/index.php?vorgang_id=2035), 7.4.2008.
- Dane, Gesa: *Geschichtsdeutung und literarisches Verfahren. Ricarda Huchs Studie zum Dreissigjährigen Krieg*, in: Marianne Henn, Irmela von der Lühe, Anita Runge (Hrsg.): *Geschichte[n]-Erzählen. Konstruktionen von Vergangenheit in literarischen Werken deutschsprachiger Autorinnen seit dem 18. Jahrhundert*, Göttingen 2005, S. 38-52.
- Daum, Andreas: *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848-1914*, München 2002.
- Davidis, Michael: *Der Verlag von Wilhelm Hertz. Beiträge zu einer Geschichte der Literaturvermittlung im 19. Jahrhundert, insbesondere zur Verlagsgeschichte der Werke von Paul Heyse, Theodor Fontane und Gottfried Keller*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*. AGB. Herausgegeben von der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e.V. Redaktion: Bertold Hack, Reinhard Wittmann, Marietta Kleiß und Hans-Georg Dewitz. Band XXII: Lieferung 6, 7, Frankfurt am Main 1981, S. 1253-1590.
- Demokratisches Wochenblatt, Nr. 33, 14.8.1869.
- Deutsche Biographische Enzyklopädie & Deutscher Biographischer Index, CD-ROM-Edition, K. G. Saur, 2001.
- Dilthey, Wilhelm: *Plan der Fortsetzung zum Aufbau der geschichtlichen Welt*, in: Ders.:

- Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften  
(Gesammelte Schriften Band VII), Stuttgart, Göttingen 1927, S. 189-292.
- *Die Entstehung der Hermeneutik*, in: Ders.: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte. Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften (Gesammelte Schriften Band V), Stuttgart, Göttingen 1968, S. 317-338.
- Dreifuss, Emil: *Juden in Bern. Ein Gang durch die Jahrhunderte*, Bern 1983.
- Dopsch, Alfons: *Alfons Dopsch*, in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1925, S. 50-90.
- Duden: *Deutsches Universalwörterbuch*, Mannheim 1983.
- *Das Herkunftswörterbuch. Eine Etymologie der deutschen Sprache*, Mannheim 1963.
- Dzelzainis, Martin: *Milton's politics*, in: Cambridge Companions Online 2006.
- Ehrenfreund, Jacques: *Erinnerungspolitik und historisches Gedächtnis: Zur Entstehung einer deutsch-jüdischen Wissenschaft im Kaiserreich (1870-1914)*, in: Ulrich Wyrwa (Hrsg.): *Judentum und Historismus. Zur Entstehung der jüdischen Geschichtswissenschaft in Europa*, Frankfurt/Main 2003, S. 39-61.
- Eidgenössische Technische Hochschule Zürich: *Eidgenössische Technische Hochschule/École Polytechnique Fédérale 1855-1955*, Zürich 1955.
- Eisenmann, Louis: [Rezension zu Band 7 und 8 der Geschichte Europas von Alfred Stern], in: *Revue Historique*, Année 45/T. 135, Paris 1920, S. 316-324.
- [Rezension zu Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern], in: *Revue Historique*, Année 49/T. 147, Paris 1924, S. 95-99.
- Engelberg, Ernst: *Bismarck. Das Reich in der Mitte Europas*, München 1990.
- Erb, Rainer: „Jüdische Güterschlächtere“ im Vormärz. Vom Nutzen des Stereotyps für wirtschaftliche Machtstrukturen, dargestellt an einem westfälischen Gesetz von 1836, in: *International Review of Social History*, Vol. XXX, 1985, Part 3, S. 312-341.
- Faulenbach, Bernd: *Marcks*, in: *Historikerlexikon, Von der Antike bis zur Gegenwart*, München 2002, S. 208-210; *Ritter*, ebd. S. 273-275.
- Federhofer, Marie-Theres: *Kein Kontorheld. Werner Siemens' Lebenserinnerungen als Gelehrtenbiographie*, in: Christian von Zimmermann (Hrsg.): *(Auto)Biographik in der Wissenschafts- und Technikgeschichte*, Heidelberg 2004, S. 91-107 (= *Cardanus, Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte*, Band 4).

- Finke, Heinrich: *Heinrich Finke*, in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1925, S. 128-170.
- Flathe, Theodor: [Rezension zu Band 2 der *Deutschen Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert von Heinrich von Treitschke*], in: Historische Zeitschrift, Band 49, München und Leipzig 1883, S. 512-518.
- Frankfurter Zeitung: *Entfernung eines jüdischen Denkmals*, Nr. 691, 16.9.1933.
- Gall, Lothar: *Georg Gottfried Gervinus*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 493-512.
- *Liberalismus und bürgerliche Gesellschaft. Zu Charakter und Entwicklung der liberalen Bewegung in Deutschland*, in: Ders. (Hrsg.): *Liberalismus*, Königsstein/ Taunus 1980, S. 162-186 (= Neue wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 85).
- Gebhardt, Bruno: [Rezension zu *Johann Freiherr v. Wessenberg. Ein österreichischer Staatsmann des 19. Jahrhunderts von Alfred von Arneth*, (2 Bände, Wien und Leipzig 1898)], in: Historische Zeitschrift, Band 83, München und Leipzig 1899, S. 98-99.
- Gebhardt, Miriam: *Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890 bis 1932*, Stuttgart 1999 (= Studien zur Geschichte des Alltags, Band 16).
- Gerteis, Walter: *Das unbekannte Frankfurt*, Frankfurt am Main 1961.
- Gestrich, Andreas: *Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung*, in: Ders., Peter Knoch, Helga Merkel (Hrsg.): *Biographie – sozialgeschichtlich*, Göttingen 1988, S. 5-28.
- Gilman, Sander L.: „*Wir wollen jetzt Geschichten erzählen...*“. Sander L. Gilman über seine *Jurek-Becker-Biographie*, *Biographik in Deutschland und den USA. Ein Gespräch mit Christian Klein*, in: Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 203-217.
- Glaser, Hermann; Lehmann, Jakob; Lubos, Arno: *Wege der deutschen Literatur. Eine geschichtliche Darstellung*, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980.
- Goethe, Johann Wolfgang: *Dichtung und Wahrheit*, Frankfurt am Main 1975.
- Goetz, Walter: *Walter Goetz*, in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1925, S. 128-170.
- Grabert, Willy; Mulot, Arno; Nürnberger, Helmuth: *Geschichte der deutschen Literatur*,

- München 1984.
- Gradmann, Christoph: *Nur Helden in weißen Kitteln? Anmerkungen zur medizinhistorischen Biographik in Deutschland*, in: Hans Erich Bödeker (Hrsg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 243-284 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Band 18).
- Grafton, Anthony: *Der Gelehrte als Held*, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nummer 227, 29.9.2001.
- Greiner, Ulrich: *Kafka ganz nah*, in: Die Zeit, 2008-07-03T12:00Z Nr. 28, <http://www.zeit.de/2008/28/L-Kafka?page=2>, 4.7.2008.
- Große Kracht, Klaus: *Kriegsschuldfrage und zeithistorische Forschung in Deutschland. Historiographische Nachwirkungen des Ersten Weltkrieges*, in: *Zeitgeschichte-online* (Mai 2004), <http://www.zeitgeschichte-online.de/md=EWK-GKracht>, 8.1.2008.
- Guggenheim, Paul: *Alfred Stern*, in: Jüdische Presszentrale, Nr. 887, 3.4.1936, S. 3.
- Guilland, Antoine: [Rezension zu Band 1, 2, 3, der Geschichte Europas von Alfred Stern], in: *Revue Historique*, Année 28/T. 82, Paris 1903, S. 375-381;
- [Rezension zu Band 4, 5, 6, der Geschichte Europas von Alfred Stern], in: *Revue Historique*, Année 37/T. 109, Paris 1912, S. 168-171.
- Haas, Frithjof: *Wer gelitten hat, hat das Recht frei zu sein. Herrmann Levi zum 100. Todestag am 13. Mai 2000. Vortrag, gehalten anlässlich der Gedenkveranstaltung im Richard-Strauss-Institut Garmisch-Partenkirchen*, [http://www.richard-strauss-institut.de/elektra/aufsaeetze/2002\\_01-pdf](http://www.richard-strauss-institut.de/elektra/aufsaeetze/2002_01-pdf).
- Habermas, Jürgen: *Wahrheitstheorien*, in: Helmut Fahrenbach (Hrsg.): *Wirklichkeit und Reflexion. Walter Schulz zum 60. Geburtstag*, Pfullingen 1973, S. 211-265.
- Hagemeister, Michael: *Sergej Nilus und die „Protokolle der Weisen von Zion“*. *Überlegungen zur Forschungslage*, <http://www.comlink.de/cl-hh/m.blumentritt/agr269s.htm>, 17.10.2006.
- Hähner, Olaf: *Historische Biographik. Die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1999, S. 135ff. (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 829).
- Hamann, Brigitte: *Die Familie Wagner*, Reinbek bei Hamburg 2005.
- Hammerstein, Notker: *Universitäten in Kaiserreich und Weimarer Republik und der*

- Antisemitismus*, in: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 25-34 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Band 3).
- Hardtwig, Wolfgang: *Geschichtskultur und Wissenschaft*, München 1990.
- Gerhard Hay: *Einführung*, in: Kurt Schreinert: Theodor Fontane: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz. 1859-1898. Stuttgart 1972, S. 375-395.
- Hayes, Carlton Joseph Huntley: *A Political and Social History of Modern Europe*. Vol. I, New York 1916.
- Headlam, James Wycliffe: [Rezension zu Band 1 der *Geschichte Europas von Alfred Stern*], in: *The English Historical Review*, Vol. 10, No. 39, 1895, S. 593-596.
- [Rezension zu Band 2 der *Geschichte Europas von Alfred Stern*], in: *The English Historical Review*, Vol. 14, No. 54, 1899, S. 387-389.
- Heine, Heinrich: *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*, S. 159-278, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, o.J. (= Hermann Friedemann, Raimund Pissin (Hrsg.): *Heines Werke in fünfzehn Teilen*, Neunter Teil).
- Herzig, Arno: *Zur Problematik deutsch-jüdischer Geschichtsschreibung*, in: *Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte*, München 1990, S. 209-234.
- Hettling, Manfred: *Geschichtlichkeit. Zwerge auf den Schultern von Riesen*, in: Ders., Mario König, Martin Schaffner, Andreas Suter, Jakob Tanner (Hrsg.): *Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen*, Frankfurt am Main 1998, S. 91-132.
- Hobsbawm, Eric: *Ungewöhnliche Menschen. Über Widerstand, Rebellion und Jazz*, München, Wien 2001.
- Hofmeister, Björn: *Fischer*, in: *Historikerlexikon*, München 2002, S. 97-99.
- Hoffmann, Christhard: *Die Verbürgerlichung der jüdischen Vergangenheit: Formen, Inhalte, Kritik*, in: Ulrich Wyrwa (Hrsg.): *Judentum und Historismus. Zur Entstehung der jüdischen Geschichtswissenschaft in Europa*, Frankfurt/Main 2003, S. 149-171.
- [http://classic.unister.de/Unister/Uniguide/staedte/jkl/taedte/kassel/stadt/stadtgeschichte.php?stadt\\_id=99](http://classic.unister.de/Unister/Uniguide/staedte/jkl/taedte/kassel/stadt/stadtgeschichte.php?stadt_id=99), 20.3.2008.
- [http://de.wikipedia.org/wiki/Burg\\_Saaleck](http://de.wikipedia.org/wiki/Burg_Saaleck), 23.1.2008.
- <http://de.wikipedia.org/wiki/Erlangen#Judentum>, 23.1.2008.
- [http://en.wikipedia.org/wiki/Austen\\_Chamberlain](http://en.wikipedia.org/wiki/Austen_Chamberlain), 28.12.2007.
- <http://hgisg.geoinform.fh-mainz.de/multi3/startTempl.php?>

- gliederung=37&gebiet=56&txtArea=Thema, 17.3.2008.
- <http://nobelprize.org/>, 9.5.2007.
- [http://rwiweb.uzh.ch/senn/Materialien%20zum%20Bologna-Buch/Neuer%20Ordner/Quellentexte/K12\\_NS\\_Frank.pdf](http://rwiweb.uzh.ch/senn/Materialien%20zum%20Bologna-Buch/Neuer%20Ordner/Quellentexte/K12_NS_Frank.pdf), 23.1.2008.
- <http://www.ahneninfo.com/de/genealogien/meyergerold.htm>, 30.3.2007.
- <http://www.bbaw.de/bbaw/MitgliederderVorgaengerakademien/>, 15.3.2008.
- [http://www.bbaw.de/bbaw/MitgliederderVorgaengerakademien/AltmitgliedDetails?altmitglied\\_id=2665](http://www.bbaw.de/bbaw/MitgliederderVorgaengerakademien/AltmitgliedDetails?altmitglied_id=2665), 15.3.2008.
- <http://www.dhm.de/lemo/html/weimar/innenpolitik/hirsch-duncker/index.html>, 28.11.2006.
- <http://www.encyclopedia.com/doc/1E1-Owen-Rob.html>, 1.10.2007.
- [http://www.erlangen.de/de/desktopdefault.aspx/tabid-336/930\\_read-7178/](http://www.erlangen.de/de/desktopdefault.aspx/tabid-336/930_read-7178/), 23.1.2008.
- <http://www.ethbib.ethz.ch/aktuell/galerie/oechsli/>, 9.10.2006.
- <http://www.historyforsale.com/productimages/jpeg/5251.jpg>, 3.10.2006.
- <http://www.karlsruhe.de/kultur/stadtgeschichte/biographien/devrient/>, 18.4.2007.
- <http://www.karlsruhe.de/kultur/stadtgeschichte/biographien/lessing/>, 16.4.2007.
- <http://www.matrikel.uzh.ch/pages/869.htm#13497>, 7.11.2007.
- <http://www.nernst.de/kulturwelt.htm>, 30.8.2007.
- [http://www.raeterepublik.de/Hans\\_Beimler\\_A.Stern\\_hm](http://www.raeterepublik.de/Hans_Beimler_A.Stern_hm), 4.6.2007.
- [http://www.staatsarchive.niedersachsen.de/master/C1246199\\_N1224125\\_I503\\_L20\\_D0.html](http://www.staatsarchive.niedersachsen.de/master/C1246199_N1224125_I503_L20_D0.html), 24.1.2008.
- <http://www.s-line.de/homepages/m-ebener/Bauernkrieg.html>, 15.2.2008.
- [http://www.1911encyclopedia.org/David\\_Masson](http://www.1911encyclopedia.org/David_Masson), 23.4.2007.
- <http://www.whonamedit.com>, Friedrich Gustav Jacob Henle, 10.6.2007.
- Huch, Ricarda: *Frühling in der Schweiz. Jugenderinnerungen von Ricarda Huch*, Freiburg i.Br., Zürich 1960
- *Du mein Dämon, meine Schlange ... Briefe an Richard Huch 1887-1897. Nach dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Anne Gabrisch*, Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, 72. Veröffentlichung, Göttingen [1998].
- Hübinger, Gangolf: *Treitschke*, in: Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart, München 2002, S. 338-339.
- Hunter, William Bridges (Hrsg): *A Milton Encyclopedia*, Vol. 8, Bucknell University Press 1978.

- Hurwitz-Samuel, Ida: *Erinnerungen an die Familie Hurwitz, mit Biographie ihres Gatten Adolph Hurwitz, Prof. f. höhere Mathematik an der ETH*, ETH-Bibliothek Zürich, Hs 583a:2.
- Iggers, Georg G.: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, Wien, Köln, Weimar 1997.
- *Heinrich von Treitschke*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 174-188.
- Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz: *Eine Anekdote über den verstorbenen Berner Professor Valentin*, 20.1.1911, S. 7.
- Jahresberichte für deutsche Geschichte*, 1929, in: <http://www.bbaw.de/JDG/>, 23.3.2007.
- Jaeger, Friedrich; Rüsen, Jörn: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992.
- Jüdische Presszentrale: *Alfred Stern und die Hebräische Universität*, Nr. 887, 3.4.1936, S. 4.
- Jürgs, Michael: *Der kleine Frieden im Großen Krieg. Westfront 1914: Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten*, München 2003.
- Kaiser, Alexandra: „... das Material zu sammeln, das dieser Krieg in solcher Fülle schuf wie keiner vorher.“ *Kriegssammlungen und Kriegssammler im Ersten Weltkrieg*, in: Gottfried Korff (Hrsg.): *Kasten 117. Aby Warburg und der Aberglaube im Ersten Weltkrieg*, Tübingen 2007, S. 87-115. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Vereinigung für Volkskunde, 105. Band).
- Kamis-Müller, Aaron: *Antisemitismus in der Schweiz 1900-1930*, Zürich 2000.
- Kampe, Norbert: *Jüdische Professoren im deutschen Kaiserreich. Zu einer vergessenen Enquete Bernhard Breslauer's*, in: Rainer Erb, Michael Schmidt (Hrsg.): *Antisemitismus und jüdische Geschichte*, Berlin 1987, S. 185-211.
- Kästli, Tobias: *Die Schweiz – eine Republik in Europa. Geschichte des Nationalstaats seit 1789*, Zürich 1998.
- Katznelson, Siegmund (Hrsg.): *Juden im deutschen Kulturbereich. Ein Sammelwerk*, Berlin 1959.
- Kaufmann, Georg: [Rezensionen zu der Geschichte Europas von Alfred Stern], in: *Historische Zeitschrift*,  
 Band 76, München und Leipzig 1896, S. 123-126 (Band 1);  
 Band 83, München und Leipzig 1899, S. 99-101 (Band 2);  
 Band 89, München und Berlin 1902, S. 108-110 (Band 3);



- Band 103, München und Berlin 1909, S. 367-370 (Band 4);
- Band 112, München und Berlin 1914, S. 587-590 (Band 4, 5, 6);
- Band 115, München und Berlin 1916, S. 629-633 (Band 1, 2 der 2. Auflage);
- Band 119, München und Berlin 1919, S. 100-105 (Band 7).
- Keegan, John: *Der erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie*, Reinbek bei Hamburg 2004.
- Kennedy, P. M.: *Idealists and Realists: British Views on Germany 1864-1939*, in: Transactions of the Royal Historical Society, Fifth Series, Volume 25, London 1975, S. 137-156.
- Klein, Christian: *Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme*, in: Ders. (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 1-22.
- Klein, Martin J.; Kox, A. J.; Schulmann, Robert (Hrsg.): *The collected papers of Albert Einstein. Volume 5. The Swiss years: Correspondence. 1902-1914*, Princeton University Press 1993.
- Klüger, Ruth: *Zum Wahrheitsbegriff in der Autobiographie*, in: Magdalena Heuser (Hrsg.): *Autobiographien von Frauen. Beiträge zur ihrer Geschichte*, Tübingen 1996, S. 405-410.
- König, Christoph: *Aufklärungskulturgeschichte. Bemerkungen zu Judentum, Philologie und Goethe bei Ludwig Geiger*, in: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 187-202 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Band 3).
- Kreis, Georg: *Die moderne Schweiz als Produkt ihrer Geschichte*, in: Kurt R. Spillmann, Rolf Kieser unter Mitarbeit von Thomas Köppel (Hrsg.): *Blickpunkt Schweiz. 27 Ansichten*, Zürich 1995, S. 34-47.
- v. Krockow, Christian Graf: *Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Biographie einer Epoche*, Berlin 2002.
- Kuczynski, Jürgen: *Lügen, Verfälschungen, Auslassungen, Ehrlichkeit und Wahrheit: Fünf verschiedene und für den Historiker gleich wertvolle Elemente in Autobiographien*, in: Peter Alheit, Erika M. Hoerning (Hrsg.): *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*, Frankfurt/Main, New York 1989, S. 24-37.
- Külling, Friedrich Traugott: *Antisemitismus in der Schweiz zwischen 1866 und 1900*,

- Inaugural-Dissertation der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern zur Erlangung der Doktorwürde, Zürich 1977.
- Langer, Ulrich: *Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten*, Düsseldorf 1998.
- Lehmann, Max: *Max Lehmann*, in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1925, S. 206-232.
- Leonard, Jörn: *Construction and Perception of National Images: Germany and Britain 1870-1914*, in: The Linacre Journal, Number 4, December 2000, S. 45-67.
- Löffler, Sigrid: *Biographie. Ein Spiel. Warum die Engländer Weltmeister in einem so populären wie verrufenen Genre sind*, in: Literaturen, 7/8 II 2001, S. 14-17.
- Liselotte Lohrer: *Cotta. Geschichte eines Verlags. 1659-1959*. Stuttgart 1959.
- Lowenstein, Steven M.: *Anfänge der Integration 1780-1871*, in: Marion Kaplan (Hrsg.): *Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945*, München 2003, S. 126-187.
- Lutz, Heinrich: *Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815-1866*, Berlin 1998.
- v. Maltzahn, Christoph Frhr.: *Sybel*, in: *Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart*, München 2002, S. 323-324.
- Marcks, Erich, *Einleitung*, in: Hermann Baumgarten: *Historische und politische Aufsätze und Reden*, Straßburg 1894, S. I-CXXXIV.
- Martinez, Matias; Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*, München 2003.
- Meinecke, Friedrich: *Autobiographische Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Eberhard Kessel*, Stuttgart 1969.
- Merriam, Sharan B.: *Fallstudien som forskningsmetod*, Lund 1994.
- Meyer, Eduard: *Zur Theorie und Methodik der Geschichte*, Halle 1902.
- Meyer, Michael A.: *Deutsch werden, jüdisch bleiben*, in: Michael Brenner, Stefi Jersch-Wenzel, Michael A. Meyer (Hrsg.): *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band II. Emanzipation und Akkulturation 1780-1871*, S. 208-259.
- Meyers Konversationslexikon, Leipzig 1888-1890,  
(<http://www.retrobibliothek.de/retrobib/index.html>):
- *Deutsche Litteratur (1890: Geschichte, Briefwechsel, Litteraturgeschichte)*, Bd. 18, S. 205.
  - *Lessing*, Bd. 10, S. 725-726.
  - *Riefstahl*, Bd. 13, S. 820; Bd. 39, S. 446.
  - *Schrödter*, Bd. 14, S. 636.

- Meyers Lexikonverlag: *Deutscher Zollverein*,  
[http://lexikon.meyers.de/index.php?title=Deutscher\\_Zollverein&oldid=170214](http://lexikon.meyers.de/index.php?title=Deutscher_Zollverein&oldid=170214),  
 16.3.2008.
- Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus: *Ein gar seltsamer Prozeß*, Nr. 49, 4.12.1901, S. 403-405.
- *Zur Abwehr. Ein gar seltsamer Prozeß*, Nr. 16, 16.4.1902, S. 122.
- Müller, Philipp: *Erkenntnis und Erzählung. Ästhetische Geschichtsdeutung in der Historiographie von Ranke, Burckhardt und Taine*, Köln, Weimar, Wien 2008  
 (= Beiträge zur Geschichtskultur, Band 33).
- Müller, Rainer A.: *Jaffé*, in: Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart, München 2002, S. 168.
- Nabholz, Hans: *Alfred Stern*, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 536, 29. März 1936, S. 1-2.
- Neffe, Jürgen: *Einstein. Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg 2006.
- Nestler, Gerhard: *Geschichte der Musik. Die großen Zeiträume der Musik von den Anfängen bis zur elektronischen Musik*, Gütersloh 1979.
- Neue Frankfurter Presse: *Wissenschaftliche Vorträge im kaufmännischen Verein*, 7.1.1878.
- Nietzsche, Friedrich: *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: Unzeitgemäße Betrachtungen, Frankfurt am Main 1981, S. 95-184.
- Niggel, Günter: *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*, Stuttgart 1977.
- Nippel, Wilfried: *Theodor Mommsen*,  
<http://www.geschichte.hu-berlin.de/galerie/texte/mommsen.htm>, 30.4.2007.
- Nipperdey, Thomas: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998.
- *Deutsche Geschichte 1866-1918. Band I. Arbeitswelt gegen Bürgergeist*, München 1990.
  - *Deutsche Geschichte 1866-1918. Band II. Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992.
- O'Connor, J. J.; Robertson, E. F.: *Jacob Lüroth*, in: <http://www-history.mcs.st-and.ac.uk/~history/Biographies/Lueroth.html>, 16.4.2007.
- Osterhammel, Jürgen: *Gardiner*, in: Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart, München 2002, S. 112.
- *Buckle*, in: ebd., S. 42f.

- Pelger, Gregor: *Deutsch-jüdische Gelehrte zwischen Tradition und Emanzipation: Das Beispiel des Indologen Gustav Salomon Oppert*, [www.lzz.uni-halle.de/publikationen/essays/nl11\\_pelger.pdf](http://www.lzz.uni-halle.de/publikationen/essays/nl11_pelger.pdf), 25.4.2008, S. 15-23.
- v. Petersdorff, Herman: [Rezension zu *Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern*], in: *Historische Zeitschrift*, Band 131, München und Berlin 1925, S. 99-101.
- Picard, Jacques: *Die Schweiz und die Juden 1933-1945. Schweizerischer Antisemitismus, jüdische Abwehr und internationale Migrations- und Flüchtlingspolitik*, Zürich 1994.
- Popkin, Jeremy D.: *History, Historians & Autobiography*. Chicago, London 2005.
- Ratz, Ursula: *Arbeiteremanzipation zwischen Karl Marx und Lujo Brentano. Studien zur Geschichte der Arbeiterbewegung und der Bürgerlichen Sozialreform in Deutschland*, Berlin 1997 (= Sozialpolitische Schriften, Heft 73).
- Redaktion der Historischen Zeitschrift: *Erklärung der Redaktion gegen Hermann Baumgarten*, in: *Historische Zeitschrift*, Band 50, 1883, S. 556-561.
- Reißner [Reissner], Hanns: [Rezension zu *der Propyläen-Weltgeschichte, Siebenter Band*], in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland*, Jahrgang 3, Nr. 2, 1931, S. 147-148.
- *Alfred Stern*, in: *Der Morgen*, Jg. 12, Nr. 5, 1936, S. 228-230.
- Richarz, Monika: *Der Eintritt der Juden in die akademischen Berufe. Jüdische Studenten und Akademiker in Deutschland 1678- 1848*, Tübingen 1974.
- Ritter, Gerhard: [Rezension zu *Band 8 und 10 der Geschichte Europas von Alfred Stern*], in: *Historische Zeitschrift*, Band 132, München und Berlin 1925, S. 501-505.
- Ritter, Moriz: *Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft an den führenden Werken betrachtet*, München, Berlin 1919.
- Runge, Anita: *Geschlechterdifferenz in der literaturwissenschaftlichen Biographik. Ein Forschungsprogramm*, in: Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 113-128.
- Röhl, John C. G.: *Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik*, München 2002.
- v. Rohr, Mathieu: *Angst vorm „großen Kanton“*, in: *Der Spiegel*, 10/2007, S. 142-144.
- Roth, Cecil (Hrsg.): *Stern, Alfred*, in: *Encyclopaedia*, Jerusalem 1971-72.

- Schaub, Stefan: *Erlebnis Musik. Eine kleine Musikgeschichte*, München, Kassel 1993.
- Schmeiser, Martin: *Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870-1920*, Stuttgart 1994.
- Schmidt-Gernig, Alexander: *Erich Marcks (1861-1938)*,  
<http://www.geschichte.hu-berlin.de/galerie/texte/marcks.htm>, 19.11.2007.
- Schmitt, Bernadotte E.: [Rezension zu Band 7 der *Geschichte Europas von Alfred Stern*], in: *The American Historical Review*, 24:680, Washington D.C., Januar 1919, S. 680-682.
- Schmitz, Norbert: *Moritz Abraham Stern (1807-1894). Der erste jüdische Ordinarius an einer deutschen Universität und sein populärastronomisches Werk*, Hannover-Laatzten 2006 (= Troll, Tromsøer Studien zur Kulturwissenschaft, Band 7).
- Schneider, Lothar: *Eugen Wolffs Dilemma*, in: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871-1933*, Göttingen 2001, S. 103-109 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Band 3).
- Schulin, Ernst: *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geisteswissenschaft und kritischem Denken*, Göttingen 1979.
- Schulmann, Robert; Kox, A. J.; Janssen, Michael; Illy, József (Hrsg.): *The collected papers of Albert Einstein. Volume 8. The Berlin Years: Correspondence. 1914-1918. Part A: 1914-1917*, Princeton University Press 1998.
- Schulze, Hagen: *Weimar. Deutschland 1917-1933*, Berlin 1998.
- Seelig, Carl: *Albert Einstein. Eine dokumentarische Biographie*, Zürich, Stuttgart, Wien 1954.
- Seier, Hellmut: *Heinrich von Sybel*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 132-146.
- Sell, Friedrich C.: *Die Tragödie des deutschen Liberalismus*, Stuttgart 1953.
- Simmen, Rosemarie: *Schweizerische Kulturpolitik: Ursprünge und Entwicklung*, in: Kurt R. Spillmann, Rolf Kieser unter Mitarbeit von Thomas Köppel (Hrsg.): *Blickpunkt Schweiz. 27 Ansichten*, Zürich 1995, S. 252-261.
- Spillmann, Kurt R.: *Sicherheit und Sicherheitspolitik – einst und jetzt*, in: Ders., Rolf Kieser unter Mitarbeit von Thomas Köppel (Hrsg.): *Blickpunkt Schweiz. 27 Ansichten*, Zürich 1995, S. 79-98.
- Stachel, John (Hrsg.): *The collected papers of Albert Einstein. Volume 1. The early years. 1879-1902*, Princeton University Press 1987.

- Steinberg, Hans-Josef: *Karl Lamprecht*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 58-68.
- Steinberg, Sigfrid: *Vorwort des Herausgebers*, in: *Die Geschichtswissenschaft in Selbstdarstellungen*, Leipzig 1925, S. V-III.
- Steinhausen, Georg: *Georg Steinhausen*, in: *Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Leipzig 1925, S. 232-274.
- Stern, Alfred: *Über die zwölf Artikel der Bauern und einige andere Aktenstücke aus der Bewegung von 1525. Ein Beitrag zur Geschichte des großen Deutschen Bauernkrieges*, Leipzig 1868.
- *Die Artikel der Frankfurter vom April 1525*, in: *Forschungen zur Deutschen Geschichte*. Neunter Band. Auf Veranlassung und mit Unterstützung seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Academie der Wissenschaften, Göttingen 1869, S. 631-641.
  - *Naturwissenschaft und Demokratie. Ein Versuch*, in: *Die Zukunft*. Demokratische Zeitung, III. Jahrgang, Nr. 141 (20.6.1869), Nr. 143 (23.6.1869), Nr. 144 (24.6.1869), Nr. 145 (25.6.1869), Nr. 146 (26.6.1869), Nr. 147 (27.6.1869), Nr. 148 (29.6.1869), Nr. 149 (30.6.1869).
  - *Aphorismen*, 1865-1870, (unveröffentlichtes Manuskript), Zentralbibliothek Zürich, HsAbt., Nachlass Alfred Stern.
  - *Die Juden im großen Deutschen Bauernkriege 1525*, in: *Jüdischen Zeitschrift für Wissenschaft und Leben*, Achter Jahrgang, Bresslau 1870, S. 57-72.
  - *Nachtrag zu der Mittheilung: Die Artikel der Frankfurter vom April 1525*, in: *Forschungen zur Deutschen Geschichte*. Zehnter Band. Auf Veranlassung und mit Unterstützung seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Academie der Wissenschaften, Göttingen 1870, S. 661-662.
  - *Das Schlachtfeld von Wörth*, in: *Neue Freie Presse*, Nr. 2157, Wien 30.8.1870.
  - *Das Völkerrecht und der Krieg*, in: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 65 (6.3.1871), S. 1093-1094; Nr. 67 (8.3.1871), Beilage, S. 1127-1128; Nr. 68 (9.3.1871), Beilage, S. 1146-1147; Nr. 70 (11.3.1871), Außerordentliche Beilage, S. 1193-1195, Augsburg 1871.
  - *Londoner Theater*, in: *Neue Freie Presse*, Nr. 2446, Wien 11.10.1871.

- *Die Streitfrage über den Ursprung des Artikelbriefs und der zwölf Artikel der Bauern*, in: Forschungen zur Deutschen Geschichte. Zwölfter Band. Auf Veranlassung und mit Unterstützung seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Academie der Wissenschaften, Göttingen 1872, S. 475-513.
- *Briefe Englischer Flüchtlinge in der Schweiz. Aus einer Handschrift des Berner Staats-Archivs*, Göttingen 1874.
- *Milton und seine Zeit*, 2 Bände, Leipzig 1877, 1879.
- *Alfred Woltmann †*, in: Frankfurter Zeitung und Handelsblatt, Nr. 63, 3.3.1880.
- *Geschichte der Revolution in England*, Berlin 1881.
- *Zur Geschichte der preußischen Verfassungsfrage*, in: Historische Zeitschrift, Band 48, München und Leipzig 1882, S. 236-304.
- *Die Socialisten der Reformzeit*, Berlin 1883.
- *Wider Treitschke. Ein Beitrag zur Kritik des zweiten Bandes von H. v. Treitschke's Deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*, in: Die Tribüne, 23. Jahrgang, Nr. 49-50, 30.-31.1.1883.
- *S. R. Gardiners englische Geschichte 1603-1642*, in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 200, München 20.7.1883, S. 2930-2931.
- *Hubmaier*, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. XIII, Leipzig 1875-1912, S. 264-267.
- *Eröffnungsvorlesung am schweizerischen Polytechnikum zu Zürich*, in: Sonntagsblatt des Bund, 20.11.1887, S. 369-371.
- *Das Leben Mirabeaus*, Berlin 1889.
- *Theodor Körner (zum 23. September 1891)*, in: Frankfurter Zeitung, Nr. 266, 23.9.1891
- *Zur Familiengeschichte. Klärchen Zum 22. März 1906 gewidmet. (Als Manuskript gedruckt)*, Zürich 1906.
- *Rezension zu Hans Schmidt: Die politische Revolution des Jahres 1848 im Großherzogtum Posen, Weimar 1912*, in: Morgenblatt der Frankfurter Zeitung, Nr. 5, 5.1.1913, S. 5.
- *Reden, Vorträge und Abhandlungen*, Stuttgart, Berlin 1914.
- *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871*, 10 Bände, Stuttgart und Berlin 1913-1924.

- *Eine Schrift über Karl Sand* [Rezension zu Karl Alexander von Müller: Karl Sand, in: Tim Klein (Hrsg.): Stern und Unstern. Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteuer, Fünftes Buch, München 1924], in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 34, 6.1.1925, S. 1.
- *Judentum und Humanität. Eine geschichtliche Erinnerung*, in: Der Morgen, Jahrgang 2, Nr. 4, 1926, S. 366-376.
- *Abriss einer Geschichte der demokratischen Ideen in den letzten vier Jahrhunderten*, Zürich und Leipzig 1927.
- *Giebt es einen Fortschritt in der Geschichte?*, 1927, (unveröffentlichtes Manuskript), Zentralbibliothek Zürich, HsAbt., Nachlass Alfred Stern.
- *Volksreferendum und Volksinitiative in der neueren Geschichte*, in: Deutsche Rundschau, Berlin 1929, S. 103-108.
- *Moses Mendelssohn und Shakespeare*, in: Neue Schweizer Rundschau, XXII, Zürich, März 1929, S. 176-187.
- *König Eduard VII. und die auswärtige Politik Englands*, in: Europäische Gespräche, VII, 9.9.1929, S. 483-504.
- *Die Französische Revolution und ihre Wirkung auf Europa*, in: Walter Goetz (Hrsg.): Die Französische Revolution/Napoleon und die Restauration 1789-1848, Berlin 1929, S. 1-114 (= Propyläen-Weltgeschichte, Siebenter Band).
- *Vorgeschichte und Revolutionsjahre 1848 und 1849*, in: Walter Goetz (Hrsg.): Liberalismus und Nationalismus 1848-1890, Berlin 1930, S. 1-70 (= Propyläen-Weltgeschichte, Achter Band).
- *Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, und die Juden*, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, Jahrgang 2, Nr. 1, 1930, S. 68-73.
- *Der Pazifismus im achtzehnten Jahrhundert*, in: Europäische Gespräche, VIII, 6.6.1930, S. 300-313.
- *Abrüstungsverhandlungen im Jahre 1831*, in: Europäische Gespräche, IV, 12.12.1931, S. 591-602.
- *Wissenschaftliche Selbstbiographie*, Zürich und Leipzig 1932.
- *Ludwig Bambergers geheime Tagebücher*, [Rezension zu Ernst Feder (Hrsg.): Bismarcks großes Spiel. Die geheimen Tagebücher Ludwigs Bambergers, Frankfurt am Main 1932], in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 119, 16.6.1932, S. 1-2.
- *Schicksale: Wert und Unwert von Denkmälern*, 1933[?], (unveröffentlichtes Manuskript), Zentralbibliothek Zürich, HsAbt., Nachlass Alfred Stern.



- [ohne Titel], in: Sonderdruck aus der Zeitschrift für Bücherfreunde, Leipzig o.J., S. 29-37.
- Stern, Antonia: *Hans Beimler – Ein Lebensweg*, editiert und mit Fußnoten versehen von Dr. Nikolaus Braun, 2002/2003 München,  
[http://www.raeterepublik.de/Hans\\_Beimler\\_A.Stern\\_htm](http://www.raeterepublik.de/Hans_Beimler_A.Stern_htm), 4.6.2007.
- *Die Falschmünzer. Zum 20. Todestag Hans Beimlers, gefallen am 1. Dezember 1936, in der Universitätsstadt Madrid, als Opfer seiner revolutionären Gesinnung*, editiert und mit Fußnoten versehen von Dr. Nikolaus Braun, 2002/2003 München, [http://www.raeterepublik.de/Hans\\_Beimler\\_A.Stern\\_htm](http://www.raeterepublik.de/Hans_Beimler_A.Stern_htm), 4.6.2007.
  - *Zu dem Buch: „Hans Beimler und seine Centuria“*, (1937), The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 54-520.
  - *Zu spät*, (1949), The Albert Einstein Archives, Jerusalem, Dok. 54-852.
- Stern, Fritz: *Geschichte und Geschichtsschreibung. Möglichkeiten, Aufgaben, Methoden. Texte von Voltaire bis zur Gegenwart*, München 1960.
- *Die Historiker und der Erste Weltkrieg. Eigenes Erleben und öffentliche Deutung*, in: Ders.: *Verspielte Größe. Essays zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1996, S. 37-68.
  - *Freunde im Widerspruch. Haber und Einstein*, in: Ders.: *Verspielte Größe. Essays zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1996, S. 214-282.
  - *Einstein's German World*, Princeton University Press 1999.
- Stern, William: *Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen*, Leipzig 1911.
- Stugu, Ola Svein: *Historie i bruk*, Oslo 2008.
- Stürmer, Michael: *Das ruhelose Reich. Deutschland 1866-1919*, Berlin 1998.
- Süß, Susanne; Schwarzrock, Imke: *H. H. (Hermann Heinrich) Meier*,  
<http://www-user.uni-bremen.de/~bremhist/HHMeier.html>, 25.3.2008.
- Tanner, Jakob: *Epilog: Die Schweiz liegt in Europa*, in: Manfred Hettling, Mario König, Martin Schaffner, Andreas Suter, ders. (Hrsg.): *Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen*, Frankfurt am Main 1998, S. 291-313.
- Te Heesen, Anke: *Schnitt 1915. Zeitungsausschnittsammlungen im Ersten Weltkrieg*, in:

- Gottfried Korff (Hrsg.): Kasten 117. Aby Warburg und der Aberglaube im Ersten Weltkrieg, Tübingen 2007 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Vereinigung für Volkskunde, 105. Band), S. 71-85.
- The Columbia Encyclopedia, 2007, <http://www.encyclopedia.com/doc/1E1-Masaniel.html>, 16.3.2008.
- The New York Times: *Oxford Historians Defend England*, 14.10.1914.
- Traub, Rainer: *Das Dilemma der Biografen*, in: Neue Bücher 2007. Biografien & Co., Spiegel Special, Nr. 5. 2007, S. 6-9.
- v. Treitschke, Heinrich: *Der Socialismus und seine Gönner*, in: Preußische Jahrbücher, XXXIV, 1874, S. 67-110 (I.), 248-301 (II).
- *Unsere Aussichten*, in: Preußische Jahrbücher, XLIV, 1879, S. 559-576.
  - *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert*, 5 Bände, Königstein/Taunus, Düsseldorf 1981.
- Troeltsch, Ernst: *Die Krisis des Historismus*, in: Neue Rundschau, 1922, S. 572-590.
- Ullrich, Volker: *Die nervöse Großmacht 1871-1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs*, Frankfurt am Main 1999.
- v. Ungern-Sternberg, Jürgen; v. Ungern-Sternberg, Wolfgang: *Der Aufruf „An die Kulturwelt!“ . Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg*, Stuttgart 1996, (= Historische Mitteilungen, im Auftrage der Ranke-Gesellschaft, Vereinigung für Geschichte im öffentlichen Leben e.V., Beiheft 18).
- Urner, Klaus: *Die Deutschen in der Schweiz. Von den Anfängen der Kolonienbildung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Frauenfeld 1976.
- Vetter, Theodor: *Jakob Baechtold. Professor der deutschen Litteraturgeschichte an der Universität Zürich*, Neue Zürcher Zeitung, August 1897 [Separatdruck S. 6].
- Virnich, Carl-Josef: *Der „Deutsche Bauernkrieg“ – Einführung*, in: [http://www.historicum.net/no\\_cache/persistent/artikel/737/](http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/737/), 15.2.2008.
- Vischer, Wilhelm; Stern, Alfred (Hrsg.): *Basler Chroniken. Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft in Basel*, Leipzig 1872.
- Volkov, Shulamit: *Die Juden in Deutschland 1780-1918*, München 2000 (= Enzyklopädie deutscher Geschichte, Band 16).
- Völkel, Markus: *Geschichtsschreibung. Eine Einführung in globaler Perspektive*, Köln

2006.

Walton, Stephen J.: *Skaff deg eit liv! Om Biografi*, Oslo 2008.

Weber, Marie-Lise: *Ludwig Bamberger. Ideologie statt Realpolitik*, Stuttgart 1987.

Weber, Wolfgang: *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800-1970*, Frankfurt am Main 1984 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Band 216).

Wehler, Hans-Ulrich: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*

- *Zweiter Band: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815-1845/49*, München 1989.
- *Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des ersten Weltkrieges 1849-1914*, München 1995.
- *Vierter Band: Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949*, München 2003.

Weigel, Sigrid: *Korrespondenzen und Konstellationen. Zum postalischen Prinzip biographischer Darstellungen*, in: Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Weimar 2002, S. 41-54.

Wentzcke, Paul: *Über Treitschkes Deutsche Geschichte – Urteile von Freunden und Fachgenossen*, in: *Archiv für Politik und Geschichte*, 1924, S. 252-279.

White, Hayden: *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*, Stuttgart 1991 (= *Sprache und Geschichte* 10).

Winzen, Peter: *Treitschke's Influence on the Rise of Imperialist and Anti-British Nationalism in Germany*, in: Paul Kennedy (Hrsg.): *Nationalist and racialist Movements in Britain and Germany before 1914*, Oxford 1981, S. 154-170.

Wittmann, Reinhard: *Geschichte des deutschen Buchhandels*, München 1999.

Wucher, Albert: *Theodor Mommsen. Geschichtsschreibung und Politik*, Göttingen 1956 (= *Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft*, Band 26).

- *Theodor Mommsen*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 383-400.

Wyrwa, Ulrich: *Die europäischen Seiten der jüdischen Geschichtsschreibung: Eine Einführung*, in: Ders. (Hrsg.): *Judentum und Historismus. Zur Entstehung der jüdischen Geschichtswissenschaft in Europa*, Frankfurt/Main 2003, S. 9-36.

- Zechlin, Egmont: [*Rezension zu Band 9 der Geschichte Europas von Alfred Stern*], in:  
Archiv für Politik und Geschichte, Nr. 10, 1924, S. 522-524.
- Zeller, Eduard: *Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß*, Bonn 1895.
- v. Zimmermann, Christian: *Vorwort*, in: Ders. (Hrsg.): *(Auto)Biographik in der  
Wissenschafts- und Technikgeschichte*, Heidelberg 2004, S. 7-14 (= Cardanus,  
Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte, Band 4).
- *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher  
Darstellung (1830-1940)*, Berlin 2006.
- Žmegač, Viktor; Škreb, Zdenko; Sekulić, Ljerka: *Kleine Geschichte der deutschen  
Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main 1989.